BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS









Bücher-Sammlung von


Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Zu der Humoreske »Flirt — nichts als Flirt!« von W. Harb. (S. 82)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Dreizehnter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Männchens Liebe. Roman aus Masuren von Horst Bodemer (Fortsetzung und Schluß) 5

Flirt — nichts als Flirt! Humoreske von W. Harb 56
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Zwischen Himmel und Erde. Momentbilder vom Bau eines Wolkenkratzers. Von H. Giersberg . . 84
Mit 5 Illustrationen.

Ahasvers Brautfahrt. Erzählung aus längstvergangenen Tagen. Von M. Blank 95

Im Pariser Nachtasyl. Ein Großstadtbild von R. Zollinger 155
Mit 9 Illustrationen.

Reginas. Humoreske von Carry Brachvogel . . . 170

Der Elefantenfang im Korral. Jagdbilder aus Ostindien von K. Tesdorff 182
Mit 9 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die Fassung macht es! 204

Etwas von der Sonne 207

Neue Erfindungen:

I. Kartoffelstampfer 210
Mit Illustration.

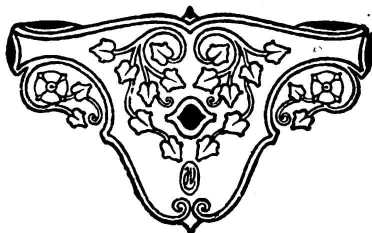
II. Der Selbstbinder »Parallel« 211
Mit 2 Illustrationen.

Rossinis Gedächtnis 213

Heiratschwierigkeiten 215

Die Korinthe 216

Seite
Das Verhältnis der verschiedenen Geschlechter . . 218
Der jüngste Ritter des Goldenen Vließes 219
Mit Illustration.
Ein Philosoph 220
Die Trinkbücher von Ambras 221
Ein amerikanisches Duell 223
Der Polizeihund »Pan«, der Sieger von Vittel . . 224
Mit Illustration.
Bestrafte Schmeichelei 226
Ein moderner Bücherschwindel 227
Etwas von der Blutbuche 231
Ein geschichtlicher Druckfehler 232
Gesetze gegen die Übervölkerung Londons . . 233
Die Donaulöcher 234
Mit 2 Illustrationen.
Spitzbubenstreiche 236
Der Ahnherr der Seeschlange 238
Die Geschichte einer Denkmalsinschrift 239
Merkwürdige Angst 240





Mannchens Liebe.

Roman aus Masuren von Horst Bodemer.

□ □

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Gunild hatte den Oberkörper vorgeneigt, die schlanken Hände im Schoße gefaltet und sah Roßdorff mit großen Augen an.

„Vermutlich werde ich bald Ihr Vetter werden, gnädige Frau.“

„Mein Vetter?“ — Sie rieb sich die Stirn. — „Ha, ich verstehe! Um Agathe Dittmark handelt es sich wohl?“

„Allerdings! Im Herbste fahr' ich zu den Jagden nach Masuren — einig sind wir schon!“

Herzlich streckte sie Roßdorff die Hand entgegen. „Wie mich das freut! Ich weiß nicht, wem ich mehr Glück wünschen soll, Ihnen oder meiner Base.“

„Ich glaube, ich habe den größeren Anspruch darauf.“

„Und dann soll wohl schon im nächsten Winter Agathe hierher kommen?“

„Hoffentlich.“

Da klatschte Gunild in die Hände. „Wissen Sie was? Ich werde sie bitten, mich recht bald zu besuchen!“

„Wäre das schön! — Aber wahrhaftig, gnädige Frau, auf den Gedanken bin ich noch gar nicht gekommen! Glauben Sie ja nicht, ich hätte Ihnen deshalb mein Herzensgeheimnis anvertraut!“

Gunild lachte ihn aus. „Meinen Sie, ich würde

Ihnen das übelnehmen? — Aber wo haben Sie denn meine Base kennen gelernt?"

„In Masuren. Ich habe auf der Herreise Plattangen und Herrn v. Sollenstern besucht."

Da biß Gunild die Zähne aufeinander. Wie hatte sie nur so töricht fragen können! Aber nun blieb ihr weiter nichts übrig, als das Gespräch in diesen Bahnen fortzuspinnen.

„Hat sich Herr v. Plattangen gut eingelebt?"

Roßdorff zuckte die Achseln. „Im Winter gibt's natürlich nicht viel zu tun, aber nun wartet auf ihn die Arbeit. Es war sehr nötig, glaube ich, daß er die Bewirtschaftung der Herrschaft selbst in die Hand nahm."

Er sagte dies alles mit der größten Seelenruhe. Gunild war neugierig geworden, sie wollte den Dingen auf den Grund gehen, und einem zukünftigen Vetter gegenüber meinte sie sich nicht allzu große Reserve auferlegen zu müssen.

„Niemals hätte ich geglaubt, daß Plattangen so leichtsinnig sein könnte!"

„Wie meinen Sie, gnädige Frau?" Ganz erstaunt sah sie Roßdorff an.

Da wurde sie verwirrt. „Nun, nun — Herr v. Plattangen ist doch fertig, sozusagen!"

Schon im selben Augenblicke taten ihr die Worte leid. Was sollte Roßdorff von ihr denken!

„Fertig? — Pekuniär?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Denkt ja nicht im Traume dran, gnädige Frau!"

Jetzt wußte sie nicht mehr ein noch aus. In ihrer Verlegenheit redete sie drauf los: „Er soll doch sein ganzes Vermögen verspielt haben, die Herrschaft kaum mehr halten können! — Ach Gott, in welchem Lichte steh' ich nun vor Ihnen!"

Da wurde Roßdorff sehr ernst. „Wer hat Ihnen das vorgelogen?“

„Es hieß allgemein so, Herr v. Roßdorff.“

„Nein, denn davon hätten wir in Rathenow etwas erfahren, und mir gegenüber würde wenigstens Herr v. Sollenstern offen gewesen sein. Das alles ist weiter nichts wie eine infame Lüge! Plattangen ist mein Freund, ich wünsche der Sache auf den Grund zu gehen. Also wer war der Lügner?“

„Bitte, bitte, fragen Sie nicht! Um Ihnen im übrigen alle Bedenken zu nehmen — ich habe es erst erfahren, als ich bereits verlobt war.“

„Also durch Herrn v. Wullnow?“

Das Blut schoß ihr zu Kopfe, sie war nahe daran, vom Stuhle zu sinken. „Das habe ich nicht gesagt!“

Roßdorff erhob sich. „Dann werde ich Ihren Herrn Gemahl sofort selbst fragen.“

„Bitte, tun Sie es nicht — bitte, bitte!“

Da biß Roßdorff die Zähne aufeinander. Also so sah diese Ehe aus! Wie ängstlich der Blick der jungen Frau an seinen Augen hing!

„Sie wissen, Plattangen ist mein bester Freund.“

„Und ich versichere Sie, ich schätze Ihren besten Freund sehr hoch.“

Der Offizier sah zur Seite. Ganz dicht stand Frau v. Wullnow vor ihm.

„Gnädige Frau, diesen Verdacht darf ich nicht auf Mannchen sitzen lassen, wenn dieses alberne Gerede auch Ihre Entschlüsse nicht beeinflußt haben — sollte!“

Das letzte Wort empfand Gunild wie einen Schlag ins Gesicht. „Glauben Sie meinen Worten, oder nicht, Herr v. Roßdorff?“

„Ich muß wohl, aber es fällt mir wahrhaftig schwer!“

„Gut! Mein Mann hat es mir erzählt, aber als wir schon verlobt waren!“

Traurig nickte Roßdorff ein paarmal mit dem Kopfe vor sich hin. „Es hilft alles nichts, ich muß Aufklärung von Ihrem Herrn Gemahl fordern.“

Da ergriff Gunild seine beiden Hände. „Tun Sie es nicht — um meinetwillen nicht, Herr v. Roßdorff!“

„Arme gnädige Frau!“

Weinend sank sie auf einen Sessel.

Nebenan fingen die Arbeiter zu lärmen an. Die Frühstückspause war vorüber.

* * *

Die ersten Südstürme brausten über Masurenland.

Sie legten sich auf die Schneemassen der Bäume, brachen ab, was nicht mehr lebenskräftig war. Ein Krachen ging durch die Wälder, und ab und zu klang dazwischen ein Schrei. Entwurzelte Bäume hatten sich hilfesuchend an die kräftigeren Nachbarn gelehnt, Stamm rieb sich an Stamm; wie ein Mensch, der in Todesängsten um Hilfe ruft, hallte der bange, kreischende Ton scharf durch das wilde Rauschen.

Da wurde der Birkhahn lebendig. Er sandte Freund Sturm sein Liebeslied entgegen.

Die Menschen standen an den Türen und hörten sich die „Reveille“ an, die der Südwind mit immer kräftigeren Akkorden blies. Nun nahten die Tage der Arbeit wieder. Höchste Zeit war's! Seit zwanzig Jahren hatte Masuren keinen so harten Winter erlebt. —

Noch bevor der erste helle Schein im Osten sich angekündigt hatte, war Plattangen, den Hund an der Seite, hinausgegangen in seine Wälder. Nach drei Stunden kehrte er mit einigen Birkhähnen als Beute zurück.

Wie gut hatte ihm dieses Jagen im Sturmgebraus getan! Das peitschte das Blut auf, straffte die Nerven, mit hellerem Blick, gerötetem Gesicht und festerem Schritt betrat er wieder die Schwelle seines Hauses.

Agrameit erwartete ihn.

„Jetzt geht, Gott sei Dank, bald die Arbeit los, alter Freund!“

„Der Südsturm wird sorgen, daß sie nicht zu knapp wird.“

„Und das soll mich freuen! Der Wald sieht wie ein Schlachtfeld aus.“

„Noch 'ne solche Woche und wir können mit der Feldbestellung beginnen. Ich habe die Einteilung mitgebracht.“

Und nun beredeten sie, wo zuerst angefangen werden sollte, was auf dieser und auf jener Flur zu säen war.

„Donnerwetter, so viel Hafer, Agrameit?“

„Die Preise steigen, ich denke, wir werden ein gutes Geschäft machen, denn der Roggen hat gut überwintert. Wenn nur kein Rückschlag kommt!“

„Schön! Sie kennen ja den Boden besser als ich.“

„Der hat auch seine Launen, Herr Oberleutnant!“

Er erzählte ausführlich von den Erfahrungen, die er mit den verschiedenen Lagen gemacht hatte, und Mannchen schwieg und hörte andächtig zu.

Wie vieles Lehrgeld würde ihm der biedere Agrameit wohl sparen? Aus jedem Worte klang seine Liebe zur Herrschaft Plattangen durch, er war festgewurzelt in diesem Boden, der machte ihm keinen Strich mehr durch die Rechnung, wenn der Himmel ein Einsehen hatte und nicht noch im Mai Frost schickte, oder Wolkenbrüche und Hagel vom Himmel warf. —

Gegen Mittag fuhr Sollenstern vor.

„Na, Mannchen, jetzt heißt's aufgewacht aus dem Winterschlaf!“

„Ich bin wahrhaftig schon ganz munter!“

Aber Sollenstern machte gar kein fideles Gesicht. Er setzte sich, starrte auf den Teppich und rieb sich die Stirn.

„Hast wohl Ärger gehabt, Onkelchen?“

Da fuhr der aus seinem Brüten auf. „Ärger — na ja dochchen, das heißt die Geschichte ist eigentlich albern. Aber nun hilft kein Mundspitzen mehr, jetzt muß gepfiffen werden.“

„Was ist denn los?“

Sollenstern kramte ein paar Briefe aus der Brusttasche. „Ist ja albern, Mannchen, ich hätte dir's schon längst sagen sollen, aber länger läßt sich's doch nicht mehr verheimlichen — Wullnows sind in Petersburg.“

Da versuchte Plattangen zu lachen. „Das wußte ich schon längst, aus Rathenow wurde es mir geschrieben.“

Onkelchen hatte den Klemmer ganz vorn auf die dicke Nase gesetzt und musterte über die Gläser weg seinen Neffen sehr eindringlich. „Warum hast du mir das nicht gesagt, Mannchen?“

„Wozu? Roßdorff hat ja auch geschwiegen. — Übrigens weißt du's auch schon seit einiger Zeit. Ich hab' es dir längst angemerkt, Onkelchen.“

„Gottchen ja, ich wollte dir deine Ruhe nicht kaput schlagen.“

„Mit der ist's noch nicht weit her.“

„Hm — da hat mir der Roßdorff eben wieder 'nen Brief geschrieben.“

„Gib ihn her!“

„Nee dochchen — immer hübsch langsam! Und nun setz dich erst mal auf 'nen Stuhl, Mannchen!“

Da kommt Ruhe über Plattangen. „Was ist los?

Alles mit einem Male 'runter, Onkelchen! Ich denke, mich schmeißt auch eine starke Dosis nicht um!"

„Wollen's hoffen! — Roßdorff fragt bei mir an, ob du wahrhaftig so viel Geld verspielt hast und nahe an der Pleite ständest."

„Nanu?"

„Er hat nämlich mit der Gunild über dich gesprochen, ein Wort hat das andere gegeben, sie hat dich fürchterlich bedauert, und da ist ihr der Mund übergelaufen."

„Und Wullnow war der Ehrenmann, der mich auf diese Weise leichter ausstach?"

„Ja und nein, Mannchen. Gesagt hat er ihr's erst nach der Verlobung."

„Sofort werde ich nach Petersburg fahren und mir den Kerl vornehmen."

„Schafskopf! — Daß die Welt sagt: das Mädel hat er nicht gekriegt, nun schießt er ihrem Mann dafür 'n Loch in den Bauch!"

„Was die Welt sagt, ist mir einerlei! Erst komme ich selber!"

„Mannchen! Du hast die Gunild doch lieb?"

„Alles hat seine Grenzen!"

„Die Liebe kennt keine, Mannchen, und ich glaube, die arme Gunild ist heute schon ein unglückliches Weib geworden!"

Da faßt Plattangen mit beiden Händen nach dem Kopfe, seine Augen treten aus den Höhlen, keuchend kommen ihm die Worte von den Lippen.

„Hat — dir — das — Roßdorff geschrieben?"

„Lies seinen Brief!"

Und als Plattangen fertig damit ist, wirft er den Kopf auf die Unterarme und schluchzt wie ein Kind.

Kein Wort sagt Sollenstern.

Nach einiger Zeit steht er auf und legt seinem Neffen

die Hand auf die Schulter. „Mannchen, ist irgend was gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt!“

Der Offizier erwacht in Plattangen. Er beißt die Zähne zusammen.

„Das war ein gutes Wort, Onkelchen — ich danke dir und“ — er knirscht mit den Zähnen — „bleibe hier!“

* * *

Es war in der jungen Wullnowschen Ehe nicht beim Wetterleuchten geblieben, das Gewitter zog schnell herauf, mit Donner und Blitz.

Gunild hatte es viel Freude gemacht, ihr Heim einzurichten. Und wenn sie glaubte, dies und jenes habe sie durch Umstellen der Möbel, Änderung der Bilder an den Wänden — ihr Mann besaß sehr viele gute Ölgemälde — besonders gut gemacht, verzog er die Lippen und belehrte sie in spöttischer Weise, warum er ihre Meinung keineswegs teile. Zum Schluß pflegte er zu sagen: „Dir fehlt es eben — Gott sei's geklagt — an der künstlerischen Erziehung!“

Wenn sie dann niedergeschlagen war, führte er sie in die Eremitage, die berühmte Gemäldegalerie Petersburgs, und hielt ihr lange Vorträge. Er meinte, auf diese Art — durch Hohn und Belehrung — könne er sie am besten zu seinen Anschauungen erziehen. Ganz falsch hatte er ja nicht gerechnet; sie wagte nichts mehr im Hause zu ändern, überhaupt stellte sie bald jede Opposition ein, aber nicht aus Respekt vor seinen Ansichten, wie er glaubte, sondern aus Furcht, Szenen heraufzubeschwören, bei denen sie sich doch immer geschlagen bekennen mußte.

Oft kam Wullnow mißvergnügt heim, denn er hatte sich seine Tätigkeit anders vorgestellt.

„Was bin ich hier eigentlich? Ein besserer Schreiber! Dazu habe ich mich nicht nach Petersburg kommandieren lassen. Im Auswärtigen Amt hatte ich wahrhaftig ernstere Sachen zu bearbeiten!“

„Gewiß sollst du dich erst in die hiesigen Verhältnisse einleben,“ versuchte ihn seine Frau zu trösten.

„Unsinn — von unserem Dienst verstehst du nichts! Aber da ist dieser und jener, die sich in Berlin in freundliche Erinnerung bringen wollen — Tröpfe gegen mich, sage ich dir, Gunild, von einer oft rührenden Ungeschicklichkeit, aber zusammen hängen sie wie die Kletten! Es wird nicht mehr lange dauern, so mache ich dem Botschafter Vorstellungen.“

Seine Frau schwieg. Sie kannte den Ehrgeiz ihres Mannes, der ihr schon manchmal zu Bedenken Anlaß gegeben, er litt zweifellos an Selbstüberschätzung. —

Wie oft kam es nicht vor, daß in dem jungen Haushalt etwas nicht klappte!

„Deine Mutter hätte dich besser auf den Ehestand vorbereiten müssen, du hast zu wenig Interesse daran, bist viel zu bequem!“

„Mit den Dienstboten ist schwer auszukommen, zum Teil verstehen sie kein Wort Deutsch, und meine russischen Kenntnisse sind noch recht mangelhaft.“

„Natürlich, die Dienstboten sind daran schuld — natürlich! Wahrscheinlich auch, daß du im Russischen so wenig Fortschritte machst!“

Die Tränen schossen ihr in die Augen, sie stand auf und verließ das Zimmer. —

Eines Tages nahm Wullnow seine Frau in ein scharfes Verhör. „Was hast du eigentlich mit Roßdorff gehabt?“

„Ich? — Nichts!“

Er sah, daß sie rot geworden war. „Mach mir

doch nichts vor! Er geht mir nach Möglichkeit aus dem Wege, und hier läßt er sich auch nicht mehr blicken — wenigstens nicht, wenn ich zu Hause bin."

Da gingen ihr die Nerven durch. „Friedrich Karl, ich habe dich schon so oft gebeten, deine Sticheleien zu unterlassen!"

„So will ich anders fragen: wann war Roßdorff das letzte Mal bei dir?"

„Als wir unsere Wohnung einrichteten."

„Das ist ganze vier Wochen her. — Hast du ihn sonst einmal zufällig gesprochen?"

„Ja, bei Ihrer Exzellenz, wie ich dir erzählte. Er verließ die Botschaft aber vor mir. — Im übrigen kränkt mich dieses Ausfragen."

Aber Wullnow ließ nicht locker. „Es muß doch seine Gründe haben, daß er uns so auffallend schneidet."

„Natürlich — er ist Plattangens bester Freund."

In ihrer Erregung hatte sie mehr gesagt, als sie gewollt.

„Und über den habt ihr euch gewiß beim ‚Einrichten' sehr ausführlich unterhalten?"

„Nicht mehr, als ich vor dir und meinem Gewissen verantworten kann."

„Willst du dich nicht etwas deutlicher auslassen?"

„Nein."

„Nicht?" Er pfiff leise durch die Zähne.

„Gilt dir das Wort deiner Frau, Friedrich Karl, oder nicht?"

„Frauen sind unberechenbar!"

„Glaubst du, daß ich nicht wieder mit Roßdorff zusammengetroffen bin, oder glaubst du es nicht?"

„Herrje, du stellst ja das reine Verhör mit mir an!"

„Nein, du mit mir! Bitte, verwechsle die Begriffe nicht!"

„Warum sollte ich zweifeln?“

„Also beruhige dich!“

„Es muß aber doch etwas vorgefallen sein zwischen euch, sonst würde er wieder kommen.“

„Ich muß es dir überlassen, die weiteren Schlußfolgerungen selbst zu ziehen.“

Da wußte der kluge Wullnow nicht, was er antworten sollte. Er zuckte die Achseln.

„Zu dem Diner am Siebenundzwanzigsten, das wir den Mitgliedern der Botschaft geben, muß ich ihn natürlich auch einladen. Ich werde aus seinem weiteren Verhalten ja sehen, was ich von ihm zu halten habe.“ —

Roßdorff sagte zu, aber in der allerletzten Minute wegen hartnäckigen Schnupfens wieder ab.

„Ich schloß das schon aus der ganzen Art, wie er sich für die Einladung bei mir bedankte,“ sagte Wullnow.

Gunild, die alle Hände voll zu tun hatte, entfernte sich rasch, und als sie ins Zimmer zurückkehrte, erschrak sie. Bleich wie eine Kalkwand stand ihr Mann am Tisch.

„So kann es nicht weitergehen! In der Botschaft steckt man schon die Köpfe über Roßdorffs und mein Verhalten zusammen. Brüskieren lasse ich mich von ihm nicht!“

„Sprich dich doch mit ihm aus!“

„Natürlich — nachdem ich nach dem Diner zuerst mit dir gründlich abgerechnet habe! — Und nun kleide dich an, es ist höchste Zeit!“ —

Man schüttelte die Köpfe über die junge Frau v. Wullnow. Sie saß während des ganzen Abends still auf ihrem Platz, mischte sich nur ins Gespräch, wenn sie angeredet wurde und gab auch dann nur einsilbige Antworten. Dagegen war Wullnow der liebenswürdigste Gastgeber, den man sich denken konnte.

Natürlich tuschelten die Gäste nach dem Aufbruch alles mögliche: „Unbegreiflich! Der Wullnow ist doch ein so reizender Mensch — und trotzdem!“

„Nun, die Aufregungen um ihr erstes Diner haben die junge Frau eben etwas mitgenommen! Auch an die Ehe muß sich der Mensch erst gewöhnen!“

Und einer meinte: „Na, na! Ich glaube eher, Roßdorffs Fernbleiben ist dran schuld!“

Man kombinierte, verzog die Mundwinkel, und schließlich war man der Meinung: „Es sollte uns leid um den guten Wullnow tun!“

* * *

„Wieder einmal unglaublich hast du dich benommen,“ schrie Wullnow Gunild an, „wie ein dummes Kind!“

„Auf mich stürmt zu viel ein, Friedrich Karl!“

Sie wagte gar keine scharfe Opposition mehr.

„Angst hast du, weil ich mit dir heute abend über Roßdorff reden will!“

„Angst? — Nein! — Aber gekränkt hast du mich bis aufs Blut.“

„Rede dir doch keine Albernheiten ein!“

„Du hast kein Vertrauen zu mir.“

„Oder du keines zu mir. — Also was hast du mit Roßdorff an jenem Tage gesprochen?“

„Ich sagte dir es schon. Nicht mehr habe ich mit ihm über Plattangen gesprochen, als ich vor dir und meinem eigenen Gewissen verantworten kann.“

„Als dein Mann fordere ich genauen Bericht!“

„Den ich dir nicht geben kann, weil Roßdorff mir ein Geheimnis anvertraut hat und — und noch aus einem anderen Grunde.“

„Aus welchem?“

„Weil du mein Mann bist! Ich habe dir eine große Unannehmlichkeit ferngehalten."

„Wie tapfer! — Und dennoch weigerst du mir weitere Auskunft?"

„Leider muß ich das und zwar zu deinem eigenen Besten."

„Das ist ja sehr interessant! Da werde ich mich wohl zu Herrn v. Roßdorff selbst bemühen müssen."

„Ich rate dir davon ab."

„Und warum?"

„Friedrich Karl," sie warf sich an seine Brust, „fordere Roßdorff nicht heraus, sonst — sonst könnte es sein, ihr ständet euch vierundzwanzig Stunden später mit der Waffe in der Hand gegenüber!"

„Donnerwetter! Nun bin ich aber neugierig! — Schlaf wohl, Gunild, ich möchte noch eine Stunde für mich allein haben!"

Mit einem flehenden Blick sah ihn sein Weib an. Er küßte Gunild leicht auf die Stirn und schob sie zur Tür hinaus.

* * *

Roßdorff war erkältet, aber nicht mehr wie jeder andere, der zum ersten Male den Übergang vom Winter zum Frühling in Petersburg durchmacht. Er hatte lediglich abgesagt, weil er nicht wünschte, im Hause Wullnows als Gast aus und ein zu gehen.

Plattangen und Sollenstern hatten ihm geschrieben. Es war tatsächlich etwas Wahres an dem Gerede. Wullnow hatte ja mit einem gewissen Recht seiner Braut Mitteilung von den Tatsachen gemacht, hatte sie aber auch stark übertrieben — dafür sorgen die Schwätzer ja immer. Zu fassen war er nicht. Aber fühlen lassen wollte ihn Roßdorff doch, wie er über

solche Taktlosigkeit dachte. Ihm kam's schwer genug an, Frau v. Wullnow, für die er als Freund Plattangens Interesse gehabt, so ganz sich allein überlassen zu müssen in der fremden Stadt. Aber er durfte keine Konzessionen machen, auch nicht Agathe Dittmarks wegen — das verbot ihm sein Ehrgefühl.

Als ihm am Tage nach der abgesagten Einladung der Diener Wullnows Karte brachte, zog er einen Augenblick die Stirn in Falten, dann aber sagte er ruhig: „Ich lasse bitten."

Daß der Legationssekretär nicht nur kam, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, darüber war sich Roßdorff sofort klar.

Da trat Wullnow auch schon über die Schwelle. Roßdorff ging ihm ein paar Schritte entgegen, verbeugte sich und sprach sein Bedauern aus, daß er der liebenswürdigen Einladung nicht habe folgen können. Die Hand reichte er dem Besucher nicht, er wollte eine gründliche Auseinandersetzung herausfordern.

„Herr v. Roßdorff, ich komme in ernster Angelegenheit."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr v. Wullnow."

„Danke!" — Er setzte sich und fuhr sofort fort: „Warum meiden Sie eigentlich mein Haus so auffällig?"

„Weil mich Umstände dazu zwingen."

„Wollen Sie sich nicht offen aussprechen? Vielleicht lassen sich dadurch manche Bedenken aus der Welt schaffen. Daß Sie Herrn v. Plattangens Freund sind, weiß ich, aber das ist doch schließlich kein so schwerwiegender Grund! Wenigstens haben Sie sich anfangs uns gegenüber viel freundschaftlicher gestellt!"

Roßdorff wurde die Antwort nicht leicht, es galt eine Dame zu schützen.

„Sie haben recht, eine offene Aussprache wird die Situation klären. — Ich bin auf meiner Herreise einige Tage in Plattangen gewesen, auch bei Ihren Verwandten in Tampischkehnen war ich eingeladen. Ich erkundigte mich bei Ihrer Frau Gemahlin, ob sich die Herrschaften wohl und munter befänden, das war mir Herzensbedürfnis. Jawohl! — Die gnädige Frau fragte mich, wie sich Plattangen in der Heimat fühle, und ließ durchblicken, daß er aus pekuniären Gründen seinen Abschied habe einreichen müssen. Ich war wie aus den Wolken gefallen, denn Plattangen hatte mir niemals gesagt, daß er Schulden habe. Wir standen uns im Regiment so gut, keiner hatte vor dem anderen Geheimnisse, so daß ich natürlich über diese Eröffnung sprachlos war. Ich wollte wissen, wer das Gerücht in die Welt gesetzt hatte. Leider verweigerte mir Ihre Frau Gemahlin eine erschöpfende Antwort auf meine Frage. Ich zog daher bei Herrn v. Sollenstern Erkundigungen ein. Man hatte wieder einmal aus einer Mücke einen Elefanten gemacht. Um Ihre junge Ehe nicht zu stören, hab' ich mir bis heute die weitestgehende Reserve auferlegt. — Sind Sie nun mit meinen Eröffnungen zufrieden, Herr v. Wullnow?"

„Doch noch nicht ganz, Herr v. Roßdorff!"

Da zog der junge Offizier die Augenbrauen hoch. „So bitte ich erschöpfende Fragen zu stellen."

„Wissen Sie, wer meiner Frau dieses — Gerücht mitgeteilt hat?"

„Allerdings, Herr v. Wullnow — Sie!"

Der Legationssekretär zuckte leicht die Achseln. „Ich habe es meiner Frau mitgeteilt, so nebenbei, wie ich es gehört habe."

„Und dafür habe ich eben kein Verständnis. Ich gebe zu, ich bin Partei, und deshalb wird es das beste

sein, Herr v. Wullnow, unser Verkehr beschränkt sich auf das Minimum, welches nötig ist, um Klatschereien zu vermeiden."

„Man klatscht schon!"

„Das tut mir leid, ich kann's aber nicht ändern. Mögen die Herrschaften ruhig annehmen, daß wir uns nicht sympathisch sind."

Wullnow zog die Unterlippe zwischen die Zähne. Wie geschickt ihn dieser harmlose Offizier abfing!

Und während er noch überlegte, wie er am besten den Kopf aus dieser Schlinge ziehen könnte, fragte Roßdorff auch noch im eisigsten Tone von der Welt: „Haben Sie sonst noch Fragen, Herr v. Wullnow?"

Er stand auf. „Nein, Herr v. Roßdorff!"

„Dann darf ich wohl um meine ergebensten Empfehlungen an die gnädige Frau bitten! Ich werde mir in den nächsten Tagen erlauben, mich persönlich für die liebenswürdige Einladung zu bedanken."

Der kluge Wullnow war einfach sprachlos. Ihn selbst warf dieser Roßdorff hinaus, und Gunild wollte er besuchen! Er verzog die Mundwinkel und machte eine kurze Verbeugung, desgleichen der Offizier.

Die Tür fiel ins Schloß.

„So, dem hab' ich's gegeben — uff!" Er rieb sich die Stirne. „Helmut Roßdorff, manchmal langt's doch da oben!"

* * *

Als Wullnow in der miserabelsten Stimmung heim kam, empfing ihn Gunild mit verweinten Augen. „Hast du mit Roßdorff gesprochen?" fragte sie erregt.

„Natürlich, er läßt sich schönstens empfehlen, wird dir nächstens seine Aufwartung machen, das hab' ich ihm beigebracht. Du wirst ihn aber nicht empfangen!"

Sie hörte aus allem nur heraus, daß es zu keinem heftigen Zusammenstoß gekommen war.

„Und künftighin trage dein Herz nicht so auf der Zunge! Ich rede keine Unwahrheiten!“

Da verließ sie das Zimmer.

Und als am Ende der Woche Roßdorff gemeldet wurde — nahm sie ihn an.

„Gnädige Frau, ich habe nicht damit gerechnet, von Ihnen empfangen zu werden. Leider habe ich das Tischtuch zwischen Ihrem Herrn Gemahl und mir zerschneiden müssen, es ging beim besten Willen nicht anders. Nach außen hin werden wir beide das Dekorum aber jedenfalls zu wahren wissen.“

„Ja, aber —“

„Verzeihung! Bitte, forschen Sie nicht nach Einzelheiten! Im übrigen hat Plattangen wirklich einmal hoch gespielt, auch bedeutend verloren. Ich habe es erst vor kurzem erfahren. Aber in irgendwelcher pekuniärer Bedrängnis hat er sich nicht einen einzigen Tag befunden.“

„Sie haben mir das Herz erleichtert — dafür danke ich Ihnen!“

Roßdorff zieht ihre Hand an die Lippen. „Ich muß nun gehen und bitten, gnädige Frau, daß Sie mir ein gutes Andenken bewahren. Und wenn ich Ihnen in den Gesellschaften begegne, dann werde ich nie versäumen, mich Ihnen zu nähern.“

* * *

Ganz Masurenland arbeitete mit Hochdruck. Es gab viel nachzuholen, denn zur rechten Zeit mußten die Felder bestellt sein, sonst reiften die Saaten auf dem Halme nicht, wenn wieder der Herbst frühzeitig mit starken Regengüssen und bitterkalten Nächten einsetzen sollte.

Plattangen war den ganzen Tag draußen bei seinen Arbeitern, er lernte die einfachen, stillen Leute bald mit anderen Augen ansehen. Treue herrscht im Masurenland. Wenn es not tat, schafften sie, solange die Kräfte aushielten, ohne Murren. Ihre Fehler haben sie freilich auch, sie lieben die Schnapsflasche über Gebühr, und ab und zu stellen sie auch einmal ein Schlingchen. Dann fährt wohl mal ein Donnerwetter herunter vom Inspektor oder Förster, aber das nimmt der Masur nicht weiter übel. Er tröstet sich mit seinem Fläschchen.

Der alte Agrameit war auf dem Posten wie der jüngsten einer.

„Nun schonen Sie sich aber!" sagte Plattangen zu ihm, als die schlimmste Arbeit vorüber war.

Aber da hatte der Inspektor mit seinen stahlgrauen energischen Augen seinen Herrn angesehen. „Jetzt heißt es, die Wälder in Ordnung bringen, denn unser Winterschlaf war lang genug!"

Mannchen fing das Gewissen zu schlagen an. An so viel Treue und Arbeit war er die besten Jahre seines Lebens vorbeigegangen ohne das geringste Verständnis. Er meinte, Tüchtiges habe er geleistet, wenn er als Offizier seinen Dienst getan und nebenbei auf den Rennplätzen herumgejagt war um Ehrenpreise, um Geld, um den Beifall einer Menge, die sich zum guten Teile aus Tagdieben zusammensetzte. Da lernte er endlich seine Heimat, seinen Grund und Boden, der mit so vielem Schweiße gedüngt wurde, über alles lieben.

Über alles? Ja und nein! Er fand Zufriedenheit in seiner Arbeit, er lernte sie schätzen als das köstlichste Gut auf Erden. Wenn sich aber die Abendschatten auf sein einsames Haus senkten, dann trat Gunild immer

wieder lautlos über die Schwelle, und er saß, den heißen Kopf in die Hände gestützt, am Tische. Wie er sich auch mühte, die Gedanken ließen sich nicht bannen, das Herz schlug schneller, und jeder Schlag trieb ihm heftiger das Blut ins Hirn, er wähnte, eine innere Stimme schrie ihm im Takte zu: Gu—nild — Gu—nild — Gu—nild!

So war's gekommen, daß sich scharfe Züge um Mund, Nase und Augen eingeprägt hatten, daß sein Haar an den Schläfen anfing grau zu schimmern. —

Eines Tages kam wieder einmal Sollenstern angefahren.

„Mannchen, nächsten Sonntag bist du mein Gast, die Tampischkehner kommen auch!" schrie er ihm entgegen.

„Laß mich in Ruhe, Onkelchen, mir tun die Menschen weh!"

„So gehst du kaput — nimm Vernunft an!"

Plattangen wehrte energisch mit der Hand ab und blieb stumm.

„Agathchen fährt nämlich auf vierzehn Tage nach Petersburg am Dienstag, und du wirst doch wohl wenigstens Grüße an Roßdorff mitgeben wollen?"

Erstaunt sah Plattangen seinen Onkel an. „Ich denke, Roßdorff kommt so gut wie gar nicht mehr mit Wullnows zusammen?"

„Mag der Himmel wissen, was vorgefallen ist! Am Donnerstag erhielten die Tampischkehner ein Telegramm von Gunild, Agathe möge sofort kommen. — Du kannst dir denken, wie die Kleine gebettelt hat. Da gab der gute Dittmark klugerweise nach."

„Dann werde ich allerdings morgen den Gehrock aus dem Schranke nehmen müssen."

„Adjüs, Mannchen, hab' gar keine Zeit, so 'n Ortels-

burger Baumeister will schleunigst drei Waggons Bretter haben, ich muß zu Hause Dampf machen!“

Plattangen schüttelte den Kopf. Wie sonderbar es doch auf der Welt zuging! Was mochte da wohl bei Wullnows passiert sein? Hatte Roßdorff mit ihnen Frieden geschlossen? Am liebsten hätte er sofort an ihn telegraphiert.

Aber schnell verwarf er den Gedanken wieder. Was hatte er noch mit Frau Gunild v. Wullnow zu tun? Nichts, rein gar nichts! Und wenn das Herz darüber brach, sie war eines anderen Weib geworden, es konnte zwischen ihnen von Liebe nie mehr die Rede sein.

Und doch sang das Vöglein Hoffnung in seiner Brust, hatte nie aufgehört zu singen und hätte es doch tun sollen, denn Donatus Freiherr v. Plattangen war ein Ehrenmann und wollte es bleiben, bis er drüben bei seinen toten Ahnen lag.

* * *

Als Mannchen nach Klotzoeven kam, waren die Tampischkehner schon da. Agathe Dittmark strahlte über das ganze Gesicht. Ihr Vater aber strich sich nachdenklich seinen langen weißen Vollbart und musterte heimlich Plattangen. Wie mußte der arme Kerl leiden! Und wer trug schuld? Seine Schwägerin Therese. Nun hatte sie die Bescherung!

Soviel zu erfahren gewesen war, schrie Gunilds unglückliche Ehe zum Himmel. Sein Bruder hatte ihm neulich einen Brief der jungen Frau geschickt, den er keinem Menschen gezeigt, über den er mit niemand gesprochen hatte. Wozu auch die alten Wunden nutzlos aufreißen, die noch nicht einmal vernarbt waren! Das sah er ja an Plattangens scharfen Zügen. Und wenn

er Christoph Sollenstern ins Vertrauen gezogen, hätte der doch nicht auf die Dauer den Mund gehalten. Ab und zu sah Onkelchen doch mal zu tief in die Flasche, und dann floß ihm der Mund über.

Und Gunild helfen konnte er noch viel weniger. Wenn er sie auch aufgefordert hätte, nach Tampischkehnen auf einige Zeit zu kommen, würde sie doch der Einladung nicht gefolgt sein, weil sie es nicht durfte. Da blieb weiter nichts übrig, wie abwarten, vielleicht kam nach dem Sturme doch noch Sonnenschein.

Frau v. Dittmark nahm Plattangen gleich in Beschlag, erkundigte sich nach der Wirtschaft. Mannchen mußte Rede und Antwort stehen, und nach wenigen Minuten konnte er nicht anders, als zusagen, sich den neuen Hühnerhof in Tampischkehnen in der kommenden Woche anzusehen.

Sehr vergnügt setzte man sich zu Tisch. Auch von Plattangens Stirn schwanden die Falten. Er war immer ein guter Gesellschafter gewesen, wenn das Thema nicht besonders hohe Ansprüche stellte, und das kommt in Masuren nicht allzu häufig vor. Ein bißchen Wirtschaft, ein bißchen Politik und Familienklatsch, dann wurden die lieben Nachbarn durchgehechelt, nicht gerade boshaft, aber kleben blieb an jedem etwas, die Jungen klagten auch über das langsame Avancement, und daß Kommandos so schrecklich schwer zu bekommen wären, da böte doch heutzutage die Marine viel mehr, und schließlich kam man zu der Erkenntnis, daß ja sehr wenig wunderschön im Leben sei, daß es aber noch viel schlimmer sein könnte. Man dankte Gott ehrlichen Herzens für den mitunter dornigen Erdenspaziergang.

Plattangen schärfte Agathe ein, besonders Roßdorff recht herzlich zu grüßen und ihm ans Herz zu legen,

ja nicht das Kommen zu vergessen, wenn in den masurischen Wäldern der Hirsch schreit.

„Das werde ich bestimmt nicht vergessen auszurichten,“ erwiderte Fräulein v. Dittmark lachend.

Dies helle Lachen tat Mannchen weh. Und doch war's kein Neid, er gönnte Roßdorff sein Glück von ganzem Herzen.

Sollenstern schwang sich zu einer Rede auf. Natürlich wurde sie ein bißchen derb, denn in guter Gesellschaft floß ihm der Rotwein immer „anstandslos“ die Kehle hinunter.

Und als die Tampischkehner Abends nach Hause fuhren, ging Frau v. Dittmark ihr gutes Herz durch.

„Der arme Plattangen — wie lieb muß er Gunild haben!“

Aber ihr Mann bedeutete ihr zu schweigen, sonst redete womöglich Agathe in Petersburg Unsinn zusammen, und Gunild durfte den Kopf nicht vollständig verlieren. —

Mannchen saß bis Mitternacht am Schreibtisch. Der Brief an Roßdorff wurde sehr lang, und als ihn am nächsten Morgen der Postbote mitgenommen hatte, stiegen Plattangen Zweifel auf, ob er nicht mehr geschrieben hatte, als er vor seinem Gewissen verantworten konnte.

* * *

Wullnow war wütend, als er erfuhr, daß Gunild gegen seinen ausdrücklichen Willen Roßdorff empfangen hatte.

„Meine Wünsche scheinen dich nicht im geringsten zu kümmern!“ sagte er giftig.

„Ich hatte meine Gründe.“

„Natürlich — du wolltest das Neueste über Plattangen hören!"

„Also eifersüchtig bist du?"

„Auf den Kerl — nein!"

Diesmal überwand er aber die Opposition bei seinem Weibe nicht so leicht.

„Zum letzten Male bitte ich dich, in etwas anderem Tone von Plattangen zu sprechen!"

„Was hat denn Roßdorff dir von dem hochwohlgeborenen Reichsfreiherrn Donatus v. Plattangen erzählt?"

„Daß die Gerüchte über seine Schulden arg übertrieben worden seien."

„Und das glaubst du natürlich?"

„Ja."

„Donnerwetter! In der Kirche kam das ‚Ja' nicht halb so bestimmt aus deinem Munde!"

Da stampfte Gunild zornig mit dem Fuße auf. „Du sollst deine Sticheleien lassen!"

„Und du deine Geheimniskrämerei!"

„Ja, ich habe ein Geheimnis — gemeinsam mit Roßdorff."

Auf den hatte Wullnow nachgerade eine gelinde Wut bekommen. „Und trotzdem verlangst du, daß ich dir aufs Wort glaube? — Frauenlogik!"

„Es geht dich nichts an!"

„So, so!"

Wullnow bemühte sich, es gleichgültig zu sagen, aber die beiden kurzen Worte kamen ihm doch zischend aus der Kehle. —

Die Ehe ging immer mehr in die Brüche.

Eines Sonntags brachte der Diener eine Karte.

„Was — Urusoff ist wieder im Lande?"

Ohne ein einziges Wort der Aufklärung an seine

Frau zu richten, stürmte Wullnow hinaus auf den Korridor, durch die Tür hallten die lauten Worte, er umarmte und küßte den Fürsten Urusoff auf beide Wangen nach russischer Sitte.

Dann führte er ihn herein.

„Liebe Gunild, mein Jugendfreund aus den lustigen Belgrader Tagen. Wir haben uns dort gemeinsam die ersten Sporen verdient."

Niemals hatte ihr Mann den Namen des Russen erwähnt.

Es war ein schöner, mittelgroßer Mann in Wullnows Alter, in der kleidsamen Uniform der Chevaliergarde, des vornehmsten russischen Gardekavallerieregiments. Sein blasses Gesicht umrahmte ein dunkler, spitz zugeschnittener, kurzer Vollbart, der das Gesicht noch bleicher erscheinen ließ. Die braunen Augen, über die die Lider halb heruntergelassen waren, blickten schwermütig in die Welt, die wohlgepflegte schneeweiße Hand zitterte ein wenig. Der Fürst machte einen blasierten, nervösen Eindruck, nur dann und wann schoß ein Blitz aus seinen Augen, dabei biß er die Zähne zusammen und ließ die Unterlippe ein wenig hängen.

Man unterhielt sich in französischer Sprache. Wullnow gab ein paar gemeinsame Jugendstreiche zum besten, man lachte, verabredete einen vergnügten Abend. Wieder umarmten und küßten sich Wullnow und Urusoff, dann ein respektvoller Abschied des Fürsten von Gunild. Ihr Mann begleitete ihn noch bis zur Flurtür und kehrte, sich die Hände vergnügt reibend, zurück.

„Das ist mal endlich eine freudige Überraschung! Wie hat dir der Urusoff gefallen?"

„Ein echter Russe, wie mir scheint."

„Jawohl — mit seinen Vorzügen und Fehlern!

Ein wirklich guter Freund, übermütig wie ein Toller und plötzlich wieder ein Kopfhänger voll Weltschmerz!"

Und nun kramte er aus, die ganzen Belgrader Tage zogen an Gunilds Augen vorüber, und was er nicht sagte, konnte sie sich unschwer hinzudenken. —

Der Abend oder vielmehr die Nacht, die Wullnows mit Urusoff verbrachten, war sehr stürmisch. Vom Theater ging es in ein elegantes Restaurant auf dem Newskyprospekt, dann in der Troika hinaus auf die Inseln, von den Zigeunerinnen ließen sie sich allein etwas vortanzen, und Urusoff gab ihnen Sekt zu trinken und warf ihnen Goldstücke zu.

Wullnow war wie umgewandelt, seine spöttische Ader schien versiegt, seine Lebenslust brach so heftig durch, daß er sogar Urusoff zu überbieten versuchte, und zum Schluß tanzten die beiden wahrhaftig vor Gunilds Augen mit den Zigeunerinnen einen echt russischen Tanz, den der Fürst dem Freunde in Belgrad beigebracht hatte.

Gunild wußte nicht, was sie zu dem allen sagen sollte. Es blieb ihr nichts übrig, als zuzusehen. Andere Völker, andere Sitten! Und russisch ist's, heute himmelhochjauchzend und morgen zu Tode betrübt zu sein. —

Ihr Mann nörgelte nicht mehr, klagte auch nicht mehr über den „Schreiberdienst" in der Botschaft, denn kaum ein Tag verging, an dem nicht das Telephon klingelte und Alexei Dimitrowitsch Urusoff irgend einen Vorschlag zu unterbreiten hatte.

Gunild stellte der Fürst seine wunderbare Troika zur Verfügung, bespannt mit drei edlen, feurigen russischen Rappen, die durch die breiten Straßen stürmten, als gelte es Minuten der Ewigkeit abzujagen. Die Abwechslung tat ihr gut, ihre Wangen röteten sich wieder, Petersburg fing an, ihr zu gefallen.

Und oft klingelte es noch nach Mitternacht. Urusoff kam auf ein Stündchen, trank den Tee bei ihr, rauchte ohne Unterlaß, schnell, nervös ein Dutzend Zigaretten und phantasierte am Flügel, bald schwermütig, bald toll.

Eines Abends stritten sie sich über Musik. Der Fürst lachte.

„Pah — alles nur Temperamentsache! Ich werde Ihnen einmal aus der ‚Cavalleria' von Mascagni vorspielen und zwar so, wie sie Richard Wagner nach meinem Gefühl aufgefaßt hätte."

Die nervösen Finger glitten über die Tasten, ein tolles Gemisch von Tönen drang ans Ohr, und doch — es klang genial!

Mitten im Spiel brach Urusoff ab, lachte, sprang auf und schlug Wullnow auf die Schulter. „Bummeln wir noch ein wenig, Freundchen!"

„Gunild, kommst du mit?"

Sie hatte keine Lust. „Aber laß dich nicht abhalten, Friedrich Karl!" sagte sie.

Und der schien sich bald besser zu amüsieren, wenn seine Frau nicht bei der Partie war.

„Kind, ich bin für morgen bei der Chevaliergarde zum Essen eingeladen, ich muß hin! Sieh mal, gerade aus diesem Truppenteil ist schon mancher bedeutende russische Staatsmann hervorgegangen. Man kann nie wissen, ob mir später eine solche Beziehung nicht nützlich werden wird."

Und dort hatte er andere Herren kennen gelernt, die ihre Karten bei Wullnows abgaben und sich öfters mit Friedrich Karl verabredeten. Nur selten nahm Gunild an ihren Vergnügungen teil. In der ersten russischen Gesellschaft lieben es die Herren, unter sich allein zu bleiben, man hat eben andere Begriffe vom Leben. —

Wullnow machte das tolle Treiben schnell nervös. Oft kam er erst Morgens gegen acht nach Hause mit einem gehörigen Jammer. Und wenn er dann klagte, mahnte ihn Gunild, solider zu sein.

„Eine Diplomatenfrau muß Konzessionen machen; ich muß Fühlung bekommen mit den Leuten, die Einfluß auf die Geschicke dieses Riesenreiches haben oder haben werden. Manches Wichtige kann ich dann nach Berlin berichten. Für uns Diplomaten heißt es: alles hören, alles sehen und nichts Unberufenen sagen. Je besser meine Meldungen sind, um so mehr steigen meine Chancen — und ich will doch rasch in die Höhe kommen!"

Gunild konnte sich nicht vorstellen, daß von diesen leichtlebigen Offizieren welterschütternde Dinge zu erfahren seien, aber sie schwieg in der Hoffnung, ihr Mann werde von dem unsoliden Leben bald genug haben.

Aber sie hatte sich getäuscht.

Die Nächte durchschwärmte er, und wenn er vom Dienste in der Botschaft kam, war er todmüde und legte sich schlafen.

Also das war das glänzende Los, das ihr die Mutter in so leuchtenden Farben vorgemalt hatte? Ging es denn den anderen Damen der Botschaft nicht besser? Gunild besuchte sie jetzt häufiger, da lernte sie schnell erkennen, daß man in diesen Familien solider und würdiger lebte. Gewiß, die Herren nahmen öfters einmal an einem Herrendiner teil, diese Art der Gastfreundschaft ist in Petersburg besonders scharf ausgeprägt, aber Nacht für Nacht waren sie nicht außer dem Hause. Oft fühlte sie mitleidige Blicke auf sich ruhen, die scheuchten sie immer schnell wieder weg aus den Häusern, in denen Zufriedenheit und Harmonie herrschte. Erst hatte man Gunild die Schuld zugeschoben, man hielt sie für hochmütig, und Wullnow

Sprachlos sah sie ihren Mann an. Er wurde erregt.

„Na ja — es ging alles so plötzlich. Heute früh kam der Urusoff nach der Botschaft und fragte mich, ob ich nicht mit ihm auf seine Besitzungen bei Charkow in der Ukraine fahren wolle — nur auf ein paar Tage, liebe Gunild! Und 's ist doch gut, ich lerne Land und Leute kennen, gerade da unten rumort es jetzt öfters, unter Umständen kann das später für mich von Wichtigkeit werden."

„Ich hindere dich nicht," erwiderte sie.

Er tat, als bemerke er den bitteren Unterton nicht, und fuhr eifrig fort: „Natürlich hab' ich auch an dich gedacht! Wie wäre es, du ließest dir deine Base Agathe Dittmark kommen? Irre ich nicht, sprachst du vor geraumer Zeit schon einmal den Wunsch aus."

„Du hast mit Roßdorff Frieden gemacht?"

Erstaunt sah Wullnow Gunild an. Was sollte denn dieser Seitensprung bedeuten?

„Ja — das heißt ausstehen können wir uns eigentlich beide nicht. Ich vergaß es dir zu sagen. Formsache nur, sonst wird dummes Zeug auf der Botschaft zusammengeredet."

„Roßdorff sprach mich heute in der Stadt an. Es war mir fatal, von dir nicht in Kenntnis gesetzt worden zu sein."

„Ja, was hat das denn aber mit meiner Reise zu tun?"

„Mehr als du denkst, Friedrich Karl. Fährst du, wird sich Roßdorff oft bei mir sehen lassen."

Da bekam Wullnow wieder einmal einen Anfall von Eifersucht. „Erklär dich, bitte, deutlicher!"

„Er interessiert sich für Agathe. Also, wenn sie kommt —"

„Und das beruht auf Gegenseitigkeit?"

„Gewiß!"

„Dann ist ja die Sache in Ordnung, wenn ich auch über die Tatsache, Roßdorff zum Vetter zu bekommen, nicht gerade heillos erfreut bin."

„Ich werde gleich nach Tampischkehnen telegraphieren."

„Ja, tu das, Gunild, denn übermorgen früh reise ich."

Er war froh, so leichten Kaufes fortgelassen zu werden.

* * *

Gunild erwartete früh sieben Uhr Agathe auf dem Bahnhofe. Sie fielen sich um den Hals.

„Und nun schnell nach Hause! Zum Frühstück hat sich ein gewisser Jemand angesagt!"

Da bekam die junge Frau gleich ein halbes Dutzend Küsse.

„Wie geht's deinem Manne?" fragte Agathe dann.

„Gut, läßt grüßen, ein paar Tage ist er verreist, du mußt während dieser Zeit mit Roßdorff als männlichem Beschützer zufrieden sein."

Agathe sah ihre Base erstaunt an. Wie bitter hatten ihre Worte geklungen! Sie hatte ja zu Hause gehört, daß sich die beiden noch nicht recht gut eingelebt hätten, und Onkel Sollenstern war sogar zum Abschied auf den Bahnhof gekommen und hatte gesagt: „Grüß mir Gunildchen und den braven Roßdorff schön und mach die Augen auf, damit du uns erzählen kannst, wie's in der jungen Ehe aussieht!"

„Und Wullnow soll ich keine Grüße bestellen?" hatte sie erstaunt gefragt.

„Er wird wohl selbst nicht recht dran glauben. Wir beide haben füreinander nur recht wenig übrig, also lüg dich 'raus, so gut du kannst!" —

Roßdorff war sehr pünktlich und wurde sofort bei seiner Ankunft von Gunild in Wullnows Arbeitszimmer geschoben.

„In einer halben Stunde klopfe ich an!"

Sie hatte freundlich lächeln wollen bei diesen Worten, aber es wurde doch nur eine Grimasse daraus. Und dann setzte sie sich, dachte an Plattangen und weinte.

Agathe hatte ihr gesagt: „Das Herz zieht sich einem im Leibe zusammen, wenn man sein blasses Gesicht sieht, und ganz grau sind seine Haare geworden!"

Das junge Mädchen hatte ja starke Farben aufgetragen. Aber Vergleiche drängten sich unwillkürlich auf. Da empfand sie mit einem Male vor ihrem Manne direkten Widerwillen und wunderte sich nur, daß sie so weit erst heute gekommen war.

Und im Nebenzimmer hatte Roßdorff kurzen Prozeß gemacht. Er kam, er sah und — sie lag in seinen Armen. Nun bauten sie Luftschlösser und sprachen von ihrer Liebe. An das arme Weib nebenan dachten sie nicht, bis nach einer geschlagenen Stunde an die Tür geklopft wurde.

„Nur herein, gnädige Frau!"

Sie wollte Glück wünschen, als sie vier strahlende Augen sah, aber sie bekam kein Wort aus der Kehle, und die Tränen liefen ihr die schmal gewordenen, bleichen Wangen hinab.

Da hing Agathe an ihrem Halse und schwatzte alles mögliche durcheinander, und immer wieder hörte sie nur das eine Wort heraus: Plattangen! — Plattangen! — Plattangen!

Roßdorff stand mit gekreuzten Armen am Fenster und starrte mit finsterer Stirn vor sich hin.

* * *

Die Ukraine, zu beiden Seiten des mittleren Dnjepr gelegen, wird hauptsächlich von Kosaken bewohnt. Das Land senkt sich in weichen Wellen dem Schwarzen Meere zu. Die weiten Steppen bevölkern Hunderttausende von Pferden, nur an den Strömen und Bächen breiten sich Waldungen aus. Im Winter herrscht eisige Kälte, im Sommer glühende Hitze, dann wird der Boden rissig und steinhart, das Gras verdorrt. Zu allen Jahreszeiten bleiben die kleinen zähen Pferdchen im Freien, sie besitzen daher eine Widerstandskraft, wie sie in unseren Gegenden unbekannt ist. Und der Kosak ist der geborene Reiter. Sein Pferd ist sein alles. Von Jugend auf verwachsen mit ihm, weiß er auch mit dem wildesten Roß fertig zu werden. Es ist sein guter Kamerad, sein Spielgenoß, sein Ernährer.

Die Landschaft gehörte früher den Polen, in harten Kämpfen eroberten sie die Russen, und die Zaren verliehen denjenigen ihrer Adeligen, die sich in den erbitterten Schlachten besonders ausgezeichnet hatten, Landstriche, die an Größe deutschen Herzogtümern gleichkamen.

Ein Urusoff hatte die Entscheidung in einer der Schlachten herbeigeführt, mit fünfunddreißig Quadratmeilen des besten Landes bei Charkow wurde er dafür von seinem dankbaren Zaren belohnt. Herr dieser riesigen Besitzung war nun Alexei Dimitrowitsch geworden. Oft war er jahrelang nicht in der Heimat gewesen, er hing nicht an ihr. Erzogen in Moskau, dann im adeligen Pagenkorps St. Petersburgs dem Hofe nahe gebracht, war es bei seinem riesigen Vermögen selbstverständlich, daß er in die Chevaliergarde eintrat. Und nachdem er wenige Jahre in der Front gewesen, hatte er sich dem diplomatischen Dienst des Zarenreiches zuteilen lassen. Zuerst in Belgrad, dann

in Wien, und schließlich war seine Sehnsucht erfüllt worden — Paris, das lustige, leichtlebige, nahm ihn als Botschaftsattaché auf. Aber andere wollten auch einmal an die Reihe kommen, Fürst Urusoff mußte wieder Frontdienst tun. Und als der Petersburger Wintertrubel vorüber war, das stolze Regiment in das Sommerlager bei Zarskoje Selo zog, erinnerte er sich, daß er eigentlich einmal auf seinen Besitzungen nach dem Rechten sehen mußte, denn die Verwaltung schickte schon längst nicht mehr die enormen Summen, die Alexei Dimitrowitsch zum Lebensunterhalt brauchte. Und die Gläubiger fingen an zu mahnen.

Ein echter Russe schließt gern und schnell herzliche Freundschaft, Gastgeber zu sein, ist ihm das größte Vergnügen. Kurz entschlossen war der Fürst zur deutschen Botschaft gefahren und hatte zu Wullnow gesagt: „Freundchen, kommen Sie mit mir, Petersburg fängt an, mir auf die Nerven zu fallen!“

Und Wullnow hatte gern zugesagt. Zu Hause fühlte er sich nicht wohl. Der Botschafter hatte ihm sehr elegant, aber recht eindringlich die Leviten gelesen, nachdem er den Bruch mit Roßdorff geheilt, und da war es dem jungen Legationssekretär lieb, er bekam vierzehn Tage den stolzen Botschaftspalast nicht zu sehen. Und daß ihm Gunild keine Schwierigkeiten gemacht, war das Erfreulichste für ihn. Mochte Roßdorff die Wohnung einrennen, ein verliebter Spatz kümmert sich wenig um dritte, er würde also mit seiner Frau wenig zu tun haben, denn dieses Gespenst „Plattangen“ spukte dann nicht mehr in seine Ehe hinein. Freilich Agathe! Er hatte das junge Ding nur an seinem Hochzeitstage gesehen, die war noch ein dummes Kind.

Und trotzdem schüttelte der kluge Wullnow bald

den Kopf über sich. Hatte er wirklich Furcht vor Plattangen?

Nun, die ersten Jahre der Ehe zählen doppelt, sind Kriegsjahre; schließlich bekommt man das unstete Leben auch satt und ist zufrieden, man hat seine geordnete Häuslichkeit. Gunild wird schon nach und nach vernünftig werden.

Mit diesem Troste fuhr er in der besten Laune mit Urusoff im Nachtschnellzug über Moskau nach Charkow.

Länger als vierundzwanzig Stunden mußten sie in ihrem Abteil aushalten. Sie vertrieben sich die Zeit mit Essen, Schlafen, Trinken und einem Spielchen, bei dem der hitzige, leichtsinnige Urusoff die Zeche zu bezahlen hatte. Um ein tüchtiges Paket Banknoten war Wullnow reicher, als man in Charkow ankam.

„Freundchen, tragen Sie mir die Scheine so lange spazieren, bis ich sie mir wieder hole!“ sagte der Fürst.

Sie hatten beide gelacht und waren im Wagen, bespannt mit fünf Kosakenpferdchen, die losrasten wie vom Teufel besessen, fünfzehn Kilometer weit gefahren. Dort wartete für die ausgepumpten Gäule Ersatz, nach weiteren zwanzig Kilometer war man zu Hause, in Schloß Kirgrad. Das Frühstück stand bereit, nachher legten sich die Herren bis zum Nachmittage schlafen.

Wullnow lernte das Wundern. Wie Urusoff seine Angestellten behandelte!

„Haben Sie verstanden, was ich dem Banditen eben gesagt habe?“

Der Fürst meinte damit seinen Güterdirektor.

„Kein Wort!“

„Ich fragte nach diesem und jenem aus dem Silberschatz meiner Vorfahren. — ‚Wir haben es Euer Durchlaucht geschickt,‘ antwortet der Kerl. Natürlich kein Wort wahr. — Ich erkundigte mich, wo der Wald

geblieben sei am Kjelepp. — ‚Wir haben ihn fällen lassen und das Geld Euer Durchlaucht geschickt.‘ — Natürlich habe ich niemals eine Kopeke davon zu sehen bekommen!“

„Schmeißen Sie den Kerl doch ’raus!“

Der Fürst lachte. „Sie machen es alle nicht anders. Im übrigen ist mir’s herzlich einerlei. Nur aus Diplomatie bin ich in diese trostlose Gegend gefahren, ich schnauze die Kerle an und bekomme ein paar Jährchen mein Geld, weil die Bande fürchtet, ich könnte mich sonst vor der Zeit hier wieder einfinden. Schloß nennt sich diese Bude! Haben Sie gesehen, die Ausbesserungen am Dache sind erst in den letzten vierzehn Tagen vorgenommen worden. Hätte ich mich nicht angesagt, wär’ es wahrscheinlich eingestürzt, und die Canaille von einem Güterdirektor hätte mir geschrieben, ein toller Sturm habe es abgerissen.“

Wullnow schwieg zu diesem bodenlosen Leichtsinn. Was ging es ihn am Ende an, wie der Fürst mit seinem Güterdirektor und seinen Gläubigern fertig wurde. —

Alexei Dimitrowitsch wurde es schon am nächsten Tage langweilig in Kirgrad.

„Morgen fahren wir auf zwei Tage zum Prinzen Tobletzkoy ’rüber nach Wiljew. Ist ein alter Sonderling geworden, hat früher auch in der Chevaliergarde gestanden, aber nach zehn Jahren lustigen Lebens hat er Petersburg und die Welt satt bekommen, nun prügelt er seine Leute und macht Kirchenstiftungen.“

Wullnow schwieg. Wie die Leute hier behandelt wurden, rührte selbst sein sicherlich nicht weiches Herz. Wenn er, der vollkommen Fremde, durch das Dorf ritt, kamen Männer, Weiber und Kinder aus ihren von Schilf und Schlamm erbauten niedrigen Hütten, in denen sie mit dem Vieh zusammen lebten, heraus-

gekrochen, schlichen sich an ihn heran wie verprügelte Hunde und küßten seine Reitstiefel, seine Hose, seinen Rock. Und doch stak Lebensenergie in ihnen! Wenn diese Kräfte einmal erwachen, fuhr es ihm durch den Kopf, dann gnade euch Gott, ihr großen Herren! — Noch brüteten sie in Stumpfsinn dahin, ohne Schule und Erziehung, der Übergang zum aufrechten Menschen würden Fanale sein, rote, leuchtende Fanale, wenn die Lohe aus den Schlössern zum Himmel schlug! —

Stundenlang mußten sie im Wagen quer über die Steppe fahren, bis sie nach Schloß Wiljew zum Prinzen Tobletzkoy gelangten. In rasendem Tempo jagten die Pferde los, dreimal stand neuer Ersatz für die abgetriebenen Gäule bereit. Als sie endlich ankamen, vermochten sie beide kaum noch die Knochen zu rühren. Die federlosen, kleinen, breitspurigen Wagen, die Löcher und Haufen in der Steppe, über die das Gefährt wegsprang, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, es würde mit den Rädern nach oben liegen, sorgten für Püffe und blaue Flecke am ganzen Leibe.

Wullnow schimpfte, Urusoff lachte. Er rief dem Kutscher ein paar Worte zu. Die lange Peitschenschnur am kurzen Stiele sauste den vorderen Pferden um die Köpfe, der Schaum flog den Freunden um die Ohren, ins Gesicht — es war eine tolle Fahrt.

Und viel Vergnügen fanden sie in Wiljew nicht. Der alte Tobletzkoy war ein recht schmieriger Sonderling geworden, der nur Wert legte auf gute Zigaretten und französischen Sekt. In den Gastzimmern hausten die kleinen Blutsauger und ließen die Gäste nicht schlafen.

„Brüderchen, ein Spielchen?“ fragte Urusoff den Gastgeber.

Aber der wollte nicht. „Die Zeiten sind vorüber!

Trink, Brüderchen, und schenk deinem Freunde ein, er rutscht ja vor Durst auf dem Stuhl hin und her!"

Das hatte allerdings ganz andere Gründe. Urusoff merkte wohl, daß er mit dem Prinzen keine Ehre einlegen konnte. Der war seit zwanzig Jahren von seinem Grund und Boden kaum weggekommen, höchstens bis Charkow, hatte keinerlei Interessen, selbst was bei der Chevaliergarde passierte, war ihm gleichgültig.

„So so, ja, ja, das waren Zeiten, aber sie taugten auch nichts. Wird man älter, Brüderchen, sieht man klarer. Der Mensch ist ein dummes Tier, und wem es Gott gegeben hat, der soll Kirchen bauen und den Klöstern Stiftungen machen. Man muß an das Ende denken, es kommt oft über Nacht!"

Das waren keineswegs Worte nach Urusoffs Geschmack. Er drängte am nächsten Nachmittag schon wieder zum Aufbruch, und Wullnow stöhnte ein ergreifendes „Gott sei Dank!" zum Himmel.

Aber davon wollte der alte Tobletzkoy nichts wissen. „Bleibt hier, Brüderchen, ich spüre es an meinen Knochen, nach der tollen Hitze heute wird es ein Gewitter geben."

„O, es ist schön auf der Steppe, wenn die Blitze über sie hinzucken."

„Du kennst sie nicht mehr, Alexei Dimitrowitsch, holdes Brüderchen, bei Nacht — warte bis morgen!"

Lieber auf der Steppe als noch eine Nacht in Tobletzkoys Gastzimmern!

Zum Abschied küßte man sich ab.

„Gott und die lieben Heiligen seien mit euch!" —

Die Sonne stand schon tief im Westen, am südlichen Himmel brachen sich ihre Strahlen in mittelgroßen, grauweißen Wolken, die schnell näher kamen,

obgleich nicht der geringste Windhauch zu spüren war.

Als sie bei der ersten Station ankamen, standen keine Pferde bereit, sie mußten erst eingefangen werden.

Der Verwalter machte ein ernstes Gesicht. „Die gnädigsten Durchlauchten werden die Nacht unter meinem bescheidenen Dache verbringen müssen, denn sie wird schlimm werden. Die Pferdchen haben sich in großen Haufen gesammelt.“

Mindestens ihrer zweitausend standen mit aufgeblähten Nüstern dicht beieinander und warfen die langen Schweife ängstlich hin und her. Ein eigenartiger Anblick! Die weite, wellige Steppe, das einzelne Haus, neben dem eine lange Stange, der Pumpenschwengel, senkrecht in die Luft starrte, die lebende, dicke, schweifwedelnde Pferdemasse! Die untergehende Sonne färbte die aufziehenden Wolken violett und schwefelgelb, die warfen das Licht herab auf die braungelbe Steppe, die ersten leichten Schattenschleier legten sich über die tieferen Stellen.

Aber Urusoff wollte nach Hause. Morgen oder übermorgen würde er in Charkow einen neuen großen Pump aufnehmen, für ein paar Tage mit seinem Freundchen in Moskau bleiben, wenn in dieser Jahreszeit auch dort nicht allzuviel los war, und dann zurück nach St. Petersburg.

„Unsinn — anspannen — schnell!“

Wullnow wurde es unheimlich, aber er schwieg, um sich keine Blöße zu geben.

Ein paar Kosaken mit langen Peitschen schwangen sich auf die ersten besten Pferde, knallten und schrieen wie sinnlos. Nach zehn Minuten brachten sie das Gespann an, welches der Fürst vor sechsunddreißig Stunden hier zurückgelassen hatte. Im Nu war umge-

schirrt, noch einmal wurden die Riemen nachgesehen, und in die Dämmerung ging es in toller Fahrt hinein.

Da fuhr der erste Blitz herunter, ganz in der Ferne grollte der Donner. Es wurde dunkler.

„Wenn das so weiter geht, werden wir eine rabenschwarze Nacht bekommen,“ meinte Wullnow.

„Was schadet das? Die Pferdchen finden den Weg allein und sehen genug, wenn es auch stockfinster werden sollte.“

Das ist das Wunderbare am Pferde, sein Gesicht ist nicht scharf und trotzdem — fällt vor einem attackierenden Regiment im dichtesten Staub ein Mann vom Pferde, kein Huf wird ihn treffen, wenn er sich nicht rührt.

Das Gewitter kam näher heran, die Finsternis nahm schnell zu, die kleinen, kräftigen Pferde legten sich noch mehr in die Riemen, oft sprang der Wagen fast einen halben Meter hoch.

Urusoff lachte und sah Wullnow an. „Ist das nicht schön?“

Das fand der Legationssekretär durchaus nicht. Ihm schlug das Herz bis zum Halse hinauf. Er biß die Zähne zusammen und schwieg.

Alexei Dimitrowitsch aber freute sich, daß seine müden Nerven wieder einmal tüchtig aufgepeitscht wurden.

Und nun brach ein Unwetter los, wie es Wullnow noch niemals erlebt hatte. Die Blitze zuckten, der Donner rollte kräftiger und kräftiger, die Finsternis nahm schnell zu. Kreuz und quer fuhren die zuckenden Strahlen, sausten am Himmel entlang, wurden herunter zur Erde geschleudert, in taghelles Licht war die Steppe getaucht.

Die Luft schien mit Elektrizität geschwängert zu

sein, bei Menschen und Tier gerieten die Nerven in Aufregung. Da zuckte ein Blitz dicht vor ihnen herunter, ein Donnerschlag folgte, daß die Erde bebte, die Pferde warfen die Köpfe hoch, dem Kutscher entglitten die Zügel, schleiften am Boden, verwickelten sich in drei Pferdebeine, ein Tier stürzte, Riemen rissen, der Wagen stand senkrecht, die Insassen wurden hinausgeschleudert, hoch flogen Urusoff und Wullnow drei Meter in die Luft, der Kutscher wie ein Pfeil über die strampelnde Pferdemasse hinweg.

* * *

Plattangen war auf seinem hohen Goldfuchs hinausgeritten, um nach den Schnittern auf der Wiese am Spirdingsee zu sehen, denn die Heuernte war in vollem Gange. Das Jahr versprach gut zu werden. Die Saaten standen prachtvoll, die Knollenfrüchte entwickelten sich vorzüglich, nur das Obst hatte während der Blüte durch ein paar Nachtfröste gelitten. Nun, alles gedeiht niemals tadellos in der Landwirtschaft, dazu sind die Bedingungen zu verschieden.

Welche Freude empfand er, als ihm der wackere Agrameit eines Tages sagte: „Aus dem Haferfeld dort drüben erlösen wir mindestens achtzig Taler dieses Jahr mehr!"

Was waren früher für Donatus v. Plattangen achtzig Taler gewesen? Eine Lappalie! Aber nun hatte er den Wert des Geldes schätzen gelernt, weil er jetzt wußte, wie viel Mühe und Bangen dazu gehörte, bis man es glücklich in der Tasche hatte. Täglich war frühmorgens sein erster Gang ans Fenster gewesen, dann zum Barometer, bald brauchte man Sonnenschein, bald Regen, und vor dem Hagel hatte er einen Heidenrespekt bekommen.

Zischend fuhren die Sensen in das hohe Gras, Glockenblumen und Margareten sanken dahin, Lerchen erhoben sich senkrecht zum blauen Himmel. Ein paar Rebhühner gingen hoch.

„Achtung, daß das Gelege nicht zerstört wird!"

Ein Mann dengelte seine Sense. Der helle Ton drang über den schmalen Arm des Spirdingsees, brach sich drüben am Walde und kehrte zurück. Links seitwärts stand Vieh auf der Weide, in der Fohlenkoppel machten die Jüngsten ihre Kapriolen um die Mutter.

Plattangen reckte sich auf seinem Sattel — ja, es war eine Lust zu leben! Wie die braven Leute arbeiteten, die starken, nimmermüden Männer, die langsam immer wieder herantraten an die anderthalb Meter hohe Grasmauer, mit wuchtigem, ausholendem, nachziehendem Halbkreisschlag Bresche legten, die Frauen und Mädchen mit bunten Tüchern um den Kopf den älteren Schnitt in Bündel setzten! Ruhig und gleichmäßig schritt die Arbeit fort.

Zufrieden wendete Plattangen sein Pferd und ritt die blühenden Kartoffelfelder entlang, dann ein Stück durch den Wald. Die Schäden des Winters waren schon fast vollkommen getilgt, hie und da war das Holz am Wege in Klaftern gesetzt und mit dem Brande versehen. Und dann breiteten sich vor seinen Blicken wogende Roggenfelder aus, sie verfärbten sich schon.

Wie ausgestorben waren Hof und Wirtschaftsgebäude, alles war draußen auf den Wiesen und Weiden, Menschen und Vieh.

Als er durch das Tor einritt, zog er die Zügel an. Dort stand doch Onkelchens Jagdwagen! Was hatte denn den bei der vielen Arbeit nach Plattangen geführt?

Da kam auch schon dessen Kutscher heran. „Der gnädige Herr Baron ist im Arbeitszimmer, soll ich melden!"

Sofort schwang sich Plattangen aus dem Sattel und überließ dem Klotzowener Kutscher seinen Goldfuchs.

„Onkelchen, um Himmels willen, was ist denn los?“

„Setz dich, Mannchen!“

Der starrte seinen Gast an, so feierlich sprach sein väterlicher Freund und Berater sonst nie. Er pflegte alles von der praktischen Seite anzufassen.

„Spann mich nicht auf die Folter! Ist ein Unglück passiert?“

„Ja und nein. — Hübsch eines nach dem anderen! Agathe Dittmark hat geschrieben — hier ist der Brief. Ich will dir die Stelle vorlesen, die dich besonders interessieren wird. Der gute Albrecht hat mir das Schreiben zur Verfügung gestellt. Also höre: ‚Zu einem reinen Glück komme ich trotz Helmut in Petersburg nicht, denn Gunild leidet, leidet über alle Maßen. Er hat mich gebeten, nicht mit ihr über Plattangen zu sprechen, aber wenn wir allein sind, versucht sie immer das Gespräch auf ihn zu bringen. Sie fragt mich nach euch und Onkel Sollenstern, den ich von uns dreien herzlich grüße, und dann sieht sie mich mit großen Augen an, bis ich anfange von den Nachbarn zu reden, und da kann ich natürlich Mannchen nicht ganz ausschalten. Sobald sein Name gefallen ist, verbeißt sie sich hartnäckig in das Thema. Sie will wissen, was er tut und treibt, ob er zurückgezogen lebt, ob er recht viel mit Onkel Sollenstern zusammen ist, den sie bis in den Himmel hebt.‘

Ach so, Mannchen, da hab' ich was vergessen. Wullnow ist nämlich nicht in Petersburg.“

„Nicht?“

„Er hat da 'nen guten Freund entdeckt, den russischen Fürsten Urusoff, mit dem er in Belgrad viel

verkehrt hat — soll eine leichtsinnige Fliege sein. Wullnow ist vernarrt in ihn bis über beide Ohren, tollt mit ihm 'rum und läßt seine Frau allein sitzen. Und weil er mit dem 'runter fast ans Schwarze Meer — dort hat der Kerl Besitzungen — gefahren ist, hat er Gunild veranlaßt, Agathchen kommen zu lassen, damit sie ihr die Zeit vertreibt — nach noch nicht viermonatlicher Ehe!"

Plattangen biß die Zähne zusammen und trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tisch herum. Schließlich sagte er: „Warum teilst du mir das eigentlich mit, Onkelchen?"

„Weil das nur die Vorrede ist. Das dicke Ende kommt nach!"

Da sprang Plattangen auf. „Raub mir nicht vollends den Verstand!"

„Behalt ihn nur hübsch beisammen und höre, was nun kommt! Ich sagte dir schon, Albrecht Dittmark war vorhin bei mir. Er ist bereits auf dem Wege nach Petersburg, in Königsberg trifft er heute abend mit Gunilds Vater zusammen."

Das war zu viel für Plattangen. Er ging auf Sollenstern zu und schrie ihn an: „Was soll das alles heißen?"

„Mannchen — Wullnow ist nicht mehr!"

Da taumelte er zurück und faßte sich nach dem Kopfe. „Tot, Onkel?"

„Ja, mein Junge! — Er ist zu Besuch in die Nachbarschaft mit dem Fürsten gefahren, auf dem Rückwege sind sie in ein höllisches Gewitter geraten, die Pferde sind durchgegangen, der Wagen umgeschlagen, Wullnow ist mitten unter die Schinder geflogen und hat den Hals gebrochen. Der Fürst und der Kutscher sind mit dem Schrecken davongekommen. Roßdorff hat sich

sofort auf die Bahn gesetzt und übernimmt den Transport der Leiche — mehr weiß ich vorläufig nicht."

Plattangen blieb stumm, wie vor den Kopf geschlagen kam er sich vor. Aber Sollenstern führte seine Gedanken schnell zur Wirklichkeit zurück. Er legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Mannchen, ob du das fertig bringst, über Jahr und Tag ein Weib zu heiraten, die einen anderen vorgezogen, geht mich nichts an — das ist deine Sache. Aber um eines bitte ich dich: bist du dir klar geworden, dann komm zu mir, vier Augen sehen mehr wie zwei, und was an mir liegt, soll sicher geschehen, um dir deine Ruhe wiederzugeben. — Gott befohlen, mein Junge!"

* * *

Es dauerte ein paar Tage, bis Plattangen sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Das Schicksal hatte unter Donner und Blitz ein Einsehen gehabt. Also hatte er die Schlußfolgerungen zu ziehen. Wenn er auch kein taufrisches Mädchen in das alte feste Haus seiner Väter führen würde, so doch ein durch Leid geläutertes Weib.

Und als er am nächsten Sonntage, zu der Stunde, in welcher Wullnow in Berlin beerdigt wurde, seinem Onkel gegenübertrat, konnte er ruhig mit ihm die Tatsachen besprechen.

„Ich habe kein Wort an Gunild geschrieben, keine Blumen geschickt."

„Das war verständig, Mannchen."

„Und im nächsten Herbst werde ich an sie meine Frage richten."

„Wirklich?"

„Ja. Ich hoffe, die trüben Schatten werden

schwinden, und Gunild wird Genüge finden im bescheidenen Pflichtenkreise."

„Mein guter Junge!"

Wahrhaftig, dem Onkelchen rannen ein paar Tränen die dicken Backen herunter.

* * *

Die junge Witwe verließ sofort nach der Beisetzung Berlin.

„Soll ich dich nicht begleiten, Gunild?"

Sehr energisch hatte sie der Mutter abgewehrt. „Nein — nein! In einem kleinen Alpendorf will ich allein mit mir fertig werden. — Und du, Papa, wenn ich dich bitten sollte, zu kommen, eilst du sofort zu mir — nicht wahr?"

„Mit dem nächsten Zuge, Gunild!" —

Im Spätsommer kam ein Telegramm. Am nächsten Abend war der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat bei seiner Tochter.

„Ich fühle mich noch sehr elend. Bist du im stande, mir einen bescheidenen Winteraufenthalt an der Riviera zu ermöglichen? Wullnowsches Geld möchte ich nicht anrühren."

„Selbstverständlich, mein Kind!"

In San Remo, in einer kleinen Pension, verlebte sie den Winter und den Frühling völlig zurückgezogen — bis zum Mai.

* * *

Die Ernte war in ganz Masuren vortrefflich ausgefallen, Plattangen rechnete mit Onkelchen und Agrameit seinen Verdienst aus. Wenn die Zahlen auch noch nicht endgültig feststanden, so viel ließ sich übersehen, ein schöner Verdienst blieb übrig.

Agrameit ging heim. Sollenstern blieb zum Mittagessen bei seinem Neffen.

„Na, Mannchen, wie kommst du dir nun als Landjunker vor?“

„Ich bin zufrieden, Onkelchen, und hoffe übers Jahr der glücklichste Mensch unter der Sonne zu werden.“

„Wir wissen doch, daß nicht nur Sonnenschein im Leben not tut — nicht wahr, mein Junge?“

Sehr ernst sagte es Sollenstern.

„Du hast mir mal gesagt: ist irgend was gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt. — Ich glaube, das Schicksal meint es gut mit mir.“

„Sag getrost — unser Herrgott, Mannchen!“

* * *

Roßdorff kam, um sich Agathe Dittmark heimzuholen. Er hatte Gunilds Wohnung in Petersburg übernommen.

Die Hochzeitsfeier fand der Trauer wegen nur in kleinem Kreise statt. Sollenstern und Plattangen nahmen teil.

Der glückliche Bräutigam schlug Mannchen auf die Schulter. „Du bästelst ja an deinem Hause 'rum, als erwartetest du gewaltige Dinge in der nächsten Zeit in Plattangen!“

„Es könnte sein, mein Alter.“

„Hast du dich denn schon urkundlich gesichert?“

„Nein.“

„Bist du aber mal leichtsinnig!“

Da war Agathe hinzugetreten. „Nein, Helmut, Herr v. Plattangen ist nicht leichtsinnig — das weiß ich besser!“

„Für diese Worte danke ich Ihnen von Herzen!“

„Wenn wir nächstens an Gunild schreiben, dürfen wir grüßen?"

„Jawohl, recht herzlich, wenn ich bitten darf!"

* * *

Der Mai hatte in Masuren seinen Einzug gehalten. Wieder war man fleißig beim Bestellen der Felder. Plattangen fing an unruhig zu werden, denn öfters in der letzten Zeit hatte er seinen Onkel gefragt: „Hast du nichts von Gunild gehört?"

„Nichts, mein Junge," war seine ganze Antwort gewesen, und doch lauerte der Schalk in seinen Augen.

Eines Tages kam er mit einem ganzen Aktenstoß an. Plattangen mußte über Onkelchens ernstes Gesicht lachen.

„Du bist wohl unter die Advokaten gegangen?"

„Nein, Mannchen. Aber beim Notar in Sensburg war ich und hab' mein Testament umgeändert. Den Entwurf hab' ich hier. Die Unterschrift setz' ich erst drunter, wenn du einverstanden bist."

„Aber Onkelchen, du bist —"

„Papperlapapp, mein Jungchen, so was ist 'ne ernste Geschichte. Du erbst mein liebes Klotzowen, stehst mir doch nahe, als wärst du mein eigen Fleisch und Blut. Ich bin dir Rechenschaft schuldig — bei Lebzeiten, denn an dein totes Onkelchen sollst du oft und gern denken können!"

Plattangen blieben die Worte im Munde stecken.

Sollenstern schlug seinen letzten Willen auf. „Klotzowen hat keine Hypotheken mehr, und ein paar Groschen hab' ich auch auf die hohe Kante gelegt. Von meinen Ersparnissen will ich aber 'n paar Menschen mitbedenken, nicht nur die, die jahrelang mit mir gemeinsam gearbeitet haben, von denen ich annehmen darf,

sie werden auch dir die Treue halten; daß ich denen für 'nen ordentlichen Schnaps was hinterlasse, damit sie bei meinem Tode ihren Kummer hinterspülen können, wirst du in der Ordnung finden, auch dein alter Agrameit befindet sich drunter. — Ja, nun komm' ich zur Hauptsache, zu 'nem Punkt, den du heute nach des Lebens Stürmen wohl verstehen wirst. Die Tampischkehner stehen nicht glänzend da, Albrecht Dittmark hat seine liebe Müh und Not, den Jungen einen anständigen Zuschuß zu geben. Du weißt, es hängt ein Stück von meinem alten Herzen da drüben. Deshalb frage ich dich: bist du einverstanden, daß ich jedem Kinde, auch Agathchen, die es eigentlich nicht nötig hat, zehntausend Taler testamentarisch schenke? Es bleiben für dich an barem Gelde immer noch hunderttausend Talerchen so ungefähr übrig."

Plattangen wirbelten die Gedanken im Kopfe herum. Da hatte das gute Onkelchen seit mehr als vierzig Jahren gearbeitet und gesorgt, Klotzowen schuldenfrei gemacht, das Geld aufgestapelt, sich kaum zweimal im Jahre eine kurze Fahrt nach Berlin gestattet, um nun das sauer verdiente Geld seinem Mannchen zu hinterlassen! Was war der alte Hagestolz für ein biederer, treuer, ehrenfester Charakter! Er konnte nur immer wieder die Hände seines zweiten Vaters drücken und ihm mit den Augen danken.

Schließlich würgte er die Worte heraus: „Ich hab' immer geglaubt, ich könnte dich gar nicht noch lieber haben, aber nun weiß ich's, das war ein Irrtum!"

Onkelchen klappte das Aktenbündel zu und wurde fidel. „So, der Quark wird morgen erledigt! — Nun hab' ich aber noch 'ne Neuigkeit auf Lager, Mannchen! — Gunild kommt am Sonnabend!"

„Wahrhaftig?"

„Ja, aber bedank dich nicht bei mir, sondern bei den guten Dittmarks!“

„Weißt du Näheres?“

„Schafskopp! Warum wird sie wohl gerade direkt aus Italien nach Tampischkehnen kommen?“

Er zeigte sehr deutlich nach Mannchens Stirn.

Da jubelt der auf: „Donnerschlag und Masurenland!“

„Richtig, der Donnerschlag war, Masurenland wird sein! Aber noch eines, mein Jungchen, warte das Trauerjahr ab, die Leute reden sonst!“

„Natürlich, nicht zehn Pferde bringen mich früher nach Tampischkehnen!“

Und dann kramte er in seinem Schreibtische und nahm ein frisch verschnürtes Paket heraus.

„Gib das Gunild mit einem Gruß von mir!“

„Es wird doch nicht traurige Gedanken wecken, Mannchen?“

„Vielleicht! Aber die sollen ihr nicht schaden, wenn sie mein Weib werden will!“

Die Bonbonniere war's in Herzform — vom Wohltätigkeitsbasar!

* * *

Der Roggen fiel wieder einmal unter den kräftigen Armen der Schnitter.

Plattangen fragte in Tampischkehnen an, ob er am nächsten Sonntag willkommen sei.

Die Antwort lautete zustimmend.

Als er den Salon betrat, kam ihm Gunild mit ausgestreckten Händen entgegen. Er zog die an seine Lippen und sah ihr fragend in die Augen.

Es wurden nicht viele Worte gewechselt, denn die letzten Bedenken des jungen Weibes verscheuchte der graue Schimmer, der auf Plattangens Haupte lag.

Und als nach einiger Zeit die Tampischkehner mit Christoph Sollenstern eintraten, nahm Onkelchen schnell die Verlegenheit von den beiden Glücklichen.

„Mannchen, nun darf ich mir wohl auch 'nen Kuß holen, denn ich will doch hoffen, ihr habt euch schon 'n paar Dutzend vorgezählt!"

„Gib ihm, so viel du willst, Gunild! Wir werden ihn verwöhnen müssen, denn er hat uns lieb und sorgt für uns wie ein Vater!"

„Quatschkopp!"

Aber dann spitzte er schnell die Lippen und ging auf Gunild zu.

„So, Herrschaften! Ende gut — alles gut! Und nun hab' ich noch 'ne Bitte. Sagt mal schnell gleich im voraus: Ja!"

„Ja!"

Sie lachten.

„Am 12. September ist mein siebzigster Geburtstag, an dem richt' ich euch die Hochzeit aus!"

* * *

In Plattangen flattert die Fahne im Winde, die weiße Fahne mit dem Wappen in der Mitte, auf blauem Grunde ein silberner Schwan.

Die Leute schreien Hurra, Böller werden abgeschossen.

Donatus Reichsfreiherr v. Plattangen führt sein Weib über die Schwelle.

Sie wollen nichts wissen von der Fremde, die Heimat soll sie vom ersten Tage an in treuer Liebe zusammenstehen sehen.

Ende.





Flirt — nichts als Flirt!

Humoreske von W. Harb.

Mit Illustrationen
von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Wolf Dietrich Freiherr v. Trappnitz stieg ins Bett. Er tat das mit einem Seufzer, und der Seufzer war wohlbegründet. Er wußte ganz genau, daß er in der Nacht nicht schlafen würde, oder doch nur ganz wenig. Im Hotelbett schlief er die erste Nacht niemals gut.

Aber noch etwas anderes würde seinen Schlummer beeinträchtigen: Wolf Dietrich hatte am Tage etwas Besonderes erlebt. Etwas, das sein abgekühltes blaues Blut ungewöhnlich in Wallung gebracht hatte. Darin bestand eben das Besondere, daß das möglich gewesen war. Wenn man so viel erfahren, so weltgewandt, so blasiert und — hm hm! — so alt geworden ist wie Wolf Dietrich, so hält man es mit dem alten römischen Weltweisen, das heißt es gibt nichts mehr, worüber man in ungeheucheltes Erstaunen gerät.

Nun staunte Wolf Dietrich Freiherr v. Trappnitz über zweierlei. Einmal über sein eigenes Herz, das im feurigen Galopptempo schlug wie in den besten Jugendjahren, und dann über eine junge Dame, die er unvermutet wiedergesehen hatte. Sie hatte eine Rolle in seinem Leben gespielt — wie lange war's her? Acht Jahre, richtig. Keine bedeutende, entscheidende Rolle, nein, nur eine Episode war sie ge-

wesen, ein Zeitvertreib, ein Gegenstand flüchtigen Interesses. Eine Erscheinung, die man durchaus wieder vergißt. Er hatte sie in demselben Sommer beiläufig kennen gelernt, in dem er die ernsthaftere Liebelei mit der feschen Gräfin hatte. Man kann sich wirklich nicht aller Einzelheiten der Vergangenheit mit gleicher Schärfe erinnern, wenn man ein so großes Herz hat wie Wolf Dietrich und die Verehrung des anderen Geschlechts als anregenden Sport betreibt. Wolf Dietrich war ein Meister in der Kunst des Flirts und bekam es mit Leichtigkeit fertig, mehrere Verbindlichkeiten nebeneinander zu pflegen.

Welche Wandlung war mit dem unschuldigen, naiven Blondinchen vor sich gegangen, das damals mit Papa und Mama am Strande spazierte, Muscheln sammelte und Gedichte las! Sie war ein liebes kleines Ding gewesen mit herzigen Blauaugen, aus denen schalkhafter Frohsinn und tiefe Träumerei eigentümlich gepaart hervorleuchteten. Rasend war sie in ihn, Wolf Dietrich v. Trappnitz, verliebt gewesen — rasend. Das konstatierte der Baron jetzt nach Jahren noch einmal nicht ohne wohlgefällige Eitelkeit. Und ernst hatte sie das kleine vorübergehende Verhältnis genommen, ganz verzweifelt ernst, ohne eine Ahnung davon, daß Wolf Dietrich sein Herz nicht ungeteilt zu verschenken pflegte. Arme Kleine! Nun, sie hatte ihr Schicksal tragen müssen, und sie war ja nicht die einzige, der es nicht gelingen wollte, seine Grundsätze ins Wanken zu bringen.

Nun war sie ihm wieder begegnet. Ein wunderbar schönes reifes Weib war sie geworden, ein prachtvolles Geschöpf von jenem Typ weiblicher Schönheit, den Wolf Dietrich nach langem Studium als ideales Muster endgültig erkannt hatte. Ein Weib von unbeschreiblichem Reiz und Duft und betörender Süßigkeit.

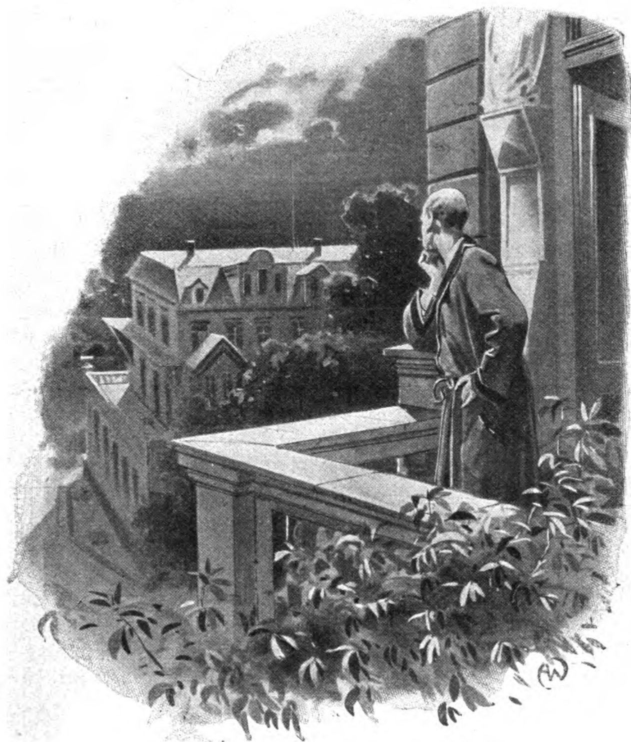
Wolf Dietrich küßte in entzückter Schwärmerei, noch nachträglich in ästhetischen Genüssen schwelgend, die eigenen Fingerspitzen.

Frau Marga — er streichelte und liebkoste das Wort förmlich, während er es aussprach — sie war der wiederentdeckte Stern, der plötzlich aus einem unbedeutenden Lichtfünkchen achter und neunter Größe zu dem strahlendsten Himmelsgestirn allererster Ordnung aufgeflammt war. Der Gedanke an sie schon raubte ihm Verstand und Nachtruhe.

Wolf Dietrich löschte endlich die Kerze und warf sich auf das Lager. Aber als er wahrnahm, wie das silberne Mondlicht durch einen breiten Spalt in den Vorhängen in das Zimmer schien, erhob er sich noch einmal und trat an die Balkontür. Man konnte von dort einen Teil der Villa sehen, in welcher sie wohnte. Der zierliche Vorgarten mit dem schlanken schmiedeeisernen Gitter, dessen goldbronzene Spitzen wie Lanzen in die Luft ragten, lag lichtumflutet im Glanze des Nachtgestirns. Das Bild war bezaubernd. Der Baron hüllte sich in seinen Schlafrock und trat hinaus auf den Balkon, um den Anblick der wie verträumt daliegenden Villa so recht zu genießen.

Fast eine halbe Stunde lang hatte er am Nachmittag als Gast da drüben geweilt. Auf seinem Gange durch die breiten wohlgepflegten Alleen des weltberühmten Badeortes hatte er sie unter der blühenden Rosenpracht jenes Vorgärtchens bemerkt, sein Gedächtnis angestrengt und sie schließlich wiedererkannt. Sie reichte ihm lächelnd die Hand über das Gitter hinweg und lud ihn unbefangen ein, näher zu treten. Gerade als ob niemals eine fatale Stunde in ihrem beiderseitigen Dasein existiert hätte. Sie war in jedem Wort, in jeder Bewegung die große Dame, die gewandte und

elegante Vertreterin der exklusivsten Gesellschaftskreise. Die Wandlung war verblüffend. Wie ein Traum schwanden ihm die Minuten in ihrer Gesellschaft dahin.



Und dieses entzückende Geschöpf war Witwe! Nach kurzer Ehe war ihr Gemahl, ein Gelehrter von wissenschaftlichem Ruf, wahrscheinlich ein rechter Bücherwurm, gestorben und hatte sie im Besitz des kleinen Blumenparadieses gelassen. Sie hatte Wolf Dietrich

liebenswürdig eingeladen, wiederzukommen, und er hatte versichert, daß er sein Glück preise, weil es ihn gerade in dieses Bad geführt habe. Dabei nahm es der Herr Baron mit der Wahrheit nicht ganz genau. Aber einer schönen Frau, auf die man Eindruck zu machen hofft, sagt man nicht, daß das leidige Zipperlein in den Gliedern sitzt und sie zwickt und zwackt, daß der Körper nicht mehr so geschmeidig ist wie in der Jugendzeit, kurz, daß man Patient ist und alle die kleinen und großen Sünden eines reichlich genossenen Sybaritenlebens abwaschen und ausbaden muß.

Wolf Dietrich Freiherr v. Trappnitz ging nach einem letzten Blick auf die schweigend daliegende Villa nun wirklich und definitiv zu Bett mit der unbeantworteten Frage, ob er auf das herrliche Weib wohl noch denselben magnetischen Zauber ausübe wie auf die halberblühte Knospe im weißen Unschuldskleidchen vor acht Jahren. Diese Frage schien ihm unbedingt die wichtigste aller vorhandenen Fragen und ihre Lösung in einer seine Eitelkeit und seine Herzaffektion befriedigenden Weise bedeutsamer als die Lösung der sozialen oder marokkanischen Frage. Die acht Jahre waren an ihnen beiden nicht spurlos vorübergegangen — nur mit dem Unterschied, daß Frau Marga während dieser Zeit im stetigen Aufblühen, Wolf Dietrich dagegen im langsamen und unaufhaltsamen Verwelken begriffen gewesen war. Keine Selbstillusion täuschte über die letztere betrübliche Tatsache hinweg, wenn sich Wolf Dietrich auch damit tröstete, daß eine raffinierte Toilettenkunst die Fortschritte des Niedergangs verdecke und die Kluft zwischen ihren sechsundzwanzig und seinen achtundvierzig Jahren bedeutend zu verringern vermöge.

Wolf Dietrich Freiherr v. Trappnitz war nun zwar

wirklich und definitiv, aber doch nur teilweise zu Bett gegangen. Derjenige Teil von ihm, den er auf der Promenade in heller Tagesbeleuchtung allen Blicken preisgab, lag säuberlich ausgebreitet auf den Tischen und Stühlen umher. Dieser äußerliche Promenadenmensch war recht komplizierter Art; er setzte sich zusammen aus allen möglichen raffiniert ausgeklügelten Erzeugnissen diskretester Schneider- und Friseurkunst, schlummerte als Kosmetikum in Phiolen und Büchsen, zerlegte sich in hundert höchst merkwürdige und fragwürdige Hilfsmittelchen, die dem Uneingeweihten in ihrer Bestimmung ewig fremd bleiben mußten, und war so zarter und delikater Natur, daß er sich nur den verschwiegenen Wänden des intimsten Gemaches enthüllte. Nur was nach dem umständlichen Prozeß der Abtakelung und Demaskierung noch übrig geblieben war, also die unverfälschte Natur, pflegte in den weißen Bettkissen der Ruhe. Der kosmetische Auf- und Abbau jener Persönlichkeit, die als Baron Trappnitz über die Erde wandelte, vollzog sich am Morgen und Abend jedes Tages mit einem beträchtlichen Aufwand von Zeit und Kunstfertigkeit. Das, was da im Bett lag, das faltige Mummelgreisgesicht ohne Haare und Zähne, war selbst den besten Freunden des Barons eine unbekannte Erscheinung. Wie ein Phönix aus der Asche steigt, so verwandelte und verjüngte sich alle vierundzwanzig Stunden Wolf Dietrich mit Hilfe von Schminktöpfchen, Polstern, Einlagen und Toupets in den jugendfrisch daherschreitenden Seladon und Schwerenöter, und wenn die letzte verschönernde Hand angelegt war, und der Eigentümer sein Endprodukt im Spiegel beschaute, durfte er sich lächelnd gestehen, daß die unbarmherzige Zeit ihm gegenüber machtlos war.

— — — — — — — — — — — — —

Strahlend und elegant, dem jungen Morgen gleich, erschien er anderen Tags um neun Uhr. Auch die Spuren einer schlecht verbrachten Nacht waren auf seinem Antlitz kaum sichtbar, als er, mit einem modefarbenen Anzug feinsten Schnitts angetan, sich das Frühstück im Garten vor dem Hotel servieren ließ. Der Platz war vortrefflich gewählt. Selbst unbeobachtet, konnte er durch eine Lücke in dem blühenden Buschwerk gerade jene Stelle der Villa drüben übersehen, wo eine Tür aus den Innengemächern auf die Plattform der Veranda hinausführte. Dort hatte er gestern mit Frau Marga und der ältlichen Dame im schwarzen Kleide, die nicht gut hörte, und von ihr als Tante bezeichnet wurde, gesessen und sich von ihrer weißen Hand das Mokkatäßchen vollgießen lassen. Wolf Dietrich zog ein scharfes Glas aus dem Ledertäschchen und äugte hinüber, ob ein günstiger Zufall ihm hold sein werde.

Zuerst erschien die ältere Dame und ordnete den Kaffeetisch, und dann — Wolf Dietrichs sämtliche Sinne konzentrierten sich auf das liebliche Bild — sie selber, Marga. Sie trug ein reizendes loses Morgenkostüm mit einem viereckigen Halsausschnitt und weiten halblangen Ärmeln, aus denen ihre weißen Arme leuchtend hervortauchten. Leider währte der Anblick nur flüchtige Sekunden, da der übrige Teil der Veranda, wo die beiden Damen beim Kaffee plauderten, seinen Augen verborgen war.

Des Barons Gedanken irrten, während er den Eingang zu seinem Paradiese unabläßig im Auge behielt, in die Vergangenheit zurück. Die war ein buntes Bilderbuch, in dessen Seiten es sich angenehm blättern ließ. Und auf allen spielte das schöne Geschlecht, für welches Wolf Dietrich nun einmal eine unbezwingliche Schwäche fühlte, in tausend Variationen die führende

Rolle. In jedes Mannes Leben ist ja das Weib ein hochbedeutsamer, wenn nicht der bedeutsamste Faktor; und wenn die Natur des Mannes nicht verdorben und angekränkelt ist, so hat das Weib seinen Anteil daran in der Gestalt einer einzigen großen Leidenschaft, einer ungeteilten, tief wurzelnden Liebe. Allein des Barons Naturanlage neigte dazu, dieses große heilige Feuer in unzählige kleine, schnell verpuffende und verknisternde Flämmchen einzuteilen und an die Stelle der ernsten, aufreibenden und verpflichtenden Liebe den ungebundenen, die Zeit angenehm ausfüllenden Flirt zu setzen. Nun, auch das Flirten ist eine Kunst und will gelernt sein; durch langjährige Übung hatte es der Baron darin zu anerkennenswerten Leistungen gebracht, nebenbei gesagt das einzige Fach, in welchem er bedeutende Kenntnisse und Erfolge zu verzeichnen hatte.

Vor seinen Blicken tauchte die kleine Nordseeinsel auf, wo einst der Schauplatz des halb vergessenen Romans mit dem Blondinchen gewesen war.

Dort hatte einst Wolf Dietrich hinter den Dünen gelegen im kurzen Strandhafer, abwechselnd das Farbenspiel der scheidenden Sonne auf den Fluten betrachtend und in einer interessanten Übersetzung aus dem Französischen blätternd. Er war ganz allein, und sein Herz daher in diesem Moment unbeschäftigt, als die schlanke junge Dame, ihren Eltern vorauseilend, ohne ihn zu bemerken, an seinem Versteck vorüberglitt. Ihr Ziel war wohl ohne Frage der massive Leuchtturm, von dessen Spitze man einen prächtigen Rundblick über das Meer und die Insel genoß. Ihren breitrandigen Sommerhut trug die Lustwandelnde am Arm, und ihr reiches langes Goldhaar wogte ihr in Wellenlinien über Schultern und Rücken. Mit geröteten Wangen und blitzenden Augen, sorglos eine Melodie trällernd,

schritt sie dem frischen Seewind entgegen, und während sie mit der Hand das Kleid gerafft hielt, hatte der Baron Muße, ein klassisch geformtes Füßchen zu bewundern, dessen hohe Wölbung ein geschmeidiges gelbes Lederstiefelchen umschloß. Ein hübscher Fuß war die allererste Forderung, die der erfahrene Kenner stellte,



wenn ihm ein weibliches Wesen Interesse ablocken sollte, und so begann denn das artige Liebesspiel, dem sich der Baron als passionierter Feinschmecker hingab, wenn es sich ihm wie von selbst darbot, mit dem prickelnden Wohlgefallen, das ihm Fräulein Margas Füßchen erregte.

Ein würdiges, bedächtiger schreitendes Ehepaar folgte. Sie sahen beide aus wie die verkörperte Ehr=

barkeit, Tüchtigkeit und Solidität. Nachdem auch sie den Platz passiert hatten, wo er lag, beschloß Wolf Dietrich ihnen zu folgen und stand bald neben der taufrischen Mädchenerscheinung in luftiger Höhe, stellte sich mit einer tadellosen Verbeugung den Eltern als Träger eines klangvollen altadeligen Namens vor und begann sich methodisch an das Wild heranzupirschen. In Badeorten sind Bekanntschaften ja glatt und leicht geschlossen.

Wie bemerkt, ging Wolf Dietrich methodisch zu Werke. Er hatte, wenn er sich anschickte, eine neue Seite seines bunten Bilderbuches auszufüllen, seine eigene, wohlerprobte Methode. Er teilte den Kollektivbegriff „Weib“ in drei Gruppen ein. Zur ersten Gruppe gehörten die gelehrten oder bildungssüchtigen Weiber, denen der Mann nur durch Entfaltung eines wohlgeordneten, überlegenen Wissens imponieren kann. Diese Spezies war am wenigsten nach des Barons Geschmack, und nur in sehr seltenen Fällen ließ er sich herbei, sich auf ein so schwieriges Gebiet zu begeben, da er selber nirgends über ein tiefgründiges Wissen verfügte. Man konnte sich da zu leicht Blößen geben. Die zweite Gruppe umfaßte die eitlen und gefallsüchtigen Weiber; denen konnte er schon besser dienen. Es kostete ihm keine Mühe, mit pikantem Witz und vielsagendem Lächeln einer Schönen mit Artigkeiten aufzuwarten, vom albernsten Gerede bis zur scheinbar geistreichsten Wortplänkelei. Ebenso behagte ihm die dritte Gruppe. Dahinein rechnete er die große Schar der harmlos-lustigen, stets lachbereiten, lebensfrohen Vertreterinnen des schönen Geschlechts, welche dankbare Zuhörerinnen abgaben für Wolf Dietrichs Geschichtchen und Anekdötchen, und mit denen sich übermütig tollen und scherzen ließ. Außerdem gab es noch

eine Extraklasse, zu der das junge Mädchen wohl sicher nicht gehörte.

Am besten paßte ihm nämlich für seine Zwecke jene moderne Abart des Begriffs „Weib“, welche sich die Gesellschaft, die sich die bessere nennt, extra für den Flirt gezüchtet zu haben scheint. Das waren jene kapriziösen, im Grunde ihres Wesens etwas leichtlebigen Dämchen, die bereits eine Vergangenheit hatten, Vagabondinnen des Vergnügens, die leichte Kavallerie des schlagfertigen Wortgeplänkels. Die waren sein eigentliches Element. Vor ihnen brannte er das Brillantfeuerwerk seines glänzendsten Witzes ab, gab seine Bonmots zum besten und wußte sich in seinem vielsagenden Lächeln und seiner vieldeutigen Rede verstanden von ihnen.

Bei einer neuen Erscheinung kam es also darauf an, zu ergründen, welcher Kategorie sie einzugliedern war, um danach das eigene Verhalten zweckmäßig einzurichten. Schon nach den ersten fünf Minuten des Beisammenseins hatte Wolf Dietrich heraus, was er wissen wollte: Fräulein Marga war noch fast ein halbes Kind, ein reiner, klarer, durchsichtiger Charakter, ein unbeschriebenes Blatt. Wie ausgelassen und hell sie auflachen konnte, wenn es eine drollige Situation gab, oder wenn eine komische Bemerkung fiel! Im Jugendübermut erkletterte sie mit ihren schlanken Gliedern einen Vorsprung des Turmes, so daß der Vater sie mit einem mahnenden Worte zurückrufen mußte, was Wolf Dietrich heimlich bedauerte, da sie in ihrer knabenhaften Keckheit eine köstliche Augenweide bot.

Hingegen konnte Fräulein Marga zuweilen auch auffallend ernst und träumerisch sein. Dann schweiften ihre blauen Augen, die so sanft streicheln konnten, wen sie anblickten, mit einem suchenden, sehnenden

Ausdruck über das rauschende Meer in die unendliche Ferne. Aus solchem Sinnen pflegte sie der Vater, eine derbe, frische Landwirtsnatur, rauh aufzuschrecken.

Wolf Dietrich war sich sehr bald im klaren sowohl über seine Gefühle als auch über seine Taktik.

Von nun an traf er beinahe an jedem Morgen mit der Gutsbesitzersfamilie zusammen. Man machte gemeinsame Spaziergänge um das Rund der Insel, ließ sich am Strand von der Sonne bescheinen und vom Seewind bestreichen und redete bald ernstes, bald törichtes Zeug. Für die Mittagstafel und für den Abend paßte sie ihm weniger. Dafür war sie zu naiv, zu einfach und aufrichtig. Da liebte Wolf Dietrich das Rassige, Exotische, Pikante und zog seine anderen Bekanntschaften vor, die geschiedene russische Gräfin und die junge reizende Witwe aus dem Lande jenseits der Leitha.

Marga verstand, wie er bald merkte, vom Flirt so gut wie nichts. Wenn er den Versuch machte, mit ihr auf diesem Gebiete in Gang zu kommen, sah sie ihn erstaunt mit den großen blaugrauen Augen an, als wüßte sie nicht, was sie sich bei seinen Äußerungen denken solle. Aber sie war eine erfrischende Abwechslung in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit, dazu ein süßes, in ihrer Unwissenheit und Unschuld doppelt bestrickendes Geschöpf, das vielleicht einmal eine große Schönheit werden konnte. Also widmete er ihr jeden Tag ein paar Stunden. Sie reizte ihn, die Probe seiner Gefährlichkeit an ihr zu versuchen, gemäß dem dunklen Drange, dem er folgte, Unheil unter den Herzen anzurichten, Leidenschaft einzuflößen, das prickelnde Gefühl befriedigter Eitelkeit zu genießen. Er selbst blieb prinzipiell kalt, so sehr seine Augen es verstanden, eine gefährliche Sprache zu reden. Denn

der größte Fehler, den er begehen konnte, war nach seiner Meinung der, sich über einen gewissen Grad hinaus zu erwärmen und sich mit dem eigenen Herzen zu engagieren. Ein ernstlich Verliebter ist nicht mehr Herr der Situation.

„Was suchen Sie dort hinten, Fräulein Marga?“ fragte Wolf Dietrich schalkhaft, als sie ihre Augen wieder einmal unbeweglich auf einen Punkt in der Ferne richtete. „Um wen haben sich Ihre Gedanken soeben gedreht?“

Das junge Mädchen errötete leicht, blickte dann aber dem Fragenden mit ihren klaren Augen gerade in das Gesicht.

„Offen gestanden, um Sie, Herr v. Trappnitz.“

„Sehr schmeichelhaft. Sie machen mich glücklich, Fräulein Marga.“

„Ich habe noch keinen Menschen kennen gelernt, der meinem Nachdenken so viele Rätsel aufgab wie Sie,“ erklärte Marga einfach. „Bald sind Sie treuherzig und bieder wie ein guter Kamerad, bald kommt man aus dem Lachen über Ihre Späße nicht heraus. Ein anderes Mal wieder können Sie erzählen und beschreiben, so wundervoll und anschaulich, daß man wie gebannt zuhören muß, und gleich darauf lassen Sie den Kopf hängen, lächeln wehmütig und weltschmerzlich, als ob Sie Selbstmordgedanken hätten. Sie sind voller Widersprüche, mein Herr, und ich bin nicht scharfsichtig genug, sie zu lösen. Welche von allen ist nun Ihre wahre Natur?“

Herr v. Trappnitz war sehr befriedigt. Es war ihm gelungen, das brennendste Interesse für seine Person wachzurufen. Der ehrliche Sinn des Mädchens war nicht im stande, ihm bis auf den Grund der Seele zu schauen und das Theaterspiel, in dem er sich gefiel,

aufzudecken. Ihr war er der interessante, kluge Mann, über dessen Gedankensprünge sie sich Kopfzerbrechen machte, während man ihn im Abendverkehr auf sein richtiges Niveau einschätzte. Das war neu, das war amüsant, und er spielte weiter mit der Gefahr.

Ein unerfahrenes Gretchen! dachte er. Ja ja! Du lieber Gott, was so ein Mann nicht alles, alles denken kann! Und die schönen Morgen am Strande wurden ihm immer lieber.

Langsam und sicher legte er die Schlingen um das einer starken Empfindung und Leidenschaft fähige Mädchenherz und kreiste es ein, daß es immer heftiger zu klopfen und zu beben begann. Er faszinierte sie mit seinem Blick, und wenn er wie absichtslos und zufällig mit seiner Hand die ihrige berührte, dann durchrieselte es sie wie ein wonniger Schreck. Am Abend, wenn sie sich beim Schlafengehen von Vater und Mutter trennte, glitt sie mit dem Gedanken an ihn in die Welt der Träume hinüber, und des Morgens konnte sie den Augenblick kaum erwarten, bis seine aristokratisch vornehme Gestalt auf der Promenade erschien. Allmählich nahmen die Zukunftshoffnungen in Margas Denken eine fest umrissene Gestalt an; sie erwartete an jedem Tage mit Zittern und frohem Hoffen zugleich Wolf Dietrichs Antrag.

Den Eltern war die Beharrlichkeit, mit der der Baron sich Marga widmete, nicht minder ein Gegenstand lebhaften Nachdenkens und schließlich eifriger Erörterung geworden. Beide waren einfache und gerade Menschen, die in Herrn v. Trappnitz den ehrlichen Bewerber sahen und sein Unterfangen nicht gerade mit ungünstigen Blicken verfolgten in Hinsicht auf den Ruf des Reichtums, der ihn umgab, und in Anbetracht des altadeligen Namens, der ihnen in die

Augen stach. Freilich konnten sie im Grunde ihres Herzens nicht wünschen, daß die Tochter sich so früh band; war es aber echte Liebe, welche die beiden Menschenkinder zusammenführte, so wollten sie der Werbung nicht entgegen sein. —

Eines Tages durchfuhr es Wolf Dietrich wie ein kalter Schreck. Wie Schuppen fiel es ihm plötzlich von den Augen, als er aus mancherlei kleinen Anzeichen erkannte, welche Zumutungen man an seine Person und seine Freiheit zu stellen sich augenscheinlich berechtigt glaubte.

Der Vater hatte ihm mit wohlwollender Miene auf die Schulter geklopft und allerlei verfängliche Redensarten gemacht, die ja wie Scherz klangen, aber doch, richtig verstanden, nur eine einzige Deutung zuließen. Man wollte ihm zu verstehen geben, daß die Familie bereit sei, dem Schwiegersohn die Arme zu öffnen.

Die Mutter bekam jenen strahlenden und warmen Ausdruck, der allen angehenden Schwiegermüttern eigen zu sein pflegt. Sie sah ihn bisweilen so erwartungsvoll und zum Segnen bereit an, daß dem Courmacher die Gänsehaut gruselig kalt über den Rücken lief.

Fräulein Marga selber wurde verklärter, stiller, träumerischer. Wie bräutliche Seligkeit lag es auf dem lieblichen Gesichtchen; ihre feuchten Augen verrieten ihm den Zustand ihrer Seele.

Auch fatal und spießbürgerlich! Nun war es die höchste Zeit, zum Rückzug zu blasen. Das fehlte noch gerade, seine Prinzipien dranzugeben und sich von einer Landpomeranze einfangen zu lassen.

Wieder war man in den Dünen, Wolf Dietrich saß mit Marga in dem windfreien lauschigen Versteck, den

sie sich zum Lieblingsplätzchen erkoren, die Mutter mit der Häkelarbeit etwas weiter oben, beobachtend und Pläne schmiedend, und der Vater lag regungslos auf dem Rücken, so daß nur seine mächtige Virginia, aus der er qualmte, wie ein kleiner Fabrikschornstein in die blaue Luft ragte. Auf den Wellen tanzten die Möwen in weißen Scharen, und am Horizont entschwand langsam der Umriß eines großen Dampfers.

Wolf Dietrich hatte sich vorgenommen, in zarter Weise abzuschwenken und seine Desertiergelüste kundzutun, immerhin so deutlich, daß das Mädchen ihn verstehen mußte. Jetzt, wo er dicht vor der Aufgabe stand, schien sie ihm ungeheuer schwer. Fast wünschte er nun, ohne Abschied mit dem Dampfer dort sich aus dem Staube gemacht zu haben. Sonst hatte der Baron in Margas Nähe ein wohliges Gefühl ritterlicher Überlegenheit gehabt, nun aber war ihm schwül und unbehaglich zu Mute. Man nahm hier alles so genau, so wörtlich, so gewissenhaft. Na, sie mußte ja einsehen.

Er schlug einen leichten, kühlen Konversationston an, wie sie ihn lange nicht mehr von ihm gewohnt gewesen war. Marga schaute ihm befremdet, ja bestürzt in die Augen. Das klang so objektiv, so förmlich und gesellschaftsmäßig.

„Sehen Sie den Dampfer dort, Fräulein Marga? Beinahe wäre ich mit dem abgereist, da mich Pflichten fortrufen. Aber ich wollte doch nicht scheiden, ohne Ihnen Lebewohl zu sagen. Es war doch eine schöne Zeit des — eh — Gedankenaustausches, die wir miteinander verlebten. Ich werde Ihrer dankbar gedenken dafür, daß Sie meiner geringen Person Ihre Aufmerksamkeit und beglückende Gegenwart schenkten, und bitte Sie, mir auch in Ihrem Herzchen ein Plätzchen der Erinnerung zu bewahren.“

Diese konventionell hingeworfenen Worte trafen sie wie ein Donnerschlag. Sie vermochte nicht eine Silbe zu erwidern; es war ihr, als drängte sich alles Blut



mit Gewalt nach ihrem Herzen. Ein unbeschreibliches Angstgefühl preßte ihr die Brust zusammen. Blaß, keiner Bewegung fähig saß sie da.

Wolf Dietrich kniff die Lippen zusammen und schwieg. Er wagte nicht zur Seite zu blicken, um die Wirkung seiner Worte von ihrem Gesichte abzulesen. Endlich, als Marga noch immer lautlos dasaß, wandte er den Kopf und sah, wie ihr die Tränen gleich hellen Perlen über die Wangen tropften.

Eklige, dumme Situation das! Er fuhr sich vorsichtig mit der Hand durch das dünne Haar. Wie tragisch sie alles nahm, und wie ungewandt von ihr, daß sie ihre Enttäuschung so hilflos zeigte und sich nicht einmal herauszuhelfen wußte! Eine Dame von Welt hätte längst mit einem Scherzwort und Lächeln ihre Erregung verdeckt und bemeistert und leichthin und spitzig erwidert: „Reisen Sie mit Gott, Herr Baron, irgendwo auf diesem Planeten sehen wir uns vielleicht einmal wieder!“

Beim Anblick der in sich zusammengesunkenen Mädchengestalt überkam es ihn dann wie Rührung und Mitgefühl. Er begriff, daß sich ihm hier ein Herz bot, daß ihm eine reine, heiße Neigung zu Füßen gelegt wurde. Er war doch ein verfluchter Kerl, er, Wolf Dietrich Freiherr v. Trappnitz! Es kostete ihn nur ein Wort, und diese frische Blume lag an seinem Herzen, diese weichen Arme schlangen sich um seinen Nacken, diese heißen Lippen preßten sich auf die seinigen. Er schwankte wirklich einen Augenblick. Sollte er —? Aber nein, sich festmachen für alle Zeit, diesen nie zu reparierenden Fehler, diese charakterlose Inkonsequenz sollte nicht begangen werden! Es zuckte ihm in den Armen, das Mädchen an sich zu reißen, ihr Liebesworte in das Ohr zu stammeln — vielleicht liebte er sie wirklich in diesem Augenblick. Vielleicht — aber Wolf Dietrich kannte sich, von Dauer würde diese Liebe ebensowenig sein wie alle übrigen.

„An meiner Seite würden Sie nicht glücklich werden, Fräulein Marga!“ sagte er.

Das war nicht unehrlich empfunden. Er wußte aber nicht, was er noch weiter sagen sollte. Er legte seine Hand auf ihre bebenden Finger und fühlte, daß sie kalt waren wie Eis. Sie bewegte sich noch immer nicht.

Marga konnte nicht heucheln und ihr Gefühl nicht verbergen. Der Schlag, der ihr seliges Hoffen jählings vernichtete, war so plötzlich über sie hereingebrochen, daß ihr die Spannkraft fehlte, sich darein zu finden. Er liebte sie nicht! Wolf Dietrich wies ihr überquellendes Herz von sich!

Daß dieser Mann nur kalt berechnete und abwog, das ahnte sie nicht im entferntesten.

„Fräulein Marga — eh — bedaure wirklich sehr, fatales Mißverständnis,“ hub der Baron wieder an. Seine Stimme hatte jenen Klang, mit dem er am Abend der süperben Gräfin und der hübschen Witwe aufzuwarten pflegte. Es ging ihr schneidend durch das Herz.

Wolf Dietrich redete weiter. Sie hörte es alles wie aus weiter Ferne.

Da schlug ein Wort an ihr Ohr, das berührte sie wie ein Peitschenhieb. Frivol, gemein nahm es sich aus in dem Munde dessen, der ihr über alles teuer gewesen. Flirt hieß das Wort.

Geflirtet hatte er also mit ihr, während sie meinte, sein volles Herz spreche aus seinen Worten! Flirt — nichts als Flirt war's gewesen, getändelt, gespielt, Gefühle geheuchelt hatte er zum Zeitvertreib! Diese Erkenntnis gab ihr die verlorene Kraft mit einem Male zurück. Während er noch in schön gesetzten Worten auf sie einsprach, sprang sie plötzlich auf und warf ihm

einen Blick aus ihren Augen zu, so flammend und strafend in edlem Zorn und unmutiger Verachtung, daß er verstummte.

Dann lief sie zu ihrer Mutter, als ob sie bei ihr Schutz suche vor ihm.

Wolf Dietrich aber, der angenehme Schwerenöter, der Liebling der Damenwelt, der Meister im Flirt und Versteckspiel der Gefühle, der verfluchte Kerl — der drückte sich sanft und sacht aus dem Bereich der zürnenden jungen Schönheit und verschwand in der Richtung des Kurhotels und der Landungsbrücke.

Margas Vater tobte, als er das Vorgefallene erfuhr. Er hatte nicht übel Lust, dem sauberen Baron handgreiflich seine Ansicht über sein Verhalten klarzumachen, das seinen Anschauungen über Anstand und Kavalierspflicht schnurstracks zuwiderlief. Aber er fand nicht mehr die Gelegenheit dazu, denn Wolf Dietrich hatte es vorgezogen, seinen Reisekoffer zu packen und zum Festland hinüberzufahren.

Vergebens erwartete ihn die geschiedene russische Gräfin beim Abendkonzert, und als man ihr von seiner plötzlichen Abreise berichtete, sagte sie zu der jungen ungarischen Witwe: „Es ist, wie ich es immer behauptet habe, er hat doch keine gute Lebensart, unser lieber Baron.“

Ja, das waren die Damen der großen Welt!

Und das Meer rauschte seine uralten, gewaltigen Melodien und gab dem Mägdlein, das an seinem Ufer stand und die erste große Lebensenttäuschung niederrang, keine Antwort auf sein Fragen und Grübeln.

Als Marga mit den Eltern die Insel verließ, hatte sie gesiegt. Der Baron war keine Träne und kein Erinnerungsblatt wert. Die herbe Lehre, die sie empfangen, hatte ihr die Augen geöffnet.

„Mein liebes Kind,“ sagte ihr wackerer Vater, „es ist doch gut, daß es so gekommen ist. Das war einer von den neumodischen Windhunden, die bloß ihren Spaß haben wollen und den Mädels den Kopf verdrehen. Der brave Mann, der dich mal kriegt, wird schon noch kommen. Ein Mann, ein Wort, das lasse ich mir gefallen, aber nicht so ein Luftikus und Phrasenheld — pfui Deubel!“

— — — — — — — — — — — — —

Baron Wolf Dietrich v. Trappnitz saß jeden Morgen auf seinem Beobachtungsposten im Hotelgarten und jeden Nachmittag in der Villa Frau Marga gegenüber, und ihre schlanken weißen Hände reichten ihm mit unnachahmlicher Grazie das duftige Gebäck und kredenzten ihm die Tasse belebenden braunen Trankes.

Er war mit sich, mit der Welt und mit seinen Fortschritten in der Gunst der schönen Frau äußerst zufrieden und fortgesetzt in bester Stimmung. Zwar waren die Nächte infolge der verwünschten Podagraanfälle meist recht schlecht, und demgemäß fühlte er sich des Morgens oft hundeelend. Es zwackte ihn im Rücken und in den Knieen, so daß er sich recht klapprig und gebrechlich vorkam, wenn er die Hoteltreppe hinabstieg. Eine Jungmühle, wie man sie im Mittelalter erträumte, war doch eine vorzügliche Einrichtung! Man stieg als hinfälliger Greis hinein und kam an der anderen Seite als lebensfrischer Jüngling wieder heraus!

Nichtsdestoweniger war er guter Dinge. Die Schwächen und Gebrechen des herannahenden Alters, seine Knickebeinigkeit und heimlichen Defekte spürte er ja nur allein. Sein wohlpräpariertes Äußere gab ihm die Garantie, daß er noch immer das Zeug zum schneidigen Herzbezwinger und Don Juan hatte. Eine reife, wohlkonservierte Männererscheinung in den besten

Jahren, so sagte der Spiegel, dazu noch mit einem Sack voll interessanter Erfahrungen, und so was lieben die Weiber. Das Bilderbuch brauchte noch lange nicht abgeschlossen zu werden.

Und Frau Marga? Wolf Dietrich lächelte selbstgefällig. Man hatte noch nicht einmal nötig, ein so erfahrener Menschenkenner zu sein, um zu bemerken, daß sie seine Besuche gern sah, ja daß sie ihn sogar ermutigte. Die erste Liebe, die feurigste und tiefste, sitzt doch am festesten in den Mädchen- und Frauenherzen.

War es eine Täuschung, daß ihre Augen in besonderem Glanze aufleuchteten, wenn er in der Villa erschien? Wurde ihr Wesen nicht aufgeräumter, ihr Lachen nicht herzlicher und ausgelassener, wenn er seiner Laune die Zügel schießen ließ? Es war doch natürlich, daß eine Frau, die an einen weltfremden, alten und wunderlichen Gelehrten verheiratet gewesen war — berühmte Gelehrte sind immer weltfremd und wunderlich — sich hingezogen fühlt zu dem gewandten Weltmanne, der ihr Ersatz bot für das, was sie an der Seite des Gemahls hatte entbehren müssen.

An ihrem Witwenlos trug sie nicht schwer. Auf ihren verstorbenen Gatten lenkte sie das Gespräch niemals. Also — die Bahn war frei für einen Sieg, vielleicht den glorreichsten, den Wolf Dietrich jemals erfochten!

Der Rest der Gefühle, deren er noch fähig war, stand in Flammen. Es war freilich gegen alle Grundsätze, daß das eigene Herz engagiert war. Allein Wolf Dietrich ging ernstlich mit sich zu Rate, ob es nicht allmählich Zeit sein würde, Ernst zu machen.

Wolf Dietrich war ja ein gewiegter Frauenkenner — alle Achtung! Aber eine Eigenschaft der Frauen zog er doch nicht genügend in Rechnung, nämlich die, daß

sie alle zusammen gar zu gern ein wenig Komödie spielen. Nicht auf den Brettern, da reicht's nur für wenige, aber im Leben. Auch die ehrbarste und offenste Frau verleugnet diesen Charakterzug weiblichen Wesens nicht. Ein Körnchen Tücke und Bosheit haben sie alle von der Mutter Natur mitbekommen, besonders wenn es gilt, die Herren der Schöpfung in ihrer eingebildeten Unwiderstehlichkeit auf das Glatteis zu führen.

O, das unschuldige Blondinchen war eine abgefeimte Komödiantin geworden, man hätte es ihr gar nicht zugetraut. Aber welch vorzüglichen Lehrmeister in der Kunst, die Gefühle zu verstellen, hatte sie auch gehabt! Selbst die Tante mit dem Hörrohr führte sie hinter das Licht.

Mehr als einmal warf diese einen strengen, mißtrauischen Blick auf den ihr unsympathischen Verkehr.

„Marga," sagte sie mit vorwurfsvoller Betonung, „ich finde die häufigen Besuche des Barons sehr unpassend und deinem Rufe schädlich. Ich kann nicht begreifen, daß du an dem alten Gecken und seinen Späßen Gefallen findest."

Marga lachte leise vor sich hin. In ihren Augen schillerte es eigentümlich.

„Du bist blind, Marga," fuhr die Tante fort. „Er sagt dir Artigkeiten, die du dir nicht bieten lassen darfst. Er verschlingt dich mit seinen Augen, wo du gehst und stehst."

„Laß mich nur, Tantchen, es macht mir Vergnügen."

Und sie lachte so fröhlich, daß die Tante noch mehr den Kopf schüttelte.

„Wahrlich, ich verstehe dich nicht. Ich habe geglaubt und gehofft, dein Vetter Edgar und du —"

Jetzt verschloß Marga der Tante mit einer schnellen Bewegung den Mund, während leise ein verräterisches Rot ihre Wange überzog.

„Du sorgst dich ganz umsonst, Tantchen. Nur dies eine Mal laß mir den Spaß, mit dem Baron ein bißchen zu flirten.“

Die Tante machte eine sehr bedenkliche Miene. „Zu meiner Zeit war so etwas verpönt. Eine junge Frau, die auf ihren Ruf hielt, empfing keine regelmäßigen Herrenbesuche. Aber die gute alte Sitte stirbt wohl aus.“

Als Wolf Dietrich geschniegelt und gebügelt am anderen Nachmittag wieder dahergetänzelt kam, zog sie sich grollend zurück. Sie begriff Margas Geschmack nicht. So ein alter, verliebter Kater!

Marga empfing ihn wie immer in fröhlicher Laune und quittierte über seinen feurigen Handkuß mit schalkhaftem Lächeln.

Sie ordnete mit geschickten Fingern eine verschwenderische Fülle von Rosen in eine elfenbeinfarbene Porzellanvase. Es war, als habe der Garten seine ganze Blütenpracht hergeben müssen. In dem einfachen weißen Kleide, das sich wundervoll um ihren ebenmäßigen Körper schmiegte, sah sie entzückend aus. An der Brust hatte sie eine einzige voll erblühte dunkelrote Rose befestigt.

Für wen? dachte Wolf Dietrich. Besuche außer den seinigen empfing Marga nicht. Folglich — —! Das war doch sehr deutlich. Und er vergaß über dem Anschauen und Bewundern seine gewandtesten Vergleiche und witzigsten Pointen.

Auch schien sie ihm anders als sonst. Über ihrem Wesen lag ein träumerisches Sinnen, etwas wie eine sehnsüchtige Erwartung. Die Blicke aus ihren Samtaugen schienen ihm schmachtender und verlangender als sonst.

Das ist noch deutlicher, kalkulierte der Baron.

Und er begann sich zur letzten Attacke vorzubereiten.

„Woran denken Sie, Baron?" fragte sie neckisch. Dabei traf ihn einer ihrer schmeichelnden Blicke, die ihm den Puls beschleunigten.



„Ich denke an die Strandeinsamkeit in einem deutschen Nordseebade," versetzte er langsam und nachdrucksvoll. Es war das erste Mal, daß er die gemeinsame Vergangenheit berührte.

Jetzt überzog sich ihr liebliches Gesicht langsam mit

einer schwachen Röte, als ob der Widerschein von den vielen Rosen darauf gefallen wäre.

Sehr, sehr deutlich, dachte Wolf Dietrich, und seine Kühnheit wuchs noch mehr.

Aber sie wußte sich zu helfen. Im nächsten Augenblick war ihre Verlegenheit verflogen, und ihre Augen begegneten wieder lachend den seinigen.

„Wie sentimental!“ rief sie aus. „Gewiß gilt dies Opfer auf dem Altar der Erinnerung der schönen Gräfin, die sich nicht genug über Ihr schnelles Verschwinden wundern konnte, oder ist es die reizende Witwe aus Ungarn?“

Er sah sie fest an. „Wie Sie sich verstellen können, Frau Marga! Sie erraten sehr wohl, wem meine Gedanken gelten. — Frau Marga, ich war ein großer, großer Tor, als ich nicht mit beiden Händen zugriff, da das Glück mich mit einer ebensolchen Fülle roter Rosen überschütten wollte —“

Sie lachte leise in ihrer klingenden, singenden Art. „Wie tragisch das klingt aus Ihrem Munde, Baron! Freilich muß es unangenehm sein, wenn es Brei regnet, und man hat keinen Löffel — jedoch ich meine, der Fehler läßt sich noch immer wieder gutmachen —“

Das ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sie ermutigte ihn offenbar, seine Werbung vorzubringen und wieder gutzumachen, was er an ihr gesündigt.

„Nun denn,“ begann Wolf Dietrich, indem er sorgsam seine Beinkleider über dem Knie ein wenig in die Höhe zog, bevor er sich zu einer effektvollen Pose auf den Teppich niederließ — dabei stach es ihn niederträchtig in den Gelenken, so daß er die Zähne zusammenbiß — „nun denn, schönste Frau, wenn ich Ihre Worte richtig deute, so lassen Sie mich Ihnen gestehen —“

Weiter kam er nicht. Helles melodisches Lachen,

so herzhaft und heiter, daß es ihn um alle Fassung brachte und jäh aus allen Himmeln stürzte, machte seine Rede plötzlich verstummen.

„Sie sind köstlich, Baron! Immer noch der alte Spaßmacher und Schwerenöter wie früher! Damals war ich noch zu grün und unerfahren, um Ihre Künste richtig würdigen zu können. Aber jetzt gefallen Sie mir — haha!“

Hilflos sah der Baron zu ihr auf. Er machte eine Anstrengung, sich aus seiner prekären und lächerlichen Lage zu erheben, aber er sank kraftlos und mit einem leisen Schmerzlaut wieder zurück.

Noch immer lachte sie, warf sich in einen Sessel und blitzte ihn übermütig an.*)

„Marga,“ stöhnte er, „so wahr ich hier vor Ihnen liege, dieses Mal meine ich es ehrlich —“

„Sie fallen aus der Rolle, Baron. Muß ich Sie an Ihre Prinzipien erinnern, ich, die Schülerin meinen Lehrmeister? Sie erteilten mir einst eine Lektion, die ich nicht vergessen habe. Zum zweiten Male komme ich nicht in Verlegenheit, den Flirt für etwas anderes zu nehmen, als was er sein will.“

Der Baron stand endlich wieder auf seinen beiden Füßen. Sein Gesicht war sehr finster. „Sie haben mit mir unverantwortlich gespielt, gnädige Frau —“

„Halt, Herr Baron. Wenn ich Ihren Charakter nicht allzu gut kennen würde, müßte ich heute an Ihnen irre werden. Bitte, nehmen Sie Ihren alten Platz doch wieder ein. Selbst dem größten Meister in seiner Kunst kann es passieren, daß er an seinem Ziel vorbeischießt.“

Er konnte sich noch immer nicht fassen. Die Niederlage kam zu unvermutet.

---

*) Siehe das Titelbild.

„So war Ihr Entgegenkommen, Ihre Liebenswürdigkeit —“

„Flirt — nichts als Flirt, Herr Baron. Ich bin bei Ihnen in eine gute Schule gegangen. Sind Sie nicht ein wenig stolz auf mich? — Aber nun ohne Scherz, mein Herr“ — sie zog eine kleine Photographie aus der Tasche — „sehen Sie, das hier ist mein Bräutigam. Hübsch und stark und jung, nicht wahr? Er hat nur einen Fehler, vom Flirten versteht er leider gar nichts. Er meint es schrecklich ernst mit seiner Liebe, und ich konnte daher nicht anders, als seinem Werben nachgeben. Hier liegt auch ein Telegramm von ihm. In einer halben Stunde, denke ich, wird er bei mir sein. Wenn Sie seine Bekanntschaft machen wollen —“

Wolf Dietrich sah, daß er sein Spiel gründlich verloren hatte. Aber er faßte sich als gewandter Mann von Welt und war auf einen einigermaßen anständigen Rückzug bedacht.

Mit einem verbindlichen, süßsauren Lächeln ergriff er seinen Hut. „Sie haben sich gerächt, gnädige Frau. Ich küsse Ihnen die Hand für die gnädige Strafe. Bitte, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Tante.“

— — — — — — — — — — — —

Als Wolf Dietrich im Flur des Hauses allein stand, glitt eine leise Verwünschung über seine Lippen. Dann klopfte er sorgsam die Spuren von Staub von seinem neuen Beinkleide und vergewisserte sich durch einen Blick in den Spiegel, daß sein äußerer Promenadenmensch noch in tadelloser Verfassung sei.

An der nächsten Straßenecke erstand er sich das neueste Parfüm, dessen Ruf augenblicklich die Welt erfüllte.





Zwischen Himmel und Erde.

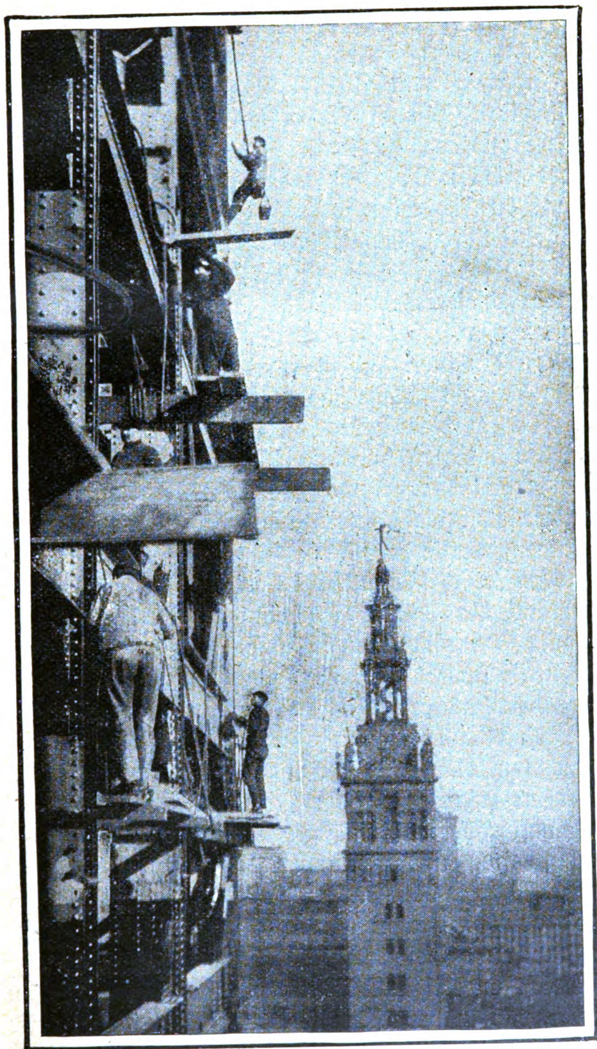
Momentbilder vom Bau eines Wolkenkratzers.

Von H. Giersberg.

Mit 5 Illustrationen. ▫ ▫ (Nachdruck verboten.)

Unter allen Weltstädten ist in Bezug auf die Möglichkeit räumlicher Ausdehnung keine so übel daran als New York, insoweit wenigstens, als es sich um die eigentliche, für das gesamte Geschäftsleben allein in Betracht kommende Stadt dieses Namens handelt. Denn ihr sind durch ihre insulare Lage natürliche Grenzen gezogen, über die sie nach keiner Seite hinaus kann, wie dringend auch immer die beständig wachsenden Bedürfnisse von Handel und Wandel nach einer Vergrößerung verlangen mögen.

Als im Jahre 1626 kluge Holländer den Indianern die in der Hudsonmündung gelegene Insel Manhattan für einen in Waren entrichteten Preis von ungefähr vierundzwanzig Dollars abkauften, konnten sie freilich nicht voraussehen, daß die hier entstehende Stadt dermaleinst unter so empfindlichem Raummangel zu leiden haben würde. Denn die durch die Abzweigung des Harlem und des East River gebildete Insel ist immerhin 21 Kilometer lang, im Mittel 3 Kilometer breit und hat einen Flächeninhalt von 5660 Hektar. Für die Ansprüche einer Bevölkerung von mehr als vier Millionen sind eben solche Dimensionen bei weitem nicht mehr ausreichend, und längst hat die Bebauung, soweit es sich um Wohnzwecke handelt, die umschließen-

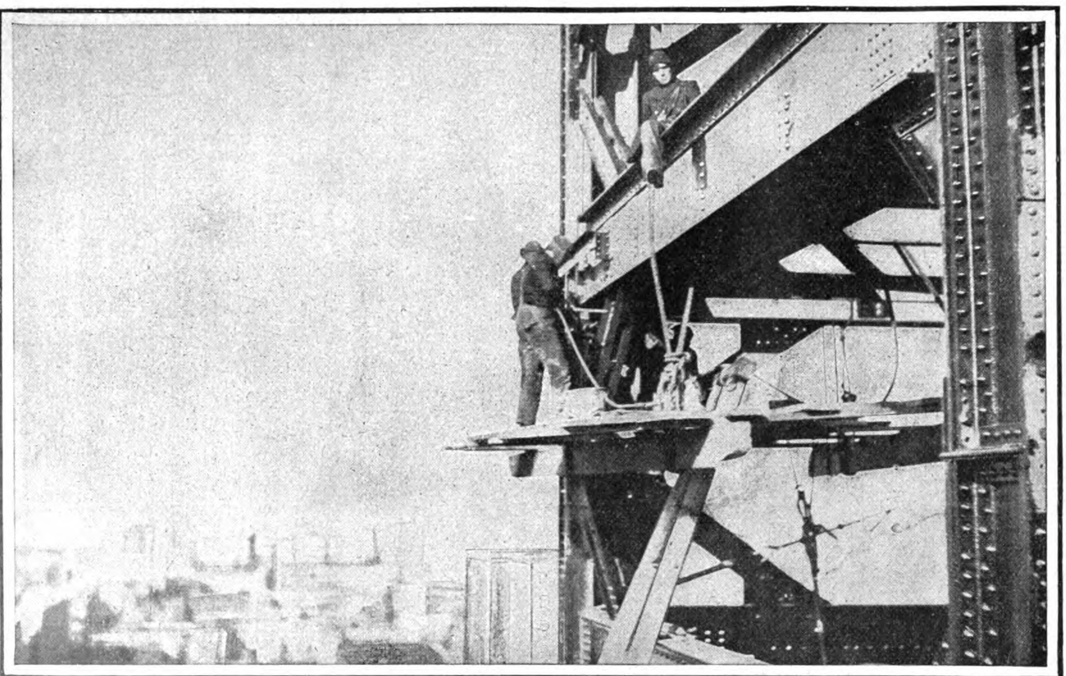


Arbeiter an einem Wolkenkratzer.

den Wasserarme übersprungen und sich auf weite Strecken des angrenzenden Festlandes, sowie auf die Inseln Long Island, Staten Island, Blackwells Island, Wards Island, Randalls Island und verschiedene andere ausgedehnt. Das Stadtgebiet mißt heute in seiner größten Länge bereits 56 und in seiner größten Breite 30 Kilometer, so daß der Manhattanbezirk nur noch einen verhältnismäßig kleinen Teil desselben ausmacht.

Aber dieser Bezirk ist das Herz und das Hirn der Millionenstadt, hat den ganzen ungeheuren Organismus zu ernähren und ist für New York in noch ungleich höherem Maße das, was die City für London ist. Da für die eigentlichen Geschäftszwecke überdies nur der untere, südliche Teil der langgestreckten Insel in Betracht kommt, wo sich die Börsen und Bankhäuser, sowie die Kontore aller großen Handelsfirmen befinden, mußte bei einer so rapiden Entwicklung des New Yorker Geschäftslebens, wie sie sich namentlich während der letzten Jahrzehnte vollzogen hat, die Enge des vorhandenen Raumes bald zu einer wirklichen Kalamität für die beteiligten Kreise werden. Die Grundstückpreise in der unteren Stadt, wo sich die Häuser im Gegensatz zu dem nördlichen oberen Teile von Manhattan zu engen und unregelmäßigen Straßen zusammendrängen, erreichten eine geradezu fabelhafte Höhe, und selbst große Banken, Versicherungsgesellschaften und Zeitungen bemühten sich vielfach vergeblich um den Erwerb von Baugrundstücken, die groß genug gewesen wären, um ihren Bedürfnissen entsprechende Geschäftshäuser darauf zu errichten.

Nicht aus Originalitätssucht oder aus purem Größenwahn, wie in der Alten Welt vielfach geglaubt wird, sondern unter dem Druck einer eisernen Notwendigkeit



Anstreicherarbeit in einer Höhe von 100 Meter.

nahm man darum, als die Fortschritte der Eisenbautechnik es ermöglichten, seine Zuflucht zu der Errichtung jener auf eine unverhältnismäßig kleine Grundfläche gestellten Riesenhäuser, die unter dem Namen „Wolkenkratzer“ (skyscrapers) durch zahlreiche Abbildungen in der ganzen Welt bekannt und — berüchtigt geworden sind. Berüchtigt, weil sie dem Stadtbilde von New York ein zwar sehr charakteristisches, aber dem Auge nichts weniger als wohlgefälliges Sondergepräge verliehen haben, und weil über ihre Häßlichkeit auch in solchen Fällen, wo die Architekten sich in allen möglichen Kunststückchen versucht haben, eine Meinungsverschiedenheit kaum bestehen kann.

Solange man sich auf die bescheidene Zahl von sieben bis zehn Stockwerken beschränkte, konnte man bei der Errichtung derartiger Turmhäuser die bisher üblich gewesene Bauweise mit vorwiegend steinerner Vorderwand, Abfangung der Scheide- und Mittelwände durch Unterzüge und Ersatz der Innenpfeiler durch eiserne Säulen mit geringen, durch die jeweiligen Verhältnisse gebotenen Abweichungen beibehalten. Für Bauwerke von mehr als zehn Stockwerken aber konnte diese Bauweise nicht mehr in Frage kommen, weil Backsteine dem Druck einer so ungeheuren Belastung nicht zu widerstehen vermögen, und erst als man an dem Beispiel des Pariser Eiffelturmes gelernt hatte, Eisenkonstruktionen von fast unbegrenzter Höhe in hinlänglicher Stabilität auszuführen, durfte man daran denken, jene baulichen Ungetüme zu schaffen, die heute den Amerikareisenden schon bei der Einfahrt in den Hafen von New York begrüßen, und bei denen man in allerjüngster Zeit nun schon glücklich bis zu einer Höhe von achtundvierzig Stockwerken gelangt ist.

Das Gebäude der „World“ in New York mit seinen

zwanzig Stockwerken, seiner Höhe von 88,5 Meter, das nach seiner Fertigstellung als ein Wunderwerk der Technik angestaunt wurde, bedeutet schon längst nicht mehr den Rekord dieser für den Schönheitsfreund wahr-



Siebzehn Stockwerk hoch über dem Straßenpflaster.

haft grauenerregenden Bauweise. Das Manhattan-Lebensversicherungsgebäude brachte es bereits bis auf 116 Meter; das Gebäude der „Sun" mit zweiunddreißig Stockwerken sogar auf 133 Meter. Und das zurzeit noch im Bau begriffene Geschäftshaus der

Metropolitan-Lebensversicherungsgesellschaft, das nach der amerikanischen Auffassung eines „smarten“ Konkurrenzkampfes selbstverständlich alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen muß, ist auf die Kleinigkeit von achtundvierzig Stockwerken berechnet.

Die von einem jedenfalls schwindelfreien Photographen aufgenommenen Momentbilder, die wir unseren Lesern vorführen, sind bei der Ausführung dieses gigantischen Bauwerkes gewonnen worden und gewähren eine sehr anschauliche Vorstellung sowohl von der eigenartigen Bauweise wie von den Zumutungen, die dabei an die Waghalsigkeit und Unerschrockenheit der beschäftigten Handwerker und Arbeiter gestellt werden.

Für den an unsere heimische Bauweise gewöhnten Beschauer besonders auffällig ist das vollständige Fehlen eines Gerüstes, ohne das wir uns die Errichtung eines vielstöckigen Gebäudes nun einmal kaum zu denken vermögen. Hier ist es überflüssig, weil das Eisengerippe selbst die Stelle eines Gerüstes vertritt. Seine Aufstellung erfolgt Stock um Stock mittels der in Amerika allgemein üblichen Mastenkrane. Steine, Mörtel und alles sonstige Baumaterial wird in Aufzügen zu der Stelle emporgeschafft, wo man seiner bedarf, und auf dieselbe Art pflegt man auch, sobald man über die unteren Stockwerke hinaus ist, die Bauhandwerker an ihre luftige Arbeitsstätte zu befördern.

Von besonderen Schutzmaßregeln, um sie gegen die Gefahr des Absturzes oder des Getroffenwerdens durch gelegentlich von oben herabfallende Gegenstände zu sichern, ist, wie man aus unseren Abbildungen ersieht, nicht die Rede. Wie es jedem New Yorker Terrainbesitzer freisteht, auf seinem Grund und Boden zu bauen, so hoch er will, ohne daß er sich dabei um lästige bau-



Beim Befestigen der Nieten.

polizeiliche Vorschriften kümmern müßte, so ist im vielgepriesenen Lande der Freiheit auch der Zwang, Vorkehrungen zum Schutze von Leben und Gesundheit der Arbeiter zu treffen, etwas absolut Unbekanntes. Wir sehen die mit dem Anstreichen des Eisengerippes beschäftigten Männer in schwindelnder Höhe auf kaum fußbreiten Plattformen ihre gefährliche Arbeit verrichten, sehen einen von ihnen auf einem frei schwebenden, vierzölligen Rundholz in denkbar unbequemster Haltung — siebzehn Stockwerk hoch über dem Straßenpflaster — seinen Pinsel führen, sehen einen in gleicher Höhe auf der schmalen Kante des Eisenträgers balancierenden Schlosser beim mühevollen Eintreiben der Nieten, und fühlen bei der Vorstellung, daß ein Fehltritt, ein Ausgleiten, ein plötzlicher Anfall von Unwohlsein oder Schwindel sicheren, schrecklichen Tod bedeutet, aufrichtige Teilnahme für diese Männer, die Tag für Tag das Leben aufs Spiel setzen müssen, ohne auch nur das beruhigende Bewußtsein hegen zu dürfen, daß sich im Falle eines Unglücks irgend jemand ihrer unversorgten Hinterbliebenen annehmen werde.

Dem „praktischen“ Amerikaner ist die Empfindung einer solchen Teilnahme vollständig fremd. Er kalkuliert, daß ja niemand gezwungen ist, eine gefährliche Beschäftigung auszuüben, daß er, wenn er's freiwillig tut, auch das damit verbundene Risiko auf sich zu nehmen hat, und daß man von dem Arbeitgeber füglich nichts anderes verlangen darf als eine prompte Bezahlung der wirklich geleisteten Dienste. Verantwortlich ist er einzig für den Schaden, der Unbeteiligten etwa aus seinen Unternehmungen erwächst, und wenn vielleicht einmal ein im Bau begriffener Wolkenkratzer von einem der nicht allzu seltenen New Yorker Orkane über den Haufen geworfen würde, so würden zwar

nicht die Hinterbliebenen der auf ihm beschäftigt gewesenen und in die furchtbare Tiefe hinabgerissenen



Ein Arbeiter läßt sich mit einem der Eisenträger emporwinden.

Arbeiter, wohl aber alle anderen Beschädigten mit zweifellosem Erfolg die weitestgehenden Ersatzansprüche gegen den Bauherrn geltend machen können.

Bei der oft recht kritiklosen Bewunderung kühnen amerikanischen Unternehmungsgeistes, die neuerdings im alten Europa Mode zu werden anfängt, könnte man vielleicht fürchten, daß auch die dreißig- und vierzigstöckigen Wolkenkratzer in einer unserer Großstädte Nachahmung finden könnten. Aber abgesehen davon, daß wir uns auf baupolizeilichem Gebiete glücklicherweise nicht der schrankenlosen amerikanischen „Freiheit" zu erfreuen haben und daß die zuständigen Behörden in absehbarer Zeit schwerlich von den überall bestehenden Bestimmungen über die größte zulässige Höhe eines Wohn- oder Geschäftshauses zu Gunsten eines maßlos häßlichen Bauungetüms abgehen würden, ist auch schon aus anderen Gründen dafür gesorgt, daß wir in aller Zukunft vor derartigen Bereicherungen unserer Städtebilder bewahrt bleiben werden.

Denn das ungeheure Gewicht dieser Bauten setzt eine Fundamentierung voraus, wie wir sie ihnen in Deutschland kaum irgendwo zu geben vermöchten, nicht einmal unter Aufwendung von Kosten, die in keinem Verhältnis mehr stehen würden zu der Rentabilität des Gebäudes. Auch in New York konnte man zu diesem Auskunftsmittel nur infolge des glücklichen Umstandes greifen, daß die Insel Manhattan fast durchweg aus Gneis- und Dolomitgestein besteht, auf das man bei der Ausschachtung überall schon in verhältnismäßig geringer Tiefe stößt, und das sich mit den Betonfundamenten, in welche vor dem Erhärten die mächtigen eisernen Fußplatten für die vertikalen Träger eingestampft werden, zu einer einzigen felsharten und keinem Druck auch nur zentimeterbreit nachgebenden Grundlage verbindet.





Ahasvers Brautfahrt.

Erzählung aus längstvergangenen Tagen. Von M. Blank.

(Nachdruck verboten.)

1.

Eine stürmische Dezembernacht des Jahres 1684. Draußen peitschte der Wind den Schnee um die dürren Äste der alten Ulmen, aber im Kamin des dämmerigen Gemachs flackerte ein Feuer, das eine wohlige Wärme ausströmte. In Lehnstühlen und Samtsesseln saß die Gesellschaft rings um das Feuer, das nur die Füße mit rotem Leuchten erhellte. Da waren zierliche Stiefelchen mit Fuchspelz verbrämt, daneben reckten sich Füße in schweren Juchtenstiefeln.

Nur wenn eines der Buchenscheite verglühend in sich zusammensank, und die Feuerglut heller aufloderte, fiel der Schein auf das knochige, bartlose Gesicht eines alten Mannes, der dem Kamin am nächsten saß, und ließ die runzelige Haut wie brennend rot erscheinen, wobei die schwarzen Augen nur um so dunkler aufblitzten.

Das war der alte Burgherr vom Karrstein, Herr Ottmar v. Löwengaard.

Eine weiche Stimme sagte wie träumend: „Die Nacht ist so stürmisch. Wie mag sich die glückliche Braut in die warmen Felle schmiegen, wie mag sie wünschen, hier einzutreffen, wo der Bräutigam sie so sehnsüchtig erwartet!“

„Die Stunden schleichen träge dahin. Es ist erst zehn! Vor zwei Uhr Morgens können sie nicht eintreffen."

„Sollte man nicht lieber schlafen gehen?" schlug ein anderer Gast vor.

Da lachte eine der jungen Damen und sagte: „Dem Bräutigam wird die Lust fehlen."

„So mag jemand eine Geschichte erzählen."

Einen Augenblick trat Stille ein; dann bettelte eines der Dämchen: „Herr v. Löwengaard, erbarmen Sie sich unser!"

Seine Antwort hatte einen seltenen Klang, weich und zart wie eine tiefe Frauenstimme: „Nur fröhliche Geschichten sind heute am Platz, da wir eine Braut erwarten. Ich aber kenne keine solchen."

„O, ich möchte ganz gerne etwas hören, wobei man sich fürchten kann, oder wobei die Augen weinen. Diese Nacht ist doch dafür wie geschaffen."

Eine andere rief: „Ja, so etwas mag er erzählen, wobei man das Gruseln lernen kann, enger zusammenrückt und scheu um sich blickt, wobei man fremde Laute zu hören vermeint."

Eine tiefe, rauhe Stimme sagte: „So erzähle doch von der Hochzeit der schönen Susanne v. Löwengaard."

Da ward es still, und alle schienen auf die Antwort des Burgherrn zu warten.

Da er immer noch schwieg, sagte wieder eine der hellen, fröhlichen Stimmen: „Ja, von dieser Hochzeit wollen wir hören!"

„Von der Hochzeit der schönen Susanne v. Löwengaard wollt ihr hören, die dabei hat sterben müssen? Die Herren Doktoren haben sich's leicht gemacht. Ein Herzschlag! Sie haben ja für alles einen Namen, und müßte es selbst einer sein, den wir nicht verstehen,

weil sie die Sache selbst nicht begreifen. Was ich aber weiß, was ich mit meinen Augen gesehen, mit meinen Händen gefühlt und mit meinen Ohren gehört habe, das kann mir der gelehrteste Doktor nicht wegdisputieren."

Wieder schwieg er.

Die rauhe Männerstimme von vorhin munterte ihn auf: „So erzähle doch!"

Und der Burgherr begann.

„Die schöne Susanne v. Löwengaard war meine Schwester, fünf Jahre jünger denn ich und stets voll Lebenslust, immer gut gelaunt und bereit zu einem Tanzreigen, während ich schon als der gleiche Murrkopf zur Welt gekommen war, der ich bis heute geblieben bin. Schon als Knabe nahm ich alles mit großem Ernste auf und konnte über ein Scheltwort mehrere Tage untröstlich sein. Dabei hatte ich stets einen Hang zu einsamen Grübeleien. Susanne aber lachte schon in der frühesten Morgenstunde. Wenn ich in meinem Zimmer hockte und in Büchern studierte, da klang vom Garten herauf schon ihr silberhelles Lachen, während sie mit den jungen Hunden jagte und scherzte; sie lachte während des Mittagsmahls, wenn der alte, dürre Rat Offenbrunner seine Historien berichtete, lachte über dessen Geschichten von dem ersten Löwengaard, der unter Kurfürst Sigismund General gewesen war, ebenso wie über die Schelmenschwänke aus der Klosterschule, in der der Rat studiert hatte; sie lachte während des Spazierrittes am Nachmittage und erzählte am Abende selbst die losen Streiche, die sie während des Tages ausgeführt hatte.

Man mußte Susanne Löwengaard selbst gesehen haben. Groß und stark ist sie gewesen, als wäre sie zur Arbeit allein geschaffen; aber doch war sie in ihren

Bewegungen und in ihrem Benehmen von so graziöser Geschmeidigkeit, daß sie mit dem zierlichsten Meißener Porzellanfigürchen hätte wetteifern können. Die vollen Wangen waren immer gerötet, wie erhitzt, die Lippen voll und üppig und ließen dazwischen die weißen Zähne leuchten wie Perlen auf rotem Samt. Ihr goldenes Haar, das in seiner Farbe wie überreifes Getreide leuchtete, war in seiner üppigen Fülle wie eine Krone aufgesteckt.

Kein Wunder, wenn auf Karrstein die Feste kein Ende nahmen, wenn immer neue Gäste sich meldeten, und wenn die Freier anschwirrten wie die Motten zum Licht.

Die schöne Susanne war aber auch ein gar seltener, verlockender Köder. Damals waren die Zeiten schon solche, daß man eine Braut nicht allein um der Schönheit willen begehrte, sondern zugleich danach fragte, was sie als Hochzeitsangebinde mitbekommen würde. Ein Bräutigam der Susanne Löwengaard hätte mit ihrer Hand Schönheit und Reichtum zugleich erworben.

Unsere Eltern waren ja lange schon tot, und ich galt als der letzte Löwengaard; ich werde es auch sein, denn ich hatte nie Sehnsucht nach einem Weibe, ich ging viel lieber grüblerisch meinen Gedanken nach, und so bin ich Junggeselle geblieben. Um jetzt noch zu freien, wäre mein Haar schon zu weiß. Für Susannes Brautgabe war das reiche Karrstein bestimmt, und als besonderes Angebinde noch fünfzigtausend Dukaten.

So oft ein neuer Freier erschien, was stets mit einem Feste gefeiert wurde, da er für gewöhnlich noch weitere Gäste mit sich brachte, war Susanne von ausgelassener Fröhlichkeit; sie war beim Tanze die erste, beim Plaudern die munterste, und jeder Freier war entzückt und voll der besten Hoffnungen und baute

sicherlich die herrlichsten Luftschlösser. Es lag dies in Susannes Art, und es ist nicht anzunehmen, daß sie gerne kokettiert hätte. Sie war mit jedem so und schien sich nicht bewußt zu sein, daß sie Hoffnungen erweckte, die sich viel zu sehr mit ihr beschäftigten. Zwei und oft drei Tage dauerten solche Feste, bis der Freier dann so sehr an den Erfolg seiner Wünsche glaubte, daß er bei mir in aller Form um Susannes Hand warb. Das Ende war immer dasselbe. Wenn ich mit Susanne darüber gesprochen hatte und sie nach einer Erklärung fragte, so sah sie mich stets verwundert an und erklärte: „Schade, denn es war doch so hübsch! Jetzt wird es auf Karrstein wieder stiller werden.“

„Das läßt sich ändern,“ war dann oft meine Mahnung, „wenn du die Werbung annimmst. Er hat verraten, daß du ihm Hoffnungen gemacht hast.“

Darüber war Susanne stets am meisten erschrocken. „Was hab' ich getan, das nicht hätte geschehen dürfen? Ich bin freundlich gewesen wie zu jedem, denn ich kann kein griesgrämiges Gesicht schneiden. Aber wenn ich damit jedem Hoffnungen mache, dann müßte die ganze Welt mich zur Gattin fordern. Schade, er ist sonst ganz nett, und die Tage waren so schön!“

So endeten stets alle Freiersfahrten nach Karrstein. Ich kann nicht sagen, daß ich darüber unglücklich gewesen wäre, denn ich würde es schwer empfunden haben, Susanne und zugleich Karrstein zu verlieren; wenn ich zwar auch auf Karrstein hätte bleiben können, so hätte ich doch nie vergessen, daß ich ein Recht darauf nicht mehr besaß.

Sie hatte auch ihre besonderen Ansichten über die Ehe. In den Wintermonaten, wenn es auf Karrstein stille und ruhig geworden war, wenn die letzte Jagd ihr Ende genommen hatte, und nur noch wir zwei

Geschwister mit dem alten Rat Ossenbrunner zusammen auf der Burg hausten, plauderten wir über alle möglichen Dinge und es ließ sich dabei nicht verhüten, die Ehestandskandidaten nochmals zu besprechen. Das war für den Rat Ossenbrunner stets ein eigenes Fest; wie kaum einer verstand er es, die Schwächen eines jeden zu karikieren und Bewegung und Eigentümlichkeit nachzuahmen. Er brauchte keinen Namen zu nennen, er stelzte nur mit steifen Füßen auf und ab, zog den Kopf ein, zwinkerte mit den Augen und endete mit krähender Stimme.

Da klatschte dann Susanne in die Hände und rief: „Hassenbach, Willfried v. Hassenbach! Genau so ist er im Zimmer auf und nieder gegangen und hat von seinem Schloß gekräht, von seinem Herzen gesprochen, das in Sehnsucht vergehe, und noch so mancherlei. Ich hab' kein Wort verstanden, denn ich mußte immer nur daran denken, wann er mit seinem Kikeriki beginnen würde."

Da nahm ich Hassenbachs Partei; ich tat dies aus Überzeugung, denn so lächerlich seine äußere Erscheinung war, um so ernster war er als Mensch zu nehmen. „Du solltest nicht so von ihm reden. So ernst ist es noch keinem deiner Freier gewesen."

„Ich will es ja gerne glauben," hat sie darauf zur Antwort gegeben. „Aber ich passe noch nicht zur Ehe. Ich bin viel zu munter und würde mit allen lachen und scherzen, was für die Eifersucht meines Herrn Gemahls nicht gut sein würde. Ich selbst wäre aber schuldlos, denn aus meiner Haut kann ich nicht heraus. Mir fehlt zur Ehe der notwendige Ernst, die Würde; ich möchte am liebsten für immer untauglich zur Ehe sein."

„Dann müsset Ihr ins Kloster gehen," meinte der

Rat, der bedächtig den Wein aus dem großen Humpen schlürfte.

„O, dazu eigne ich mich noch viel weniger,“ rief sie mit munterem Lachen. „Ich liebe lustiges Leben viel zu sehr.“

„Du wirst schließlich doch einmal heiraten müssen, gab ich darauf zu verstehen.

„Leider!“ seufzte sie dann in komischem Entsetzen. „Vorerst aber werde ich noch warten!“

„Wie lange noch?“ fragte Offenbrunner.

„Bis der ewige Jude kommt, da ist noch lange hin.“

Selbst ich hatte bei dieser Antwort unwillkürlich lächeln müssen, aber der Rat Offenbrunner, der sonst jedes Scherzwort herzlich belachen konnte, machte ein außergewöhnlich ernstes Gesicht.

„Wer kann das wissen!“ sagte er dann.

Ich konnte nicht verstehen, was er damit meinte, und der schönen Susanne mochte es ebenso gegangen sein.

„Wann der ewige Jude kommt?“ fragte sie.

Er nickte.

Ich hielt mich schon für zu aufgeklärt, um an die Wahrheit solcher Legenden zu glauben, und gab dies auch deutlich zu verstehen.

Der alte Rat ließ mich ruhig zu Ende reden, und dann erst sagte er mit bedächtigem Kopfschütteln: „So sagt jeder! Auch der ungläubige Thomas wollte erst die Wundmale mit den Fingern greifen, ehe er an die Auferstehung glaubte.“

„Es kann doch ein Menschenleben nicht über sechzehn Jahrhunderte andauern!“ behauptete ich.

„Ein Menschenleben allein nicht!“ erklärte der Rat in seiner behäbigen Ruhe. „Aber viele!“

„Wie soll ich das verstehen?“

Da nahm Offenbrunner noch einen Schluck und erzählte dann mit monotoner Stimme: „Natürlich kann ein Menschenleben nicht so lange währen. Aber auf Ahasver liegt der Fluch, daß er nimmer sterben darf. Eine alte Legende berichtet davon, daß sein Leben stets siebzig Jahre währt, daß dann sein Körper erkaltet wie Marmor, daß kein Blut mehr in seinen Adern rinnt. Und doch kommt der Tod nicht zu ihm, trotzdem er wie eine lebendige Leiche seines Weges ziehen muß. Dann sucht Ahasver ein neues Leben; es muß eine reine Jungfrau sein, um die er wirbt, um die er freit. Die Sage meldet weiter, daß keine widerstehen kann, wenn er mit seinem Werben beginnt. In der Hochzeitsnacht stiehlt er dann dem jungen Weibe das heiße Blut, das ihm wieder Leben für siebzig Jahre gibt, und flieht die Stätte seiner Tat. Die Braut aber läßt er als kalte und starre Leiche zurück."

Ich war ärgerlich, daß Offenbrunner, dessen Wissen ich bisher so hoch geschätzt hatte, diese Sage mit solchem Ernste auffaßte. Nur Susanne konnte lachen; mir aber schien es, als wäre es doch nicht das gleiche sorglose Lachen, als liege ein Zwang in diesem Lachen.

„Wie komisch das ist!" rief sie. „Demnach hätte ich mir den ewigen Juden selbst zum Bräutigam bestimmt."

Niemand antwortete darauf. Warum es nicht geschah, wußte wohl selbst keiner, aber es war doch, als wäre ein ungebetener Gast dazwischen getreten, der von jedem Schweigen heischte.

Dann blieben wir nicht mehr lange beisammen, und jedes suchte sein Zimmer auf.

Am darauffolgenden Tage schien alles wieder vergessen zu sein. Ich hörte Susannes munteres Lachen, und am Frühstückstische erzählte sie mir, sie habe vor

dem Fenster des Rats Offenbrunner einen Schneemann aufgestellt und diesen mit der Mütze des Rats und seinem Schlafmantel geschmückt.

Auch Offenbrunner konnte nur darüber lachen.

Seine Geschichte aber war vergessen. Zudem war in den nächsten Tagen auch keine Zeit, an solche Dinge zu denken, denn von einem Jäger war gemeldet worden, es habe sich ein Bär bemerkbar gemacht, der sicherlich in seinem Winterschlafe gestört worden war und nun beutehungrig durch die Wälder zog. So ließ ich alle Jäger der Nachbarschaft zusammenrufen und zu der Bärenjagd einladen.

Mit Hunden genügend ausgerüstet, waren wir dann ausgezogen und rückten dem Meister Petz auf den Pelz. Er wurde auch aufgegriffen, von den Hunden gestellt und mußte ohne langes Befragen an die Vergänglichkeit alles Irdischen glauben.

Dieser Jagderfolg mußte natürlich wieder gefeiert werden, und in dem Trubel, der dabei auf Karrstein herrschte, dachte weder ich noch Susanne an die Geschichte Offenbrunners von Ahasver und seinen Brautfahrten.

Weihnachten war vorüber, der Karneval auch, unter der Schneedecke lugten schon die Primeln hervor, der Frühling schmückte sich wieder zu seinem Einzuge.

Da trat das Ereignis ein, worüber ich damals noch hatte lachen können, dann aber mit Grauen daran denken mußte. Ein herrlicher Frühlingsmorgen war es, die Sträucher unten im Parke zeigten das frische Grün, die Obstbäume waren übersät von weißer und rosiger Blütenfülle.

Wie ich es befohlen hatte, war das Frühstück in der offenen Glasveranda bereitgestellt worden. Etwas verwundert mußte ich dabei bemerken, daß ich als

erster erschienen war. Vermutlich jagte Susanne schon im Hofe umher, und ich wartete nur darauf, von irgendwoher ihr fröhliches Lachen zu hören. Aber ich sollte mich getäuscht haben. Ich hatte schon eines der Mädchen nach ihr gefragt, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten, da stand unter der Türschwelle plötzlich die schöne Susanne.

Konnte sie das aber sein? Ihre Wangen waren fahl und grau, die Lippen blutleer, und die Augen zeigten einen trüben Glanz, wie wenn die Sonne hinter dichten Nebelschwaden liegt. Ganz erschrocken war ich aufgesprungen, zu ihr hingeeilt und hatte sie nach ihrem Befinden gefragt.

Sie aber hat nur immer mit dem Kopfe geschüttelt, und es schien, als lähme irgend ein Grauen, etwas Entsetzliches ihre Zunge, als hätte sie über Nacht die Sprache verloren. Ich reichte ihr meinen Arm, und sie stützte sich schwer darauf. Dabei fühlte ich, wie ihre ganze Gestalt leise bebte.

Vergebens fragte ich mich, was dies bewirkt haben mochte, und ich konnte mir nur die eine Antwort geben, daß sie erkrankt sein müsse. Aber wenn ich diese Vermutung aussprach, wenn ich mich nach etwaigen Schmerzen und Beschwerden erkundigte, dann schüttelte sie müde und schwerfällig den Kopf, und es ist diesen ganzen Tag kein Lachen über ihre Lippen gekommen.

Ich habe mich mit Offenbrunner darüber beraten, aber er konnte mir auch keine Erklärung geben, zog nur die Schultern hoch und machte ein Gesicht, das wohl vielsagend sein sollte, aber doch nichts verriet.

Am darauffolgenden Tage schien es besser zu werden; sie plauderte wieder, aber mitten in einem anregenden Gespräche konnte sie plötzlich schweigen und traum-

verloren vor sich hinstarren, während jeder Blutstropfen aus ihrem Gesichte entwich. Um sie zu schonen, um vergessen zu machen, was sie geschreckt haben mochte, fragte ich sie nicht mehr danach und wartete nur, bis eine vollständige Genesung eingetreten war.

Als dann endlich Susanne wieder das heitere, lebenslustige Mädchen von ehedem geworden zu sein schien, da hatte ich die Frage gewagt: „Was ist es nur gewesen, das dich so sehr hat schrecken können?"

Kaum aber war die Frage meinen Lippen entflohen, da empfand ich auch schon die Reue darüber, denn da war ich mir erst bewußt geworden, wie sehr mein Glaube an ein endgültiges Vergessen ein Irrtum gewesen war. Ihre Hand hatte gerade ein Weinglas gehalten, das nun klirrend zu Boden fiel.

Bestürzt wollte ich auf sie zueilen, aber sie wehrte ab und sagte mit leiser Stimme, als fürchte sie von unerbetenen Zeugen belauscht zu werden: „Laß mich! Ich bin nicht krank. Es ist nichts als eine Torheit, die mich schreckt, und ich glaube selbst, es wird für mich besser werden, wenn ich meinen Traum nicht länger als ein Geheimnis in mir trage."

„Ein Traum war es!" rief ich enttäuscht, denn es war mir unfaßbar, wie die lebenslustige Susanne ein Traum so hatte angreifen können.

Sie nickte. „Nur ein Traum — nichts weiter! Entsinnst du dich noch Offenbrunners Geschichte?"

Ich mußte erst danach fragen, so sehr war sie mir schon dem Gedächtnisse entschwunden.

„Von Ahasvers Brautfahrten."

„Torheit!" war alles, was ich darauf antwortete.

„Glaubst du nicht an die Legende vom ewigen Juden?" Sie sah mich dabei so forschend an, als möchte

sie in meinem Herzen lesen, und ich fühlte förmlich ihren Blick, der mich so fest anstarrte.

„Nein!“ Ich hatte in voller Überzeugung so antworten können, denn ich glaubte in der Tat nicht daran.

Da erwiderte sie mit halblauter Stimme, so traumversunken, als spreche sie im Schlafe: „Ich habe auch nicht daran geglaubt und hatte seine Geschichte schon vergessen. Nie mehr hatte ich daran gedacht. In jener Nacht war es dann geschehen. Ich war aus tiefem Schlafe aufgeschreckt durch eine kalte Hand, die wie Eis auf meiner Stirne lag. Ich hatte die Augen langsam geöffnet und sah einen fremden Mann neben meinem Bette stehen. Seine Hand, die so eisig war wie eine Totenhand, zog er nicht von meiner Stirn zurück. Ich wollte mich aufrichten, aber die Hand drückte mich zurück, und ich erkannte, daß ich kein Glied würde bewegen können, solange die Hand auf mir lastete. Ich wollte schreien und rufen, aber die Zunge lag wie Blei in meinem Munde, und kein Laut konnte sich von meinen zuckenden Lippen losringen. In meiner willenlosen Ohnmacht, in der ich ihn deutlich sehen konnte, hörte ich dann auch noch seine Stimme, die aber wie aus weiter Ferne kam: ‚Ich komme zu dir, denn du selbst hast mich gerufen. Du sollst mein werden, und wir wollen dann Hochzeit feiern, denn ich bin Ahasver.‘ Kaum war sein Name verklungen, da zog er sachte, ganz sachte die kalte Hand von meiner Stirn zurück. Da war ich wieder frei und bin dann aufgesprungen. Doch er war fort. Ich war allein.“

Dann schwieg sie, und wir beide sahen uns an. Ich wußte, daß sie auf ein Wort von mir wartete, aber ich konnte keine Entgegnung finden.

Alles, was ich dann sagte, war die Frage: „Wie hat er ausgesehen?“

Sie schloß die Augen, als müßte sie das Traumbild nochmals vor sich erstehen lassen, und antwortete nachdenklich: „Er war kein alter Mann mit langem, grauem Barte, wie er stets abgebildet wird; er sah eher jung aus, hatte aber ein Gesicht so weiß wie gebleichtes Linnen, und in seinen schwarzen Augen lag eine unstillbare, rastlose Sehnsucht; die Augen waren es, die ich nie werde vergessen können."

Da hatte ich mich schon wieder aufgerafft und versuchte einen scherzenden Ton anzuschlagen. „Aber Schwesterchen, es war ja doch nur ein Traum!" sagte ich.

Sie schüttelte langsam den Kopf und murmelte so leise, daß ich es kaum habe hören können: „Nein, nein! Ich weiß, daß ich wach gewesen bin, daß ich seine Hand gespürt, ihn selbst gesehen und seine Stimme mit meinen Ohren gehört habe."

„Sei nicht töricht!" ergänzte ich daraufhin in belehrendem Tone, wie ein Professor seine Weisheit kundzugeben pflegt. „Es kann niemand aus dem Nichts erscheinen und wieder beliebig verschwinden. Das alles ist wider die Naturgesetze. Du hattest nur lebhaft geträumt."

Damit hatte der Zweifel seine Erledigung gefunden, und die Vernunft war Siegerin geblieben. So glaubte ich, da nicht mehr davon gesprochen wurde.

Dem Rat Offenbrunner hatte ich davon nichts berichtet, denn ich war wirklich etwas ärgerlich über ihn, da er die eigentliche Veranlassung zu diesem widersinnigen Traume gegeben hatte. Auch Susanne hatte ihm kaum etwas mitgeteilt, denn Offenbrunner würde mir gegenüber sicherlich eine Bemerkung gemacht haben, zumal er schon zu den alten Leuten gehörte, die gerne reden und nichts für sich behalten können.

So war also der Traum — es konnte nichts anderes

gewesen sein — ein Geheimnis zwischen Susanne und mir geblieben.

Wir redeten nicht mehr davon, und ich war herzlich erfreut, als ich bald wieder Susannes Lachen hörte, als ich sie mit den jungen Hunden herumtollen sah, als der alte Jäger sich bei mir über ihre losen Streiche beklagte.

Es war schon Pfingsten nahe, als mir eine Botschaft gesandt wurde, die an dem gemeinsamen Mittagstische wieder große Fröhlichkeit bereiten sollte.

Offenbrunner war guter Laune, denn sein Lieblingsgericht sollte aufgetragen werden, und Susanne war munter wie immer.

Da platzte ich denn mit meiner Neuigkeit heraus: „Der erste Besuch auf Karrstein ist mir heute gemeldet worden. Nun ratet, wer es sein könnte!“

Der alte Herr, der ganz in das Studium seines Leibgerichtes vertieft war, nannte einige Namen, um sich dann mit der Erklärung zu begnügen: „Wenn er nur Leben und Freude mit sich bringt.“

Susanne beugte den Kopf seitwärts, zwinkerte mit den Augen und meinte dann mit schelmischem Lächeln: „Ich weiß nicht, wer es sein wird, den Namen weiß ich nicht, aber ich fürchte, es wird wieder einer mit Freiersabsichten kommen.“

„Möglich,“ mußte ich dabei zugestehen und erklärte: „Willfried v. Hassenbach hat sich angemeldet.“

„Ein treuer Werber, der nach dem Sprichworte vorzugehen scheint: Rom ist nicht an einem Tag erbaut worden,“ bemerkte der alte Rat, während er sich die zweite Portion auf seinen Teller legte.

„Weh mir!“ seufzte Susanne in komischem Wehklagen. „Wenn er wieder so ernst auf und nieder stelzt und kräht, dann fürchte ich, daß sein Aufenthalt

nicht von allzu langer Dauer sein wird. — Kommt er denn allein?“

„Nein. Er schreibt, Olaf Güldenstjerna werde ihn begleiten,“ sagte ich und warf einen Blick in den Brief Hassenbachs.

„Wer ist das?“ fragten zwei Stimmen fast gleichzeitig.

„Wer das ist, ob jung oder alt, schön oder häßlich — das schreibt er nicht,“ mußte ich bekennen.

„Vielleicht ist dieser der Brautwerber,“ meinte der Rat mit einem bezeichnenden Blick auf Susanne.

Diese schien ihn aber gar nicht gehört zu haben; sie sah gedankenvoll vor sich hin und murmelte: „Wer es nur sein mag?“

Unsere Neugierde wurde ja nicht allzusehr auf die Probe gestellt, denn in dem Verlauf der folgenden Woche schon sollten wir die Gäste erwarten. In dieser Zeit wurden alle verschiedenen Möglichkeiten in Betracht gezogen, und Offenbrunner schilderte wieder die verschiedenen komischen Gestalten und stellte sich dabei mit den Worten vor: „Verzeihen Sie, ich bin nur Olaf Güldenstjerna, aber wenn Sie einen Herrn Gemahl brauchen, so will ich schließlich nicht abgeneigt sein.“

Und wir beide, Susanne und ich, konnten immer nur herzlich darüber lachen, wie der Rat den unbekannten Gast, von dem wir noch nichts wußten, in stets neuer Karikatur vorführte.

Dann kamen sie wirklich.

Ich war mit Susanne in diesem Zimmer, als der Diener eintrat und die Meldung brachte: „Willfried v. Hassenbach!“

„Soll sofort hereinkommen!“ habe ich gerufen, was aber nicht mehr nötig gewesen wäre, denn der Er-

wartete folgte auf dem Fuße nach. Als ich Hassenbach wieder sah, da fiel mir noch mehr als vorher sein steifer Gang auf, als besäße er keine Kniegelenke, und seine Stimme krähte wirklich, während er den Kopf so sehr eingezogen hatte, als wäre er ohne Hals auf den Schultern aufgesetzt.

„Wie herzlich freue ich mich, wieder auf Karrstein weilen zu dürfen,“ sagte er. „Du verzeihst doch, daß ich noch einen Besuch mitgebracht habe — Herr Olaf Güldenstjerna.“

Dieser stand unter der Türschwelle.

Ich sah hin.

Da fühlte ich meinen Arm gepackt, und Finger krallten sich so fest ein wie Eisenhaken. Das war Susannes Hand. Fast hätte ich aufgeschrien, aber da hörte ich ganz leise, wie ein verwehender Windhauch, ihre Stimme neben mir, die mir die entsetzlichen Worte zuraunte: „So ist er — — in der Nacht — — mir erschienen.“

Olaf Güldenstjerna war in das Gemach getreten. Da sah ich sein blasses Gesicht, seine glühenden schwarzen Augen und hörte seine klanglose, harte Stimme.

„Als ein Fremder begrüße ich Sie,“ sagte er, „und wünsche nur, daß ich Ihnen nie eine Last sein werde.“

Er reichte mir die schmale Hand zum Gruße hin; ich nahm sie, und nur mit aller Selbstbeherrschung gelang es mir, nicht aufzuschreien.

Seine Hand war eisig kalt wie aus Stein.“

2.

Der alte Burgherr vom Karrstein schwieg und starrte in die Feuersglut. Die Rückerinnerung an jene Begegnung mochte ihn wohl so angegriffen haben, daß er wie erschöpft innehielt.

Eine atemlose Stille war im Gemach, denn alle

waren so im Banne der Erzählung, daß sie den Schrecken dieses Augenblicks empfanden, den Schrecken, da der Burgherr die eisige, kalte Hand in der seinen hielt.

Das Feuer knatterte, und der schwere, dumpfe Schlag einer Uhr, die die elfte Stunde ankündigte, unterbrach das drückende Schweigen, das auf allen lastete wie eine schwere Gewissensschuld.

Niemand wagte die Stille mit einer Frage zu unterbrechen. Herr v. Löwengaard aber bedeckte sein Gesicht mit der runzeligen Hand und saß wie zu einem leblosen Bilde erstarrt.

Endlich sagte eine leise, etwas ängstlich klingende Stimme: „Sollten wir nicht Licht bringen lassen?"

Diese Frage löste den Bann des Schweigens.

„Nein! Nur kein Licht! Die Stimmung einer solchen Erzählung geht dabei verloren."

Auch die anderen stimmten zu, und nur der Burgherr selbst schwieg.

Eine tiefe Stimme ließ sich vernehmen: „Wenn sich jemand fürchten sollte, der mag bedenken, daß es ja nur eine Geschichte ist."

„Nur eine Geschichte? Hat er es nicht selbst erlebt?" antwortete eine der jüngsten anwesenden Damen, unter dem Namen „Vorwitz" bekannt.

„Gewiß. Er erzählt Ereignisse, die sich so abgespielt haben. Die Legende von Ahasver ist richtig. Ist es denn nicht möglich, daß die schöne Susanne Löwengaard wirklich so geträumt hat?" verteidigte der Bräutigam die Erzählung des Burgherrn; wurde ihm ja damit das Warten auf die Braut verkürzt.

„Das will ich gerne glauben," gab eine der Damen ihr Urteil ab. „Aber wer war dann dieser geheimnisvolle Unbekannte?"

„Olaf Güldenstjerna."

Da riefen sofort alle dazwischen: „Nein! Ganz gewiß nicht! So hat er sich nur genannt.“

Der kleine Vorwitz aber, kaum dem Backfischalter entwachsen, dem das Wachbleiben nur ausnahmsweise gestattet worden war, meinte tiefsinnig: „Sie hat ihn doch sofort wiedererkannt!“

Die tiefe Männerstimme gab eine Entgegnung darauf: „Wie oft glauben wir selbst in einem Traumbilde irgend jemanden zu erkennen und vermögen dann nicht einmal Haarfarbe oder irgend eine andere Einzelheit genau zu bezeichnen! Es war vielleicht ein Wahn, vielleicht ein törichter sogar, dieser schönen Susanne Löwengaard.“

Wenn der Sprecher beabsichtigt hatte, eine natürliche Erklärung für das scheinbar Übernatürliche zu geben, so wurde ihm dies nicht mit Dank belohnt; alle glaubten an den Zauber des Geheimnisvollen, und alle verteidigten das rätselhafte Übernatürliche.

„Seine Totenhände, sein blasses, bleiches Gesicht!“

„Ich glaube bestimmt, daß der Unbekannte wirklich Ahasver, der ewige Jude gewesen ist.“

„Ob er um die schöne Susanne auch gefreit hat?“ begehrte eine andere zu wissen.

„O, ich wäre sofort in mein Zimmer geeilt und hätte mich dort so lange eingeschlossen, bis er wieder abgereist wäre!“ erklärte der Vorwitz.

„Gibt es denn wirklich einen ewigen Juden?“ fragte die tiefe Stimme.

Alle hatten sich an der Debatte beteiligt, nur der Burgherr selbst nicht; er schien die Reden gar nicht gehört zu haben, er saß immer noch sinnend da, die Hand vor dem Gesicht.

Des Backfisches helle Mädchenstimme bettelte: „Sag

doch, Onkel Ottmar, gibt es einen ewigen Juden? Nicht wahr, dieser Fremde ist Ahasver gewesen?“

Ottmar v. Löwengaard ließ die Hände wieder sinken und blickte wie aus einem Traume erwachend um sich.

Dann erzählte er weiter, ohne auf die letzten Fragen eine Antwort zu geben.

„Olaf Güldenstjerna! Was ich ihm bei seiner Begrüßung geantwortet habe, weiß ich nicht mehr. Vielleicht unsinnige Worte, vielleicht ist es auch nur ein unverständliches Lachen gewesen. Mir klangen im Ohre nur immer wieder Susannes Worte, die hallten und dröhnten lauter und immer lauter: „So war er in der Nacht mir erschienen!“

Da sah ich zur Seite.

Susanne stützte sich mit der einen Hand schwer auf den alten Lehnstuhl, um nicht umzusinken; ihre Augen waren weit offen, und die Wangen gerötet. Aber die Lippen waren fest zusammengepreßt. Mit der anderen Hand hielt sie die Rechte Güldenstjernas zum Gruße.

Ich sah nichts, ich empfand nichts, ich hörte nur, wie seine eigentümliche, fremd klingende Stimme zu ihr sprach: „Wir haben uns doch nie gekannt, und keines wußte etwas von dem anderen. Mir aber ist es, als hätten wir uns doch schon einmal gesehen, irgendwo und irgendwann.“

Dabei sahen seine schwarzen, brennenden Augen sie an, als wollten sie ihr ins Herz hineindringen. Ich fühlte, daß ich um Susannes willen zitterte und nur daran dachte, wann er uns wieder verlassen würde.

Ihre Lippen zuckten, und dann antwortete sie ihm sinnend, vielleicht der Bedeutung ihrer Entgegnung selbst unbewußt: „Das mag wohl im Traume gewesen sein.“

Er nickte, dabei wies sein Antlitz immer den gleichen

starren Zug auf, dem jedes Lächeln, jede Fröhlichkeit fremd sein mußte.

Willfried v. Hassenbach war zu Susanne herangetreten und redete lebhaft mit ihr. Ich habe seine Worte nicht verstehen können, denn ich war von den zweien zu weit entfernt. Ich stand mit Ossenbrunner hier am Kamin, während sie dort an dem Erkerfenster waren. Das aber hat mir doch nicht entgehen können, daß Susanne ihm keine Antwort zu geben schien und immer nach einer Richtung starrte, an Willfried v. Hassenbach vorbei, als stünde er gar nicht vor ihr, immer nach der einen Richtung hin, wo sie Olaf Güldenstjerna sah. Aber auch der war im Banne ihrer Blicke; es war, als wären sie schon durch ein seltsames, rätselhaftes Schicksal zusammengekettet. Der alte Rat wußte nichts und ahnte nichts; er erzählte mir Scherze über den getreuen Brautwerber, flocht gleichzeitig einige boshafte Bemerkungen über das Gesicht Güldenstjernas ein, erzählte dann noch von manchen anderen Dingen und gestikulierte dabei etwas lebhaft, wie er es bei guter Laune stets zu tun pflegte.

Doch seine Worte hatte ich in dem Augenblicke wieder vergessen, da sie von seinen Lippen verhallt waren, und ich mochte ganz wirre, unverständliche Entgegnungen gegeben haben, als er plötzlich mitten in einer Erzählung innehielt, mich lange wortlos ansah und sagte: „Gute Nacht! Ich störe nicht gerne andere Leute beim Schlafen."

Dann machte er eine rasche Rechtsschwenkung und steuerte auf Güldenstjerna los, mit dem er bald in ein Gespräch vertieft war.

Ich war mit meinen Gedanken allein, die in so sonderbaren Ideen meinen Kopf marterten, bis ich mich gewaltsam davon befreite und mich selbst einen Narren schalt.

Während des Mahles war es, sonderbar genug, fast Olaf Güldenstjerna allein, der das Tischgespräch führte und stets von neuen Dingen und Erlebnissen zu plaudern verstand. Nicht das allein zeigte ihn als einen wünschenswerten Gesellschafter, sondern die Art, wie er erzählte, mußte jeden mit fortreißen; er schilderte in farbenprächtigen Worten die Eigentümlichkeiten der indischen Dschangeln und malte in lebhafter Darstellung den Verlauf einer Tigerjagd. Dann wieder verstand er es, mit Worten die gewaltigen, erdrückenden Felsengebirge des Himalaya erstehen zu lassen, ließ eine Jagd in den endlosen Steppen Südrußlands vorüberziehen, versetzte im nächsten Augenblick seine Zuhörer in die glühenden Sandwüsten der Sahara und schilderte zuletzt eine Fahrt über die Alpen. Kein Erdenfleck der großen, weiten Welt schien ihm fremd zu sein. Wir alle hörten ihm zu und dachten an kein Ende; wenn er mit seiner etwas monotonen Stimme erzählte, dann konnte man dabei die Person des Sprechenden vergessen und selbst mitträumen, selbst miterleben.

Er besaß die seltene Zaubermacht, die Herzen mit seinen Worten zu gewinnen. Ich selbst hatte darüber alles vergessen, was mich vorher gequält hatte; ich achtete nicht mehr darauf, daß bei der lebhaftesten Schilderung sein Gesicht doch immer die gleiche Blässe aufwies, daß nie ein flüchtiges Rot über diese bleichen Wangen huschte, und nie ein Lächeln sich auf dem starren Antlitz zeigte, und sah nicht, wie die schöne Susanne den Blick nicht von ihm wenden konnte, daß kein Bissen über ihren Mund gekommen war, und kein Trank ihre Lippen netzte. So war es schon spät geworden, und die Mitternachtsstunde mochte wohl schon längst vorüber gewesen sein, als die Diener unsere Gäste auf ihre Zimmer geleiteten.

Der folgende Tag brachte vergnügte Stunden, eine Jagd nach dem Teufelsmoor hinüber, anregende Gespräche und ein Wettschießen, wobei sich bei allen Gelegenheiten Güldenstjerna besonders auszeichnete, so daß ich Willfried v. Hassenbach für seinen Einfall, uns diesen Gast zu bringen, nur um so höher einschätzte. Ein seltsamer Mensch war er ja; ich weiß, daß nach der Jagd in der Sonnenglut zum Teufelsmoor wohl eines jeden Blut erregt sein mußte, daß ich aber bei einer flüchtigen Berührung Güldenstjernas Hand wie Eis gefühlt hatte; er war an der Spitze geritten und hatte den Weg über das Moor gefunden, trotzdem er doch noch niemals auf Karrstein gewesen sein konnte. — Zufall! Mit diesem Worte strich ich mir alle lästigen Gedanken fort.

Dieser Tag hatte uns alle rechtschaffen müde gemacht, und ich muß regungslos wie ein Stock bis zum hellen Morgen im Bette gelegen haben. Erst die Sonne hat mich aus den Federn getrieben, als sie mit ihren sengenden Strahlen über mein Gesicht huschte.

So war ich allein am Frühstückstische, denn die anderen waren schon wieder ausgeflogen; nur der alte Menrad, der Torwart, leistete mir Gesellschaft.

Menrad war auf Karrstein, solange ich zurückdenken konnte, und er selbst hatte schon wiederholt davon erzählt, er habe mich einst in der Wiege geschaukelt; er war deshalb auch so mit der Burg Karrstein vertraut, daß er es sich nie hat nehmen lassen, an den Nachtwachen teilzunehmen.

An diesem Morgen mußte er ein besonderes Anliegen auf dem Herzen haben, was ich sofort erkannte, da er immer um mich herumschlich.

Als ich ihn dann danach fragte, sagte er mit scheuer Stimme, als habe er Lauscher zu fürchten: „Wir haben

einen sonderbaren Gast auf der Burg. Ich habe ihn diese Nacht und in der vergangenen beobachtet, Herr."

Natürlich konnte er nur Güldenstjerna damit meinen, und mein Interesse war aus begreiflichen Gründen sofort rege geworden, weshalb ich mir eine Erklärung einforderte, die ich auch erhielt.

Doch während Menrad mir seine Beobachtungen mitteilte, war er scheu wie ein Hase, der nach allen Seiten äugt, und wisperte nur halblaut: „In der vorigen Nacht hatte ich die Wache von zwei bis vier. Ich weiß, wie der Herr darüber denkt, daß diese Wachen überflüssig und zwecklos seien, weil wir jetzt in ruhigeren Zeiten leben. Aber ich bin bei den Nachtwachen alt geworden und werde dabei bleiben. Wenn ich gestorben sein werde, dann mag es der Herr halten, wie er es für gut befindet. Also von zwei bis vier Uhr wachte ich im Turmzimmer, von dem aus der Hof und der kleine Park größtenteils zu übersehen ist. Und da habe ich diesen Fremden im Parke gesehen, wie er dort spazieren ging. Wie er aus seinem Zimmer gekommen sein mochte, das kann ich nicht angeben, denn ich bin nicht dabei gewesen; aber das weiß ich, daß er immerfort im Parke auf und ab lief. Er hat also ganz gewiß in jener Nacht nicht geschlafen. Da hab' ich aber nichts weiter gedacht, Herr. Nur das eine glaubte ich zu wissen, er würde dafür wohl in der heutigen Nacht einen sehr gesunden Schlaf finden. Ich weiß, was an dem Tage gewesen ist, und daß der kräftigste Körper dabei nach seiner Ruhe verlangt haben würde. Dieser Fremde aber hatte gewiß in allem das meiste geleistet. Für die letzte Nacht traf mich die Wache von zehn bis zwölf. Herr, Ihr werdet meinen Schrecken verstehen, als er wieder erschien, immer auf und nieder ging und gar oftmals aufstöhnte wie einer,

der an großen Schmerzen leidet. Als ich dann abgelöst wurde, wies ich Hans an, weiter auf ihn zu achten und auch die nächste Wache zu verständigen. Nun haben sie mir gemeldet, dieser Fremde habe erst nach sechs Uhr sein Zimmer wieder aufgesucht, und er kann daher auch in dieser Nacht nicht geschlafen haben. Das aber ist fürwahr ein sonderbarer Gast, den wir bekommen haben."

So hat er mir berichtet; ich aber suchte seine Bedenken zu beschwichtigen und gab ihm zu verstehen, gegen jeden darüber zu schweigen, bis ich mich in der nächsten Nacht selbst überzeugt haben würde. Da war Menrad zufrieden.

Mir aber konnte das Frühstück nicht mehr munden, denn es regten sich wieder Gedanken, denen man nicht gerne sein Ohr leiht. Über das eine glaubte ich mir klar zu sein, daß ich zunächst mit Willfried v. Hassenbach würde sprechen müssen.

Nach Tisch war es mir auch gelungen, mich mit Hassenbach in die Bibliothek zurückzuziehen; dieser aber hat es gleich gemerkt, daß dies von mir so geschickt gerichtet worden sein mußte, da er sofort zu mir sagte: „Nun kannst du reden. Ich glaube nicht, daß wir zwei uns absichtslos und nur zufällig hier zusammengefunden haben."

Da wäre es für mich zwecklos gewesen, Ausflüchte zu machen, weshalb ich mich entschloß, sofort mit der Tür ins Haus zu fallen.

„Du hast recht. Diesen Olaf Güldenstjerna hast du als Gast eingeführt und wirst mir nun wohl auch angeben können, wer er ist."

Hassenbach zwinkerte mit den Augen, spreizte die langen Beine auseinander und sagte dann mit seiner krähenden Stimme: „Ein Kavalier, ein Edelmann ist

er, wenn auch sein Name bürgerlich klingt. Er ist ein Schwede, könnte aber ebensogut als Engländer oder Franzose gelten; er ist eben ein Weltenbummler, der alle Länder schon gesehen und bereist hat und in allen Ländern heimisch ist. Der Zufall hat mich mit ihm zusammengeführt."

„Was weißt du sonst noch über ihn?"

Da schien Hassenbach über diese Frage ganz erstaunt und erklärte nach einigem Besinnen: „Was sollte ich sonst noch wissen? Sein Benehmen, sein Wissen spricht für ihn. Zudem ist Güldenstjerna nicht der Mann, der sich so leicht ausfragen läßt."

Damit mochte er selbst sich zufrieden gegeben haben, aber ich war es nicht und hatte noch mancherlei Fragen.

„Wie alt ist er eigentlich?"

„Hm —" brummte er da. „Wie alt? Vielleicht dreißig oder vierzig, vielleicht fünfzig. Sein Alter läßt sich seinem Äußeren nach schwer bestimmen. Zwar weist sein schwarzes Haar noch kein graues Härlein auf, aber in seinem Gesichte ist ein müder, alter Zug; daß er nicht mehr sehr jung ist, das lassen auch seine großen Weltreisen vermuten. Manchmal spricht er auch von Ereignissen und Geschehnissen, die viele Jahrzehnte zurückliegen und spricht dabei so interessant, als wär' er selber mitbeteiligt gewesen. Jedenfalls hat er schon sehr viel geschehen, muß sehr viel gelesen und gelernt haben."

„Was sucht er hier?"

Diese Frage mochte Hassenbach wohl noch seltsamer finden, da er mich ganz verblüfft ansah, dann kurz auflachte und antwortete: „Nichts! Davon bin ich überzeugt. Mir scheint es oftmals, als treibe ihn eine rastlose, unstillbare Sehnsucht durch die Welt. Was sollte er auch hier suchen?"

Da schwiegen wir beide, denn vom Fenster aus sahen wir den, von dem wir eben sprachen, unten im Garten mit dem alten Offenbrunner lebhaft plaudernd auf und nieder gehen. Da dachte ich wiederum an die erste Begegnung und sagte wohl mehr zu mir selbst: „Warum sein Gesicht so fahl und blaß sein mag, seine Hände so eisig kalt wie die eines Toten?"

„Das ist freilich seltsam," hat Hassenbach darauf geantwortet. „Es gibt seiner Person ein geheimnisvolles Ansehen. Ich habe ihn schon danach gefragt, und er hat eine Krankheit als die Veranlassung bezeichnet."

Warum sollte eine Krankheit nicht solche Folgen haben können? So redete ich mir selbst zu und war gerne bereit, daran zu glauben, dieser Güldenstjerna sei ein Mensch wie wir alle.

Willfried v. Hassenbach schien darauf zu warten, ob ich nichts mehr zu fragen hätte, und da ich schwieg, sagte er selbst: „Heute abend kommen die von Seckbach. Da wird doch für eine kleine Lustbarkeit gesorgt sein, für einen Tanz und Musik?"

Ich nickte und dachte dabei doch immer nur an Olaf Güldenstjerna.

Eines gab mir vor allem zu denken. Quälte sich auch Susanne mit gleichen Gedanken? Ich nahm mir vor, sie selbst zu befragen, ehe die Lustbarkeit am Abend noch beginnen würde.

So sehr ich aber eine solche Gelegenheit suchte, es hat mir nicht gelingen wollen. Ich hatte verschiedene Anordnungen zu treffen, wurde bald da, bald dort verlangt. Der große Saal war mit lebenden Blumen und mit Laubgewinden geschmückt worden, in der Küche hatte man mich nach der Speisenfolge befragt, die Musik war vom Dorfe unten gekommen und be-

gehrte auch, meine Befehle zu empfangen. So war der Abend rascher angebrochen, als ich es erwartet hatte; Susanne war mir überhaupt nicht zu Gesicht gekommen, und es mag sehr leicht möglich gewesen sein, daß ich meinen Vorsatz schon längst wieder vergessen hatte.

Da waren die von Seckbach gekommen, der junge Baron mit seiner kleinen, zierlichen Frau, die nun beide schon längst gestorben sind, die hübsche Annette v. Drontesheim und der lange Wendelin Zeismar.

Das Mahl verlief so ruhig wie je eines zuvor, und wenn irgend etwas hätte auffallen können, dann war es wieder die Person Güldenstjernas, der fast allein das Tischgespräch führte.

Dann aber hat ein Trompetenstoß die Gäste nach dem großen Saale gerufen.

Annette v. Drontesheim hat es damals verstanden, mich meine Grundsätze vergessen zu lassen, und so oft sie in Karrstein gewesen war, dachte ich an eine Brautwerbung, an Myrtenkranz und an noch so ähnliche Dinge. Daß es aber doch anders eingetroffen ist, das wäre eine eigene Geschichte, von der ich heute nichts zu erzählen habe. Ich tanzte häufig mit ihr und wurde nur von Wendelin Zeismar öfters abgelöst. Diese Pausen füllte ich dann mit meinen Pflichten als Gastgeber und sah dem Tanzreigen der anderen zu.

Susanne tanzte am Arme Willfried v. Hassenbachs, Zeismar mit der kleinen Baronin und der Baron Seckbach mit Annette. Die beiden letzten Paare wechselten auch, während Susanne ihrem Tänzer treu blieb. Dann war nur einer, den ich nie hatte tanzen sehen, und den deshalb mein Auge suchte — Olaf Güldenstjerna.

Er stand an eine Säule gelehnt und sah dem Reigen zu; er war wie zu einem Steinbilde erstarrt, reglos,

nicht einmal die Lider seiner Augen zuckten. Die Arme hatte er über der Brust gekreuzt, und seine schwarzen Augen hefteten sich auf Susanne, folgten einer jeden Wendung ihrer biegsamen, geschmeidigen Gestalt, und dabei schien für ihn alles ringsumher tot und verschwunden zu sein.

Susanne aber tanzte mit roten, glühenden Wangen, ihr Mund lachte, und ein Redestrom sprudelte unermüdlich von ihren Lippen. Willfried v. Hassenbach glaubte sicherlich wieder an eine Erfüllung seiner Hoffnungen; beim Tanzen waren auch seine steifen Beine, die er sonst immer wie Stecken voreinander stellte, beweglicher.

Da ich schon einmal zu beobachten begonnen hatte, so wandte ich im Verlauf des Abends meine Aufmerksamkeit wiederholt dieser Beschäftigung zu. Ich weiß es daher gewiß, daß Güldenstjerna mit keinem von allen gesprochen und nicht einen einzigen Tanz mitgemacht hatte; er stand nur immer an die Säule gelehnt, und sein Gesicht war fast fahler noch wie sonst.

Ich hatte bei diesen Beobachtungen mich selbst vergessen, und als ich wieder an Annette dachte, da hatte sich der lange Wendelin bei ihr schon so unentbehrlich gemacht, daß ich nur das fünfte Rad am Wagen in einem tragikomischen Schwanke hätte sein müssen. Dazu hatte ich aber keine Lust und suchte den alten Offenbrunner auf, um mit diesem zu plaudern. Ihn aufzufinden war nicht schwer, denn bei allen solchen Gelegenheiten war er in dem kleinen Trinkzimmer zu finden, wo er sich am Weine gütlich tat, und wo ich ihn auch wirklich antraf.

Er trank mir zu und rief: „Prosit, Junge! Ich bin ein alter Mann, und meine Füße sind schon zu empfindlich, noch das Tanzbein zu schwingen. Aber

was tut es? Vergessen kann man leicht bei gutem Weine. Was aber treibt dich hierher?“

„Gesellschaft will ich haben.“

„Und die schöne Annette?“ bemerkte er mit seinem eigentümlichen Lächeln.

„Tanzt mit dem langen Wendelin,“ gab ich vollkommen ruhig zur Antwort, und ich muß versichern, daß ich dabei frei von jeglicher Eifersucht war, was ich heute als einen Beweis dafür ansehe, daß es doch nicht die richtige Liebe gewesen ist.

„Was treibt denn unser Gast?“

Ich dachte bei seiner Frage nur an Hassenbach und erklärte deshalb: „Er weicht nicht eine Sekunde von Susanne.“

„Ei, das hätte ich doch nicht für möglich gehalten,“ entfuhr es dem Alten, was mir aber doch ganz natürlich erschien.

„Deshalb ist er ja wieder nach Karrstein gekommen,“ antwortete ich.

Da brach Offenbrunner in ein prustendes Lachen aus. „Du meinst den Hassenbach! An den dachte ich doch niemals. Der ist ja nur eine Figur, eine Puppe. Aber Güldenstjerna! Der ist wie ein Meteor. Jäh ist er aufgeflammt, kaum gekommen, hat er alles beherrscht; es gibt nichts, was er nicht wüßte, er ist ein Blender, aber im besten Sinne. Ich bewundere ihn.“

Seltsam genug, dachte ich für mich. Offenbrunner hatte doch mit seiner Erzählung von Ahasver den Keim zu allen mißtrauischen, kritischen Gedanken gelegt, und jetzt sang er eine Jubelhymne auf den Mann, vor dem ich trotz aller Vernunfteinwände nie ein gewisses Grauen los werden konnte.

Alles mußte ein Ende nehmen, so auch der Tanz; ehe die Gäste auf die Zimmer geleitet wurden, war

ich an Susanne herangekommen, deren Wangen noch heißer glühten, während ihre Augen noch mehr leuchteten. Ich bildete mir ein, dies könnte Hassenbach bewirkt haben, und rechnete schon mit der Frage, wann diese zwei Verlobung feiern könnten.

„Bist du zufrieden?“ fragte ich sie.

Sie nickte und hastig, die Worte fast überstürzend, raunte sie mir zu: „Weshalb verachtet er mich? Zu allen spricht er, mit mir allein nicht. Nicht einmal einen Tanz hat er begehrt. Aber ich hasse ihn!“

Da war ich erschrocken; ich hatte von Hassenbach zu hören geglaubt, aber ihre Gedanken waren nur bei Güldenstjerna gewesen.

Mit mir allein in meinem Schlafzimmer konnte ich darüber nachdenken. Aus ihren Worten hatte eine solche Leidenschaft gesprochen, wie ich sie bei Susanne noch nie hatte beobachten können. Wie aber hatte in dem sonst so ruhigen Mädchen diese Leidenschaft aufflammen können?

Ich hatte bisher immer noch den Druck ihrer Hand verspürt, wie sie sich an meinem Arme festgekrallt und mir die schrecklichen Worte zugerufen hatte. Drei Tage waren seither verstrichen. Niemals hatte Güldenstjerna mit ihr allein gesprochen, kein unbelauschtes Wort war zwischen den zweien gefallen. Gewiß hatte auch ich mit Susanne niemals über den fremden Gast gesprochen, und ich weiß nicht, wie sie anfänglich über ihn gedacht hatte, und welche Umwandlung in ihr vorgegangen war.

Aber die Leidenschaft, die in ihren Worten gezittert hatte, war mir wie eine Last auf die Seele gefallen. Ich litt darunter und quälte mich selbst darüber.

Aus diesen grübelnden Gedanken schreckte mich ein heftiges Pochen an der Tür. Ich war aufgefahren und fragte, wer es sei.

Da vernahm ich deutlich Menrads Stimme: „Ich bin es, Herr. Kommt sofort, dann könnet Ihr ihn wieder sehen.“

Gleich darauf eilte ich hinter Menrad her auf das Turmzimmer.

Sämtliche Lichter auf Karrstein waren schon erloschen. Die Stille der Nacht lag über der Burg. Auch Menrad hatte in dem Turmzimmer kein Licht. Er führte mich zu dem niederen Fenster und wies mit der Hand in den Hof hinunter.

„Sehet hinunter, Herr, wo die Esche steht. Da müsset Ihr seinen Schatten erkennen. Ich meinte schon, es wär' heute das Warten umsonst, denn drei Nächte hindurch kann er nicht wach sein; aber da ist er plötzlich wieder aufgetaucht wie ein Gespenst, das unter einer schweren Schuld im Grabe keine Ruhe finden kann.“

Meine Augen mußten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, dann aber erkannte ich seine Gestalt. Regungslos stand er und starrte in die Dunkelheit. Dann ging er wieder den Kiesweg dahin, aber es schien, als schwebte er nur über den Boden hin. Und es war dabei ein sonderbares Seufzen zu hören.

Ich wußte nicht, ob die Baumkronen unter dem Drucke der Nachtwinde stöhnten, oder ob er es war.

Ich sagte zu Menrad: „Ich muß hinunter und werde ihn anreden. Ich muß wissen, was er hat.“

Er wollte mich abhalten, aber mein Entschluß stand fest. Dann bat er, mich begleiten zu dürfen. So leise es nur möglich war, huschten wir hinunter und kamen bis zur Esche. Aber der Kies unter unseren Schritten knirschte. Wir sahen vor uns den Schatten seiner Gestalt. Geräuschlos glitt dieser dahin.

Wir eilten auf ihn zu, aber wir fanden nichts mehr;

wir sahen ihn nicht wieder, er war in der Dunkelheit verschwunden. Da bin ich nach dem Turmzimmer zurückgerannt und habe Fackeln geholt, und mit brennenden Lichtern lief ich dann mit Menrad durch den ganzen Park.

Umsonst!

Wir mußten zurückkehren. Verärgert, mürrisch kam ich wieder auf mein Zimmer. Dort schalt ich mich einen Narren, wollte nicht mehr an das glauben, was meine Augen doch deutlich gesehen hatten, nannte den Schatten, dem wir gefolgt waren, eine Täuschung, und alle die wunderlichen Eigenheiten Güldenstjernas und die Seltsamkeiten, die sein Erscheinen bis zu dieser Nacht begleitet hatten, nannte ich Unsinn. Nur eine Torheit konnte mich narren, und ich glaubte bestimmt, daß Susanne in ihrem vernünftigen Sinne das scheinbar Geheimnisvolle, Rätselhafte als etwas Natürliches erkannt hatte.

Allerdings Susannes Leidenschaft, an die ich nie würde geglaubt haben, gab mir zu denken, und wie ich so darüber nachdachte, schlief ich ein.

Am Vormittag des nächsten Tages ließ sich schon zu ziemlich früher Stunde Willfried v. Hassenbach zu einer längeren Besprechung anmelden; ich glaubte die Ursache und den Zweck zu erkennen.

Hassenbach schien etwas verlegen und drückte an Bemerkungen herum, die er in Gegenwart irgend eines beliebigen anderen ebensogut hätte machen können. Eine Weile hab' ich zugehört, auch eine Ansicht geäußert, verständnisvoll den Kopf geschüttelt, dann aber, als mir die Sache allzulange dauerte, fragte ich kurz: „Ist das alles?"

Da wurde Hassenbach rot, und das bewies mir vollends, wie sehr ich recht hatte mit meinen Mut-

maßungen; sich gleichsam entschuldigend sagte er mit seiner schrillen Stimme, die Schultern, wenn möglich, noch höher ziehend: „Sie hat den ganzen Abend mit mir getanzt, und wir haben uns so gut unterhalten."

„Halt!" unterbrach ich ihn. „Du sprichst von Susanne. Ehe du noch weiter redest, sage mir zuerst, ob du ihr etwas von deinen Absichten verraten hast."

„Weshalb ich im vorigen Jahre hier gewesen bin, das weiß sie ja, denn sie hat mich abgewiesen. Trotzdem bin ich wiedergekommen. Ich hab' ihr gestern schon so manches zu verstehen gegeben, und wenn ich die Wahrheit sagen muß, dann kann ich nur erklären, daß sie mir besser gesinnt scheint. Ich hab' sie auch gefragt, ob ich mit dir sprechen dürfe, und da hat sie dann zweimal genickt."

Diese Behauptung war für mich sehr überraschend, und ich habe ihn nochmals danach gefragt, denn ich glaubte eher an einen Irrtum. Aber da er es nochmals mit Bestimmtheit bestätigte, mußte es sich wohl so verhalten. Jedenfalls hatte ich mich dann getäuscht und was ich für eine Leidenschaft Susannes gehalten, war nichts als Ärger oder Laune gewesen, denen schließlich jeder Mensch unterworfen ist. Mir selbst aber konnte eine solche Lösung nur erwünscht kommen. Ich sicherte also Hassenbach meine Zustimmung wie im Jahre vorher zu, falls Susanne ihr Einverständnis erklären würde, woran ich selbst nicht mehr zweifelte.

Als sich Hassenbach dann entfernt hatte, ließ ich Susanne rufen, mußte aber erfahren, daß sie Karrstein verlassen hatte. Niemand wußte, wohin sie sich begeben, und ich verlangte, sie sofort an mich zu weisen, sobald sie wieder zurückkehre.

Gedanken habe ich mir darüber keine gemacht,

zudem hat mir die Zeit dazu gefehlt, denn es lag viele Arbeit bereit, die erledigt werden mußte.

Darüber war die Zeit rasch verstrichen, und es mochte die Mittagsstunde schon nahe gewesen sein, als Susanne in meinem Zimmer erschien. Ich hatte von meiner Schreiberei kaum aufgesehen und nur flüchtig hingehört, als sie mich begrüßte.

„Weshalb hast du mich sprechen wollen?“ fragte sie.

„Willfried v. Hassenbach war bei mir.“ Nach diesen Worten hörte ich mehrere Augenblicke nichts als das Rascheln meiner Feder über das Papier. Da ich noch immer keine Erklärung bekam, ließ ich die Arbeit, wandte mich Susanne zu und stand auf.

Da fragte sie, während mich ihre Augen zu meiden suchten: „Was wollte er?“

Ich glaubte falsch gehört zu haben. Oder trieb Susanne nur ein Spiel mit ihm? Aber nein, dessen war sie nicht fähig, ich kannte meine Schwester schon zu lange.

„Er hat dich gestern gefragt, ob er zu mir kommen dürfe, und du hast ihm zugenickt. Du konntest doch wohl ahnen, was er von mir begehren würde.“

Da sah sie mich mit einem flehentlichen, angstvollen Blick an und entgegnete mit gequälter Stimme, in der unverkennbar der Ausdruck des Entsetzens lag: „Ich hab' ja kein Wort von allem gehört. Weshalb quält er mich so?“

Dieser Ausruf hat mich so ergriffen, daß ich mitleidvoll in sie drängte: „Das wollte er sicherlich nicht. Er ist wirklich ein guter Junge und würde dich auf den Händen tragen. Er glaubt so bestimmt an dich, wie nur die echte Liebe vertrauen kann.“

Da lagen ihre großen Augen starr auf mir, wie entgeistert sah sie aus. „Ich liebe ihn nicht,“ sagte

sie, „und ich kann ihn niemals lieben." Und leise, kaum hörbar, fügte sie noch bei: „Ich werde keinen lieben können; nur einen — einen! Und dieser verachtet mich, er sieht mich nicht, er geht an mir vorüber, und daran werde ich sterben müssen." Dann schrie sie auf wie von einem großen Schmerz gepeinigt: „Ottmar! Wenn er mich nicht lieben kann, dann gehe ich zu Grunde! Hilf mir!"

Ich war wie erstarrt und flüsterte nur: „Ist es der Fremde? Olaf Güldenstjerna?"

Sie nickte stumm."

3.

Zwölf dumpfe Schläge kündeten die Mitternachtsstunde an.

Der Burgherr vom Karrstein unterbrach aufatmend seine Erzählung; er hatte den letzten Aufschrei der schönen Susanne Löwengaard in der verzweifelten Gequältheit so wiedergegeben, daß er den Anwesenden in den Ohren gellend nachhallte. Nun schwieg er.

Die um den Kamin Sitzenden empfanden die Erschöpfung mit, die bei der erschreckend deutlichen Wiedergabe all der Vorkommnisse, die er nie vergessen konnte, unausbleiblich sein mußte, und harrten vorerst schweigend der Fortsetzung.

Dabei eilten aber die Gedanken voraus, die nicht rasch genug nach dem Ende verlangen konnten, die stets alles auf einmal zu wissen begehrten. Und in den Köpfen aller malte sich das Ende in anderer Form, je nach der Eigenheit des einzelnen.

Während die Männer in ihrer meist poesielosen Nüchternheit die Tatsachen registrierten und für die Seltsamkeiten die natürlichsten Erklärungen suchten, hatten die Frauen in ihrem Herzen nur für ein tiefes

Mitempfinden und Mitleiden Raum und fühlten das Rätsel Olaf Güldenstjernas in seiner gespenstigen Größe wie selbsterlebt.

Und so unterschieden sich die Gedanken über das Ende von Susannes Hochzeit und Ahasvers Brautfahrt. Während aber alle schweigend verharrten, konnte der Backfisch, der Vorwitz, wie er nicht mit Unrecht genannt wurde, seine erwartungsvolle Neugierde nicht so lange meistern und auch seine Ansicht, die ihm natürlich von besonderer Bedeutsamkeit dünkte, nicht länger für sich behalten.

„Jetzt glaub' ich es aber ganz bestimmt. Wie konnte nur Susanne diesen schrecklichen Mann lieben?"

„Wie war das möglich?" wiederholte eine andere, und aus den Stimmen, die sich bemerkbar machten, zeigte es sich, wie sehr gerade diese Frage die meisten beschäftigte. Dieses Problem, das in der kurz berichteten Tatsache wie ein Blitz aus heiterem Himmel gewirkt hatte, verdrängte für den Augenblick die Person Olaf Güldenstjernas, die sich in dem zweiten Teile der Erzählung des Burgherrn zu einem noch seltsameren Wesen gestaltet hatte. Nichts Bestimmtes hatte der Burgherr von diesem berichtet, kein klares Bild von ihm gegeben, er war fast in den Hintergrund getreten, und nur die Mitteilungen und Andeutungen dritter hatten die Gestalt des Fremden gebildet. Doch daran dachte niemand mehr, Olaf Güldenstjerna war wie ein drohendes Gespenst, das man scheu in jedem Winkel fürchtet, das aber doch nicht sichtbar ist. Susanne Löwengaard stand vor aller Augen, wie sie sich aufschreiend an den Bruder gewandt hatte.

Alle hatten die von dem Vorwitz zuerst ausgesprochene Frage in anderer Form wiederholt, aber es war darauf noch keine Erklärung zu geben versucht worden.

Der Bräutigam, der in dem Glücke seiner Liebe lebte, der an die dachte, die, in Pelze gehüllt, auf der Fahrt zu ihm war, versuchte es zuerst, und in seiner Erklärung zeigte sich der Bräutigam: „Die Liebe ist ein seltsam Ding; sie wird ausgesät wie Saatkörner auf einem weiten Felde, und niemand kann ermessen, in wessen Herz sie fällt. Die Liebe kommt geschlichen wie ein Dieb in der Nacht, den niemand hat kommen hören, der aber doch da ist."

Erst folgte Schweigen auf diese Erklärung, bis eine zarte Frauenstimme antwortete: „Das will ich gerne glauben. Aber ich hätte nie diesen Fremden lieben können; und wenn — ich würde mir eine solche Liebe aus dem Herzen gerissen haben."

„Und ich glaube gar nicht, daß es Liebe gewesen ist," versuchte eine andere Stimme zu erklären. „Der Zauber Ahasvers hat sie verlockt. Der alte Offenbrunner hat in seiner Legende ja berichtet, keine würde seiner Werbung widerstehen können."

Da hatte der Vorwitz wieder etwas einzuwenden: „Aber er hat doch nie wieder mit ihr gesprochen; deshalb klagte sie doch!"

„Mit seinen Blicken hat er sie umstrickt, in seinen Blicken hat er um sie geworben, heißer, verlangender, als er es in Worten hätte tun können. Ich glaube bestimmt an den Zauber Ahasvers."

Die dumpfe Männerstimme, die schon einmal den Zauber des Fremden mit natürlichen Erklärungen zu brechen versucht hatte, ließ sich jetzt vernehmen: „Mir scheint es nicht so sehr unbegreiflich. Die schöne Susanne war bisher stets gefeiert und umworben worden; nun kam dieser Fremde, den ein eigenartiger Zauber umgab. Susanne glaubte nicht mehr an die Wahrheit der Legende von Ahasver, sie dachte nur daran,

daß dieser Güldenstjerna ihr schon im Traume erschienen sei, und hielt dies für eine Vorbestimmung. Nun mußte sie die Erfahrung machen, daß er die stets Gefeierte, der nur gehuldigt worden war, kaum beachtete, trotzdem sie in seinen Blicken eine Zuneigung zu erkennen vermeinte; aber er hielt sich zurück und mied sie noch mehr, aus Gründen vielleicht, die die natürlichsten sein mochten, aus Schüchternheit, oder weil er an einer möglicherweise unheilbaren Krankheit litt, oder aus irgend einem sonstigen Grunde. Damit entstand aber in Susanne die wirkliche Leidenschaft —“

Der Redende war unterbrochen worden. „So kann es niemals gewesen sein! Ihr kennt eben die Liebe nicht!“

„Er ist ein Junggeselle!“ meinte jemand als Entschuldigung anführen zu müssen. „Ganz gewiß ist sie dem Zauber Ahasvers verfallen gewesen, da sie ihn doch selbst herbeigerufen hat.“

Zu dieser Erklärung nickten die meisten zustimmend, als der Burgherr vom Karrstein seine Erzählung wieder fortsetzte.

„Mir war es, als hätte man mich mit einem schweren Schmiedehammer vor den Kopf geschlagen; ich war wie betäubt, und alles um mich her tanzte in wirbelndem Kreise. Das war so plötzlich gekommen, das hatte mich so ergriffen, daß ich mit den Händen wie ein Trunkener umhertastete und nach einem Halt suchte.

Wie durch einen dichten Nebel hindurch sah ich Susanne am Boden knieen und ihr Gesicht mit den Händen bedecken, während ein Schluchzen ihre Gestalt erzittern machte.

Wie viele Minuten so verstrichen waren, ohne daß ein Wort gefallen wäre, während wir beide nur wort-

los mit unseren Gedanken kämpften, um den Stürmen in uns Herr zu werden, das weiß ich nicht. Ich hab' mich zuerst wieder aufgerafft und war dabei selbst über meine Stimme erschrocken, die so fremd, so seltsam kalt und tonlos klang, als wäre ich ein anderer geworden.

„Setze dich in den Stuhl dort! Es wäre sinnlos, zu klagen oder Vorwürfe zu machen."

Und sie gehorchte, apathisch, willenlos.

Ich sah sie nicht an, als müßte ich ihren Blick fürchten, und fragte dann: „Bist du dir auch bewußt, was du von mir forderst? Ich denke dabei nicht nur an deinen Traum, an die erste Begegnung mit Güldenstjerna, sondern auch daran, daß er ein Fremder ist, von dem wir nichts als den Namen wissen."

Sie antwortete nichts, sie sah nur immer vor sich hin mit großen, starren Augen. Erst als ich meine Worte nochmals wiederholt hatte, entgegnete sie mir leise: „Nichts weiß ich, und ich will auch nichts wissen, aber daß ich daran zu Grunde gehen werde, das fühl' ich."

Da glaubte ich die Verpflichtung zu haben, ihr alles sagen zu müssen, was ich noch beobachtet und gehört hatte; ich wies auf seine eisigen Hände hin, teilte ihr die Erklärungen Hassenbachs mit und stellte den Gegensatz zwischen seiner äußeren Erscheinung und seinen Berichten über eigene Reisen und Erlebnisse fest. Dabei verhehlte ich auch nicht die nächtlichen Wanderungen Güldenstjernas, soweit diese von Menrad und mir beobachtet worden waren. Das geheimnisvolle Wesen des Fremden schilderte ich und endete mit Ossenbrunners Legende vom Ahasver und mit ihrem eigenen Traume.

Ich hatte dabei mit lebhafter Anteilnahme gesprochen und glaubte sie von ihrem Verlangen gewaltsam abhalten zu können.

Sie hatte mich mit keinem Worte unterbrochen, und erst als ich schwieg, sagte sie so ruhig, als wenn sie bereits wieder den leidenschaftlichen Anfall vergessen hätte, als wenn sie meinen Ausführungen nur kritisch als Unbeteiligte gegenüberstünde: „Du selbst hast immer von Vernunft gesprochen. Wider die Vernunft wäre es, an die Legende vom ewigen Juden zu glauben. Das mit dem Traume war ein Traum, und die Ähnlichkeit ist ein Zufall. Was du sonst aber angeführt hast, sind Mutmaßungen. Sicherlich hat er weite Reisen gemacht, hat viel studiert und gelesen, versteht so darüber zu plaudern, als müßten es immer nur eigene Erlebnisse sein. Seine Kälte und Schlaflosigkeit aber lassen auf eine Krankheit schließen, die Mitleid heischt, doch niemals so unvernünftige Behauptungen entschuldigt."

Susanne hatte so klar gesprochen, und sie hatte auch recht. Ganz gewiß! Sie hatte mich mit eigenen Waffen geschlagen. Es gibt nichts Übernatürliches, nichts Wunderbares, alles scheinbar Rätselhafte hat seine erklärenden Gründe. Was hatte ich gegen Olaf Güldenstjerna? Eine Reihe von Zufällen hatte ihn mit einem Zauber umgeben, der überraschend war. Ich hatte mich verführen lassen, während Susanne nur an die Tatsächlichkeit glaubte.

So und ähnlich mochte ich mir eingeredet haben, aber ich konnte damit das eine doch nicht aus der Welt schaffen: Susannes plötzliche Umwandlung.

Ich sagte deshalb: „Ich will alles zugeben. Ja, du hast die Wahrheit getroffen. Aber wie konnte dich so plötzlich diese Leidenschaft ergreifen, dich, die du bisher so kühl beobachtend sein konntest?"

Sie senkte die Lider. „Wer weiß, was die Liebe ist?" war darauf ihre Entgegnung. „Ich habe sie nie gekannt. Nur als ich ihn zum ersten Male sah,

da war es, als empfinde ich im Herzen einen stechenden Schmerz, und ich habe so schwer atmen können, als müßte ich sterben. Die seltsame Ähnlichkeit mit dem Traumbilde mochte es mitbewirkt haben. Sonst habe ich nichts für ihn empfunden. Nur ein wunderliches Interesse fesselte mich, und ich habe dabei geglaubt, er müsse wie alle anderen sein. Er aber hat mich gemieden wie eine Aussätzige. Da ist dann langsam die brennende Begierde gekommen, so wie ein Dürstender schmachtet, der den Quell vor sich sieht, der den Quell plätschern hört, der aber nicht von der Stelle kommen kann. Und ich verdurste, ich gehe daran zu Grunde!"

Dabei hat sie die Hände geballt und schüttelte sie in leidenschaftlicher Erbitterung.

Was hätte ich tun sollen? Ich fühlte mich so schwach, um mit Worten zu widersprechen, ich sagte Ja zu allem, was sie forderte, trotzdem ich wußte, ich könnte es nimmer erfüllen. Ich nickte nur immer und dachte dabei daran, wie ich diese Leidenschaft aus ihrem Herzen reißen könnte.

„Ich kann also Hassenbachs Werbung nicht annehmen," fuhr sie fort. „Aber er darf deshalb nicht fort von Karrstein, denn Güldenstjerna würde ihm dann folgen. Verstehst du? Dieser aber muß hier bleiben, wenn du nicht willst, daß ich sterbe."

Da rief uns die Tischglocke.

Die Tafel war wie ein Henkersmahl; mir gegenüber saß Willfried v. Hassenbach, dessen Augen stets die meinen suchten, um darin die Antwort lesen zu können. Ich wagte ihn nicht anzusehen, denn noch ein Augenpaar schaute mich forschend an, und in diesem Blicke traf mich halb Warnung, halb Drohung. Dies war die schöne Susanne. Neben mir saß Olaf Gülden-

stjerna, dessen Stimme mir immer in den Ohren klang wie das Läuten einer Totenglocke. Nicht ein Wort war mir dabei verständlich, ich saß wie ein lebloses Bild unter all diesen anscheinend Fröhlichen.

Nur das weiß ich noch, daß ein Trinkspruch ausgebracht wurde. Auf wen, warum und wer die Anregung gegeben hatte, das weiß ich nicht. Ich war mit aufgestanden. Da klangen die Gläser Susannes und Güldenstjernas zusammen, während sich ihre Blicke ineinander versenkten, in die Herzen drangen und sich darin gleichsam festsaugten. Das sah ich. Und es klirrte erst leise wie Silberglocken, dann folgte ein schriller Klang, Scherben brachen, und die Glastrümmer zersplitterten auf der weißen Tischdecke, wo der rote Burgunder wie eine Blutlinie sich dahinschlängelte nach dem Platze der schönen Susanne.

Ihr Blut — mußte ich denken.

Susanne aber sah dabei mit leuchtenden Augen zu Olaf Güldenstjerna auf.

Und ich dachte wieder daran, daß ich sie trennen mußte, daß sie sich nie wiedersehen sollten, und glaubte damit in die ehernen Speichen des Schicksalsrades greifen zu können, um den mitleidlosen Lauf zu hemmen. Dabei hatte ich mir alles zurechtgelegt, und meine Rechnung war auch scheinbar ganz richtig. Bis auf einen kleinen Rechenfehler, der sich aber erst später bemerkbar machte.

Am nächsten Tage rief ich Willfried v. Hassenbach in mein Bibliothekzimmer. Ich hatte zu ihm noch kein Wort gesagt, als er sofort in ärgerlichem Tone erklärte: „Ich weiß nicht, ob ich ein Narr bin. Gestern hat sie mich zur Seite gestellt, hat über mich weggesehen, als wäre ich Luft. Sie ist wie eine Windfahne!“

Ich wollte nichts gehört haben und fragte nur: „Hat Olaf Güldenstjerna irgendwelche Absicht ausgesprochen, wie lange er noch hier zu bleiben gedenkt?“

„Solange ich hier sein werde,“ murrte er.

„Hast du ihm die Absichten verraten, die dich hierher geführt haben?“

„Nein.“ Dann fuhr er wieder auf. „Was soll das bedeuten? Ich bin doch hier, um eine Antwort auf die gestrige Unterredung zu erhalten.“

„Das ist die Antwort!“ konnte ich nur erwidern. „Du mußt fort, du mußt mit diesem Güldenstjerna fort, der das Verhängnis von Susanne zu sein scheint. Verstehst du mich jetzt? Du selbst hast diesen Mann hierher gebracht, der sich vor dich hingedrängt hat. Du mußt sorgsam vorgehen und ihn zu bestimmen suchen, daß er ohne langen Abschied Karrstein verläßt.“

Da schlug sich Hassenbach vor die Stirne: „Bin ich denn blind gewesen! — Aber wird Güldenstjerna mir folgen, wenn sich die beiden wirklich lieben?“

„Sie haben sich noch nicht allein gesprochen; noch sind sie getrennt und noch ist es Zeit. Ich werde dafür sorgen, daß Susanne auf einen Tag nach Seckbach reitet. Dann wird es möglich sein.“

So wurde es dann verabredet.

Es machte mir keine sonderlichen Schwierigkeiten, den Baron v. Seckbach und seine kleine Frau zu bestimmen, Susanne für einen Tag nach Seckbach einzuladen und gleich mitzunehmen. Der lange Wendelin Zeismar sollte sie wieder nach Karrstein zurückgeleiten.

Als sie dann fortritten, als Susanne mir die Hand zum Abschied reichte, da sah sie mich so forschend an, als hätte sie meine Absicht durchschaut.

„Es ist doch kein langer Abschied nötig! Morgen sehen wir uns ja schon wieder,“ sagte ich.

Güldenstjerna hatte ich noch nicht gesehen. Er war schon in früher Morgenstunde fort auf einem Streifzuge, wie er das liebte.

Es war also möglich, daß er von dem Austritt Susannes gar nichts wußte und sie auch nicht wiedergesehen hatte. Dann sollte er sie auch nicht wiedersehen.

Güldenstjerna kehrte erst am Abend zurück und hatte dann mit Willfried v. Hassenbach eine längere Unterredung. Ich ahnte den Inhalt und hoffte nun auf Erfolg.

Abends saßen wir zu vieren zu Tisch. Güldenstjerna saß mir gegenüber, Willfried v. Hassenbach hatte den alten Offenbrunner zum Tischnachbar. Es war eine stille Tafelrunde. Offenbrunner hat öfters ein Gespräch einzuleiten versucht, aber kaum einer hat auf seine Reden geachtet, und nur kurz war ihm geantwortet worden. Selbst Güldenstjerna, der sonst am lebhaftesten plauderte, war sehr wortkarg.

Als die Tafel aufgehoben wurde, sagte Willfried v. Hassenbach: „Güldenstjerna und ich haben uns entschlossen, morgen in frühester Stunde abzureisen. Du wirst es daher entschuldbar finden, daß wir uns früher zurückziehen."

Ich nickte nur und antwortete: „Es ist schade, daß Susanne nicht hier ist."

„Du wirst ihr unsere Abschiedsgrüße melden," erklärte Hassenbach.

Ich versprach es, machte aber nicht den geringsten Versuch, sie zu längerem Weilen zu bestimmen. Ich wollte mich nicht der Befürchtung aussetzen, sie könnten von ihrem Entschlusse nochmals abkommen.

Mein Blick kreuzte sich mit dem Güldenstjernas; seine schwarzen Augen glänzten noch heller denn je,

und sein Gesicht war von noch fahlerem Schein. Es war wie aus altem, gebleichtem Elfenbein gemeißelt.

Dann haben sie das Zimmer verlassen. Kaum hatte sich hinter ihnen die Tür geschlossen, da fuhr der alte Rat wütend auf.

„Was geht hier eigentlich vor?“ rief er. „Man könnte sich von Geheimnissen umgeben glauben. Susanne ist fort, und jetzt wollen auch diese beiden fliehen, wie Diebe, scheu und plötzlich. Wenn Hassenbach, wie ich vermute, einen Korb bekommen hat, dann kann er uns doch den Güldenstjerna zurücklassen, den wir sehr vermissen werden. Weshalb muß auch dieser fort?“

„Weil Hassenbach einen Korb bekommen hat,“ entgegnete ich, seine Worte wiederholend.

„Narrheit!“ war Offenbrunners einzige Erklärung.

„So will es mir fast auch scheinen,“ sagte ich gedankenversunken. —

Als ich dann am kommenden Morgen im Frühstückszimmer erschienen war, da wurde mir gemeldet, Willfried v. Hassenbach und Olaf Güldenstjerna hätten den herrlichen Morgen benützt und Karrstein bereits verlassen. Ich weiß nicht, wie Hassenbach seinen Begleiter so rasch hatte bestimmen können, ich wollte es auch gar nicht wissen, denn ich war sehr zufrieden, daß sie nun fort waren.

Ich selbst fühlte mich wie von einer schweren Last erleichtert und war an diesem Tage bald da bald dort zu sehen, vergnügt, wie es sonst selten meine Art ist. Ich glaubte mit jedem plaudern zu müssen.

Als ich dabei mit Menrad zusammentraf, blieb ich bei ihm stehen und fragte ihn: „Was gibt es Neues, Menrad?“

„Der seltsame Gast ist fort, Herr?“

Ich nickte zustimmend.

„Das ist gut, Herr," flüsterte er. „Ich hab' Euch nichts davon melden wollen, aber da er nun fort ist, kann ich es ja sagen. Damals, als er uns im Parke entschwand, wie von einem Windhauche verweht, ist es seine letzte Wanderung gewesen. Im Parke aber nur, Herr! Ich hab' ihn noch in jeder Nacht beobachten können. Er hat nur sein Zimmer nicht verlassen. In den Nächten hat er nie ruhen können, rastlos ist er umhergewandert — wie der ewige Jude."

Ich erschrak, als der alte Torwart dies sagte. Menrad hatte doch von Offenbrunners Geschichte so wenig wissen können wie von meinem Gedanken. Und doch hatte er den Verdacht ausgesprochen!

Ich wollte ihn von einer solchen Mutmaßung ablenken: „Das kann irgend ein Zufall oder eine Täuschung gewesen sein," meinte ich.

„Nein, Herr!" beharrte Menrad um so bestimmter. „In der nächsten Nacht hab' ich im Hofe vor dem rechten Flügel gelauert, wo die Fenster zu Güldenstjernas Zimmer beobachtet werden können; ich bin sogar trotz meiner alten Beine noch auf einen Baum geklettert, um in sein Zimmer sehen zu können. Er hatte die Vorhänge geschlossen, doch brannte er Licht die ganze Nacht hindurch. Da war sein Schatten gut zu sehen, der immer auf und nieder ging, immer und unermüdlich. Auch in der folgenden Nacht, Herr! Ein sonderbarer Gast war das, der in keiner Nacht Ruhe finden konnte."

Ich habe Menrad Schweigen geboten, da der Fremde nunmehr von Karrstein fort sei, und alle Befürchtungen zwecklos wären.

Aber Susanne?

Sie mußte diesen Abend von Seckbach zurückkommen. So war es wenigstens verabredet gewesen. Wie würde

sie die Nachricht von Güldenstjernas Abreise aufnehmen? Ich zweifelte nicht, daß eine erregte Auseinandersetzung die Folge sein werde, daß mir schlimme Tage bevorständen, war aber auch davon überzeugt, daß das Mädchen so am raschesten die Leidenschaft vergessen würde, die so plötzlich von ihr Besitz genommen hatte.

Aber bis zum Abend waren noch viele Stunden, und ich überlegte, was ich sagen sollte.

Die Sonne hatte den höchsten Punkt ihrer täglichen Wanderung erreicht, als ich in der schattenspendenden Glasveranda saß und eben vor mich hinträumte. Da wurde die Tür aufgerissen, und unter der Schwelle stand Susanne. Ihr dunkles Reitkleid war bestaubt und zerrissen, als wenn sie von einer wilden Hetzjagd zurückkehrte, ihre Augen flackerten unruhig und brennend, und die Wangen glühten wie in Fieberhitze.

Ich war aufgesprungen, doch ehe ich noch ein Wort über die Lippen gebracht hatte, rief sie mir in höchster Leidenschaft zu: „Wo ist Olaf Güldenstjerna? — Du hast ihn fortgejagt, du hast mich betrogen. Du aber wirst mein Mörder sein, denn jetzt werde ich sterben müssen!“

Ich habe zu antworten versucht, aber es war vergebens, sie war schon wieder fort, und ich hörte, wie ihre flüchtigen Schritte auf der Treppe verhallten.

Wie hatte sie das nur ahnen können? Sie mußte in tollem Jagen durch dick und dünn von Seckbach herübergeritten sein. Irgend jemand mußte ihr Güldenstjernas Abreise gemeldet haben.

Aber wer?

Umsonst versuchte ich es, mir darauf eine Antwort zu geben. Das war ein Rätsel, bei dem ein Raten aussichtslos war. Ich mußte Susanne selbst aufsuchen, ich mußte mit ihr reden, ihr alles erklären und sie zu beruhigen versuchen.

Aber ich fand die Tür ihres Zimmers versperrt. Ich pochte, ohne eine Antwort zu erhalten, ich rief ihren Namen unermüdlich, bis ich endlich ihre Stimme hörte.

„Was willst du?" fragte sie.

„Öffne mir!" forderte ich.

„Nein!"

„Wer hat es dir verraten?"

„Niemand! Ich habe es plötzlich gefühlt, und dann bin ich herüber."

„Ich will dir alles erklären. Du wirst mir dann selbst zustimmen müssen."

„Ich will nichts hören. Ruhe will ich, nichts als Ruhe!"

Dann schwieg sie, und was ich auch versuchte, es war erfolglos.

Endlich entfernte ich mich, um auf die Stunde zu warten, da sie ruhiger sein und mich anhören würde. Dann würden wir uns schon einigen und verstehen, meinte ich. Was ich getan hatte, das war doch nur geschehen, weil ich ihr Bestes gewollt.

Es wurde Abend, und die ersten Schatten der Dämmerung huschten vom Walde herüber. Da trat Offenbrunner zu mir herein.

„Weißt du, daß Susanne schon zurück ist?" fragte er.

Ich nickte nur.

„Sie liegt im Bett und hat Fieber. Ihr Mädchen hat mich gerufen. Ich habe Susanne untersucht, und ich glaube, du tust gut daran, aus der Stadt sofort einen Arzt rufen zu lassen."

Susanne in Fieberschauern!

Das hatte ich nicht gewollt. Eilig lief ich nach ihrem Zimmer. Wie in brennender Glut, wie von Blut übergossen lag ihr Gesicht in den weißen Kissen. Die

Lippen waren trocken und aufgesprungen, die Augen starrten weit offen, und der Atem ging röchelnd.

Ich kniete vor ihrem Bette nieder und rief nur immerfort ihren Namen, aber sie hörte mich nicht, sie sah mich nicht, sie murmelte im Fieber Laute, die meinem Ohr unverständlich waren.

Die ganze Nacht wich ich nicht von ihrem Bette, und der Morgen graute schon, als der Arzt, den Offenbrunner hatte herbeirufen lassen, endlich erschien.

„Sie müssen helfen, müssen sie retten!“ rief ich ihm entgegen. „Sie darf nicht sterben.“

Der lächelte sein gütiges Lächeln. „Was meine Kunst vermag, soll geschehen. Aber Sie dürfen nie mehr fordern, als im Können von uns Menschen liegt.“

Dann untersuchte er die Kranke.

Ich stand dabei im Zimmer, mit zitternden Knieen, und noch niemals habe ich mit solcher Inbrunst gebetet wie damals. Als ich hernach den Arzt befragte, da zog er die Schultern hoch.

„Ein wildes Fieber ist's,“ meinte er bedächtig. „Wie das so plötzlich hat kommen können, ist mir noch nicht klar.“

Ich wußte es und mußte schweigen.

Der Doktor wurde auf Karrstein einquartiert und sollte nie von dem Bette der Kranken weichen. Ihr Fieber aber steigerte sich immer mehr, und ich mußte Zeuge sein, wie sie fortwährend nach Olaf rief, und da fragte mich der Arzt einmal, wer dies sei.

Ich nannte den Namen und erklärte, sie habe ihn geliebt, er sei aber nun von Karrstein fort.

Da sagte der Doktor: „Er könnte sie gewiß rascher gesund machen als alle meine Medikamente.“

Ich konnte nichts antworten, denn ich mochte seinen Glauben nicht teilen.

Drei Tage hat Susanne so im Fieber gelegen, und es trat nicht die geringste Besserung ein. Es schien eher schlechter zu werden.

Nie ist sie dabei zu klarem Bewußtsein gekommen. Nur einmal — in der vierten Nacht. Da schlug sie plötzlich die Augen auf und sah mich so klar an wie in ihren gesundesten Tagen.

„Ich bin schwer krank, Ottmar?“ fragte sie.

Ich sagte begütigend: „Das ist nun vorüber. Du wirst bald wieder gesund werden.“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Nein! Kein Arzt kann mir helfen. Das mußt du wissen. Einer nur könnte es! Aber der ist fort! Du selbst hast es ja so gewollt.“

Erschöpft schwieg sie.

Ich wußte den Namen, aber ich wagte ihn nicht auszusprechen; eine unerklärliche namenlose Furcht hatte mir die Zunge gelähmt.

Sie aber redete wieder, flüsternd, wie mit sich selbst: „Wenn er kommen würde, so könnte ich wohl aufstehen. Wenn er meine Lippen küssen würde, so könnte die brennende Hitze weichen.“

Dann versank sie wieder in Phantasien und Fieberschauern.

Am kommenden Morgen aber ritt ich fort, Olaf Güldenstjerna zu suchen.“

4.

Ein seltsam klatschendes Geräusch war am Fenster zu hören, als poche ein knöcherner Finger dagegen.

Da schwieg der alte Burgherr, und alle Gäste lauschten in atemlosem Bangen.

Da klang es aber schon wieder. Es kam vom zweiten Fenster her. Dort waren die Vorhänge zugezogen.

Verglühend sanken zwei der großen Buchenscheite zusammen, und das heller auflodernde Feuer beleuchtete blasse Gesichter. Das fremde, sonderbare Geräusch wußte niemand zu deuten, und es hatten doch alle darauf gehört.

Kaum daß einer zu atmen wagte. Die Dunkelheit, die bedrückende Stille, und des Burgherrn wunderliche Geschichte!

Da flüsterte ängstlich der Vorwitz: „Was ist nun das? Habt ihr es auch gehört?“

Niemand antwortete.

Ottmar v. Löwengaard hatte sich weit vorgebeugt, wie in die Ferne lauschend.

Endlich stand einer der Herren auf und näherte sich mit schweren Schritten dem Fenster. Der Vorhang wurde zurückgeschoben.

Da raschelte es wieder.

Das Fenster wurde geöffnet und gleich hernach klirrend wieder geschlossen.

„So sind wir Menschen,“ sagte der Zurückkehrende. „Wir glauben an das Übernatürliche, an das Wunderbare und fürchten uns, die Ursache zu erforschen. Was war es nun gewesen, das uns zu schrecken versucht hatte? Die harmloseste Veranlassung. Eine Taube hatte sich am Fenstergitter verfangen. Da hatte sie ängstlich geflattert, und die Flügelschläge haben wider das Fenster geschlagen. Das war alles.“

Der Burgherr legte ein neues Scheit Holz in den Kamin, und knisternd fraßen die Flammen an der willkommenen neuen Nahrung.

„Man hat mir einmal erzählt, es künde dort einen Todesfall an, wohin sich eine Taube Nachts verirrt.“

„Wie ferne stehen sich Taube und Tod! Wer kann im Ernste dem Zufallsfluge solche Bedeutung beilegen?“

Niemand antwortete. Nur der Vorwitz, der Backfisch, meinte: „Wie kann man nur jetzt von solchen Dingen sprechen? Ich möchte nichts wissen als das eine, ob Güldenstjerna zurückgekommen ist!“

Stille war es wieder, und in das erwartungsvolle Schweigen hinein, da alle dem Ende der Erzählung in gleicher Neugier entgegenharrten, klang wieder die Stimme des Burgherrn, der weiter berichtete.

„Dreißig Tage war ich ferne von Karrstein, immer auf der Spur des Mannes, den ich doch selbst vertrieben hatte, den ich aber nun in steter Ruhelosigkeit suchte. Zuerst hatte ich mich bei Willfried v. Hassenbach eingefunden, wo ich erfahren mußte, Güldenstjerna habe sich nach Gent begeben. Dort wies die Spur nach Brüssel, und von Brüssel führte mich meine rastlose Fahrt nach Amsterdam. Aber in dieser Hafenstadt verlor ich endgültig seine Spur. Olaf Güldenstjerna war mir entschwunden, und die Hoffnung war für mich verloren, sein Wiederkommen könnte Susannes trostlosen Zustand bessern. Niedergeschlagen, betrübt und verzagt kam ich wieder auf Karrstein an.

Ich habe kaum jemanden zu fragen gewagt und habe schon aus der Ferne nach den Zinnen des Schlosses gespäht, ob nicht die schwarze Flagge im Winde sich blähte und mir Schreckensbotschaft verkünde. Aber nichts war davon zu bemerken.

Offenbrunner begrüßte mich zuerst. Sein Gesicht war in den Tagen meiner Abwesenheit noch verrunzelter geworden, die Haut noch vergilbter.

Er begann sofort in beruhigendem Tone: „Keine Furcht! Wenn ich mich nicht irre, so ist schon eine wesentliche Besserung eingetreten, Fieber und Hitze sind vorbei. Nur absonderliche Reden führt sie öfters; doch das wird viel nicht bedeuten.“

„Was sagt der Arzt?“

„Für ihr Leben bestehe keine Gefahr mehr.“

Wie habe ich da aufgeatmet! Von schwerer Schuld und Last befreit eilte ich zu dem Krankenlager.

In weißen Kissen lag ihr Gesicht, umrahmt von goldener Haarfülle. Die Finger, leicht zu einer Faust geballt, lagen lässig auf der Decke. Kaum hatte sie meine leisen Schritte gehört, da öffnete sie die eben noch geschlossenen Augenlider, und als sie mich erkannte, da leuchteten ihre Wangen in frischem Rot, und ihre Augen erschienen mir heller glänzend denn je zuvor.

Ich hatte ihre heiße Hand genommen und sagte im herzlichsten Tone: „Susanne, wie danke ich Gott, daß du genesen bist! Es wird nicht mehr lange währen, und du wirst wieder froh und lustig durch den Wald reiten.“

Sie entgegnete nichts, sondern sah mich nur mit Augen an, in denen die froheste Erwartung und das reichste Glück strahlte. „Wo bist du so lange gewesen?“ fragte sie.

Ich zögerte mit der Antwort, denn ich wußte nicht, ob ich den Namen erwähnen durfte, der allein die Veranlassung ihrer Krankheit gewesen war, ob ich die Wahrheit sagen durfte.

Da redete sie wieder mit ihrer leisen Stimme: „Du hättest früher kommen sollen, denn er war schon zweimal hier.“

Mir war es unbegreiflich, von wem sie sprach, ich dachte nicht im entferntesten an das, was ich noch hören sollte, und fragte daher: „Wer war denn hier?“

Da blickte sie mich wiederum an, als verstünde sie meine Frage nicht, und flüsterte dann: „Er — Olaf! In zehn Tagen werden wir Hochzeit feiern.“

Ich konnte nichts antworten, ich sah sie nur starr

an und hörte nur immer zu, wie sie jetzt weiter erzählte.

„In der Nacht, da du von Karrstein fortgeritten bist, war er zum ersten Male hier. Er hat mich aus dem Schlafe geweckt, während er seine kühle Hand auf meine glühende Stirne legte. Da war ich aber noch so krank, daß ich nichts habe reden können, und nur seine Stimme hörte. ‚Du wirst bald genesen,‘ hat er gesagt, ‚dann mußt du dein Haar mit Rosen schmücken, und ich werde kommen und dich holen. Geduldе dich!‘ Dann war er fort. Er hat recht behalten; seine Hand hat die Fieberhitze von mir genommen, und der Doktor hat mir zufrieden zugenickt und hat dann gelächelt, als ich es ihm erzählte. Mit jedem Tage fühlte ich mich gesünder, und ich glaube, ich hätte längst aufstehen können, wenn meine Füße nicht so schwach wären. — Vor zwei Tagen ist er wieder gekommen. Ich lag schlaflos, da hat er leise die Tür geöffnet und ist an mein Bett getreten. ‚Wie fühlst du dich?‘ hat er gefragt. ‚Wie gesund,‘ habe ich darauf geantwortet. ‚Nur meine Wangen brennen so heiß, und mein Blut singt in den Adern.‘ Da hat seine kühle Hand die meine genommen, und er hat gesagt: ‚Geduld! In zwölf Tagen ist Johannisnacht. Da werden wir Hochzeit feiern. Ich will rote Rosen in deinem Haar sehen, und ein weißes Brautkleid soll dich schmücken. Dann werde ich deine Lippen küssen, und aller Schmerz wird von dir weichen, und dein Blut wird nicht mehr so heiß brennen.‘ Dann hat er meine Stirne geküßt, und darüber bin ich eingeschlafen.“

Ich war zu Tod erschrocken. Was sie mir da erzählte, das mußte ein Fieberwahn sein, und wenn sie scheinbar körperlich gesundete, so litt ihr umnachteter Geist desto mehr. Sie hielt ihre Träume für wahr,

sie glaubte, was die erhitzten Phantasien ihr vorgegaukelt hatten. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, um sie nicht in ihrem Wahn zu bestärken, um aber auch keinen Rückschlag dadurch zu bewirken, daß ich ihr widersprach.

Sobald der Arzt dann wieder erschien, schloß ich mich mit diesem in mein Arbeitszimmer ein und befragte ihn ernstlich nach Susannes Zustand, wobei ich ihre wirren Reden anführte.

Der Doktor nickte mit dem Kopfe, sah mich blinzelnd an und sagte: „Sie hat eine Nervenerschütterung erlitten. Fieber war die Folge, und es wird noch mehrere Wochen währen, bis sie vollständig geheilt sein wird. Selbstverständlich beschäftigen sich jetzt ihre Gedanken immerfort mit den Dingen, die die Veranlassung zu der Krise gegeben haben. Am besten ist es, ihr nicht zu widersprechen, ihr jeden Willen zu erfüllen, bis sie körperlich genügend gekräftigt ist. Dann wird auch das vorübergehen.“

Diese zuversichtliche Erklärung des Arztes hat mich wieder beruhigt. Nicht daß ich vielleicht selbst einen Augenblick daran geglaubt hätte, Olaf Güldenstjerna könnte wirklich gekommen sein. Aber ich habe doch für ihren Geisteszustand gefürchtet.

Nach der Erklärung des Arztes richtete sich mein Verhalten, wenn sie mir in den nächsten Tagen wieder von Olaf Güldenstjerna berichtete. Ein weißseidenes Brautkleid mußte beschafft werden, alles ordnete sie an, um ihre Hochzeit feiern zu können. Und jeder Wunsch wurde erfüllt.

Die Krankheit Susannes hatte es mit sich gebracht, daß ich fast nie die Burg verließ; ich wollte nicht von ihrem Lager weichen, um stets in ihrer Nähe zu sein, wenn ein neuerlicher Anfall sie treffen sollte. So

wachte ich auch die Nächte hindurch an ihrem Lager und konnte beobachten, welchen gesunden Schlaf sie hatte.

Schon war ich wieder sechs Tage auf Karrstein, als ich zum ersten Male mit dem alten Menrad zusammentraf. Er bat mich, ihm zu folgen, führte mich in das Turmzimmer und sagte dort: „Der Herr hat es mir verboten, darüber zu sprechen. So habe ich bisher niemandem davon erzählen können."

„Was ist geschehen?" fragte ich.

„Herr, der Fremde ist wieder hier gewesen."

Da ist mir der Schrecken wild in die Glieder gefahren. „Wer? Olaf Güldenstjerna?" fragte ich, während ich mich zu beherrschen suchte, um wenigstens äußerlich ruhig zu erscheinen.

Menrad nickte eifrig. „In der Nacht vor acht Tagen mag es zum ersten Male gewesen sein. Unter Hunderttausenden hätte ich sein Gesicht erkannt. Es war nur noch fahler und weißer, und die Augen leuchteten noch stärker. Im Torbogen unten verschwand er, und ich weiß nicht, wohin er gekommen ist."

Ich hielt mich mühsam aufrecht. „Es ist gut, Menrad. Sollte wieder etwas vorfallen, dann will ich sofort geweckt werden."

Auf meinem Zimmer brach ich zusammen. Ich preßte die Hände wider die Stirne, um nicht wahnsinnig zu werden, um klar denken zu können über das, was ich eben vernommen hatte. Wenn auch Susanne vielleicht nur geträumt hatte, konnte es bei Menrad ebenso gewesen sein?

Ich wollte nichts anderes glauben. Aber — aber —

Wie krächzende Raben umschwirrten mich diese Aber.

In der nächsten Nacht trat ich kurz nach Mitternacht auf den Korridor, um frische Luft zu schöpfen. Da kam Menrad eilig auf mich zu.

„Herr, Herr,“ rief er heiser, „kommt mit mir, denn eben war er im Parke!“

Wir liefen die Treppe hinab und durchsuchten Hof und Park, fanden aber nicht die geringste Spur. Ich lief nach Susannes Zimmer zurück.

Dort brannte Licht.

Mit lächelndem Gesichte und mit hellen Augen sah sie mich an und schien die Bestürzung, die in meinem Antlitz unverkennbar sein mußte, nicht zu bemerken. Sie sagte ganz ruhig: „Du hättest etwas früher kommen sollen; eben war er hier.“

Da packte mich schon wieder die namenlose, entsetzliche Angst, daß ich nur lallend die Frage stammeln konnte: „Was hat er gewollt?“

„Er hat mich an morgen gemahnt, als wenn ich's je hätte vergessen können.“

Was ich geantwortet habe, weiß ich nicht mehr; ich kann auch heute nicht mehr verstehen, wie ich den nächsten Tag verbrachte, bis wieder die Sonne hinunterstieg, und die dunklen Schleier der Nacht sich über die Erde ausspannten.

Susanne war munter und fast fröhlich, und es war, als verkläre ein stilles Lächeln ihr Gesicht. Im weißen Brautgewand lag sie auf ihrem Lager, und in ihre goldenen Haare waren rote Rosen geflochten, die aufleuchteten wie der dunkle Mohn in einem reifen Saatfelde.

Sie hat nur wenig gesprochen und schien nur ihren Gedanken zu leben.

Ich selbst war in wilder Erregung, und das Blut kreiste immer heißer in meinen Adern, je weiter der Abend vorrückte.

Drei Lampen erhellten das Gemach; ich hatte in meiner Tasche eine Pistole, und auch mein Degen

lag bereit. Die Fenster und die Türen hatte ich geschlossen.

So still war es im Raum, daß ab und zu aus dem Parke der verlorene Ton irgend eines Vogels zu hören war, den ein Zufall aus dem Schlafe geweckt haben mochte. Die Vorhänge waren dicht geschlossen.

Susanne lag still mit halbgeschlossenen Lidern.

Da — ich krallte im Schrecken die Finger zur Faust zusammen — da pochte es ans Fenster. Ein seltsamer Ton, der sich immer wiederholte.

Susanne hatte plötzlich die Augen weit geöffnet und sagte mit verhauchender Stimme: „Hast du sein Klopfen nicht gehört? So öffne ihm doch!"

Mich schüttelte ein Fieberfrost, aber ich antwortete ruhig: „Du wirst dich geirrt haben. Das war ja draußen vor dem Fenster."

Da ertönte wieder das nämliche Pochen gegen das Fenster.

„Hörst du es nicht, Ottmar? Er wird schon ungeduldig."

„Es ist nichts."

Da schwieg sie.

Mitternacht mochte schon vorüber sein. Ich sah Susanne an. Ihre Wangen glühten, und ihre Augen glänzten.

„Es ist so heiß!" murmelte sie. „So öffne doch ein Fenster!"

Ich trat an eines der Fenster, zog den Vorhang zurück und öffnete den Riegel.

Im gleichen Augenblicke fuhr mir ein so heftiger Windstoß ins Gesicht, daß ich taumelnd zurückwich. Und da hatte der Luftzug auch schon die Lichter gefaßt und ausgelöscht. Es war tiefste, dunkelste Nacht. Ich sprang wieder dem Fenster zu, um es zu schließen.

Da hörte ich Susannes Stimme halblaut: „Wo bist du so lange gewesen? Aber ich wußte es ja, du würdest dein Versprechen nicht vergessen.“

Mühsam raffte ich mich auf. Ich war nicht mehr Herr meiner Sinne. War wirklich jemand im Zimmer? Ich tastete nach der Pistole in meiner Tasche. Endlich fand ich sie, riß sie heraus, wobei der Hahn niederschnappte.

Krachend hallte der Schuß. Heißes Blut träufelte über meine Hand.

Das Aufblitzen des Pulvers hatte für eine Sekunde das Gemach erhellt, aber sofort lag wieder undurchdringliche Finsternis im Raum.

Da wurde die Tür aufgestoßen, Licht strömte in das stille Gemach, wo ich regungslos am Boden lag — —“

— — — — — — — — — — — — — —

Ottmar v. Löwengaard schwieg tief aufatmend.

Bange Minuten verstrichen, dann fuhr er sich mit der zitternden Hand über die Stirne und endete mit tonloser Stimme: „Die schöne Susanne war tot; sie lag kalt und starr in den weißen Kissen, und die Rosen leuchteten in dem goldigen Haare wie große Blutstropfen. Ihr Gesicht war weiß wie gebleichtes Linnen, die Augen wie umflort von trübem Glanze.

Ich selbst ward krank. Drei Wochen lag ich in wildem Fieber.

Später hab' ich dann nachgeforscht und nur erfahren, daß niemand etwas wußte von den Vorgängen jener Nacht. Mein Schuß erst hatte die Leute herbeigezogen.“

Er schwieg.

Eine leise Stimme sagte endlich: „Und woran ist denn die schöne Susanne gestorben?“

Der Burgherr antwortete: „An einem Herzschlage,

hat der Arzt gesagt. Ich gab mich damit zufrieden, aber wer kann wissen, ob —"

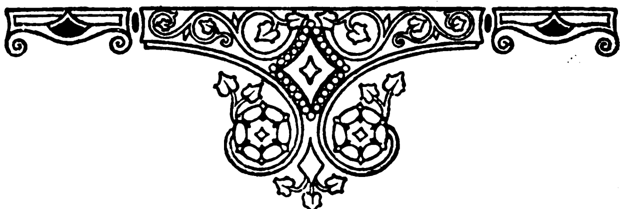
Die dumpfe Stimme des Gastes, der vorhin das Fenster geöffnet hatte, unterbrach ihn: „Es gibt keine Wunder! Die Sache läßt sich leicht folgendermaßen erklären —"

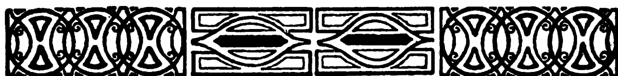
Da sprangen alle auf, denn unten im Schloßhofe war Pferdewiehern zu hören, Ketten rasselten und Peitschen knallten.

„Die Braut! Die Braut kommt!" rief der Vorwitz.

Der Bräutigam stürmte zuerst aus dem Zimmer. Alle anderen folgten.

Nur der Burgherr blieb am Kamin sitzen und schaute ernst und gedankenverloren in die verglimmende Glut.





Im Pariser Nachtasyl.

Ein Großstadtbild von R. Zollinger.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Nirgends wohnen Reichtum und Elend, raffiniertester Lebensgenuß und bitterste Entbehrung so hart nebeneinander als in der Weltstadt, die mit ihren vielfältigen Erwerbsmöglichkeiten, noch mehr aber mit der Fülle ihrer Vergnügungen und Genüsse eine so verhängnisvolle Anziehung ausübt auch auf jene, die körperlich oder moralisch dem hier mit verzehnfachter Erbitterung geführten Kampfe ums Dasein nicht gewachsen sind. Wenn es für eine kleine Anzahl glücklich Veranlagter zutreffen mag, daß der Weg zur Höhe nirgends leichter und rascher erklommen werden kann als in einer Millionenstadt, so müssen dafür viele tausend andere an sich selbst die bittere Erfahrung machen, daß sich auch das Niedergleiten auf der abschüssigen Bahn, die in Not und Verzweiflung endet, nirgends mit so unheimlicher und oft unaufhaltsamer Schnelligkeit vollzieht.

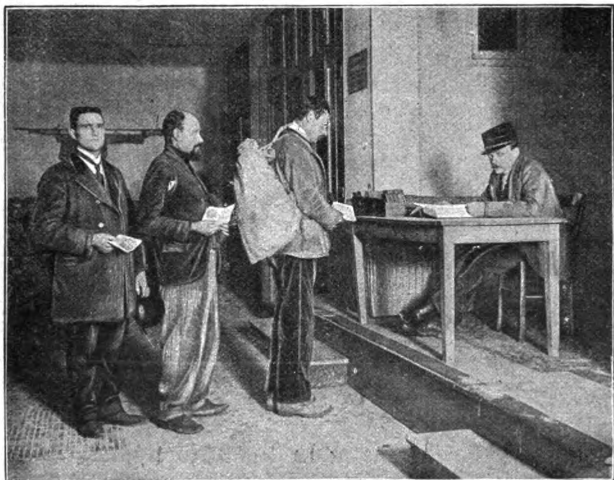
Die unerbittliche Notwendigkeit, in dem nimmer rastenden, fieberhaften Wettbewerb ständig mit Aufbietung aller Kräfte um die Behauptung der eigenen Existenz zu ringen, gestattet eben dem einzelnen nur selten eine großmütige Rücksichtnahme auf den Schwächeren, der ihm im Wege ist, und in dem ungeheuren Getriebe wird es meist kaum bemerkt, wenn einer dieser Schwächeren völlig entkräftet zu Boden sinkt. Der Strom geht über ihn hinweg, und die große Zahl der

im Weltstadtstrudel untergegangenen Menschenleben ist um ein weiteres Opfer vermehrt, sofern nicht die rettende Hand der öffentlichen oder privaten Wohltätigkeit den Gesunkenen noch rechtzeitig wieder an die Oberfläche emporhebt.

An menschenfreundlichen Einrichtungen, die bestimmt sind, diesem Rettungswerke zu dienen, fehlt es ja heute in keiner modernen Großstadt, und wenn man von London und New York absieht, wo das Übermaß des vorhandenen Elends die Wohltätigkeit vor geradezu unerfüllbare Aufgaben stellt, darf man getrost aussprechen, daß in keiner unserer Riesenstädte ein Unglücklicher, der noch den Willen hat, Hilfe zu suchen, im buchstäblichen Sinne des Wortes an Hunger und Entbehrung zu Grunde zu gehen braucht.

Was die bis zu völliger Mittellosigkeit herabgesunkenen Stiefkinder des Glückes mit wenig Ausnahmen als die härteste der ihnen auferlegten Prüfungen zu empfinden pflegen, ist der Mangel eines nächtlichen Obdachs. Die Nacht ist der schlimmste Feind des Ausgestoßenen, und der Obdachlose fürchtet den Einbruch der Dunkelheit hundertmal mehr als alle Demütigungen und Bitternisse, die der Tag ihm bringen mag. Während der milden Jahreszeit, die ihm gestattet, die Nacht auf einer Bank in den öffentlichen Anlagen, unter einem Brückenbogen oder in irgend einem anderen halbwegs geschützten Winkel zu verbringen, machen sich die Schrecknisse der Obdachlosigkeit ja vielleicht um ein geringes weniger fühlbar. In den schrecklichen Monaten aber, die zwischen dem Spätherbst und dem Eintritt des ersten linden Frühlingswetters liegen, ist für den Armen, der ein Quartier nicht mehr bezahlen kann, die Sorge um ein Obdach für die Nacht das eigentliche Furchtgespenst seines elenden, gehetzten Lebens.

Wer sich je in bangen Sorgen schlummerlos auf seinem Lager umhergeworfen und den unheimlichen Stimmen der Finsternis gelauscht hat, der mag leicht ermessen, welcher Art die Gedanken und Empfindungen des Unglücklichen sind, der sich hungrig und zum Tode ermüdet auf wunden, erstarrten Füßen Stunde um Stunde durch die Straßen schleppen muß, um seinen

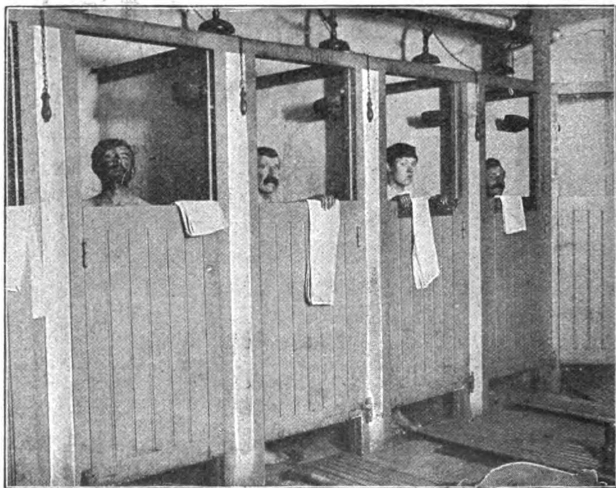


Phot. E. Servant-Duchenne.

Feststellung der Personalien vor der Aufnahme.

zerschlagenen Gliedern durch die unablässige Bewegung wenigstens den zur Fristung des Lebens unerläßlichen kümmerlichen Wärmerest zu erhalten. Solche Nächte sind es, die den Verzweifelnden zum Selbstmord oder zum Verbrechen treiben. Ein einfaches Nachtlager und ein erwärmter Schlafraum würde schon manches Menschendasein erhalten und manche Untat verhütet haben. Die Schaffung einer Zufluchtsstätte für die

Ärmsten der Armen muß darum in jeder Großstadt als eine der wichtigsten und vornehmsten Aufgaben der werktätigen Menschenliebe erscheinen. Aber die



Phot. E. Servant-Duchenne.

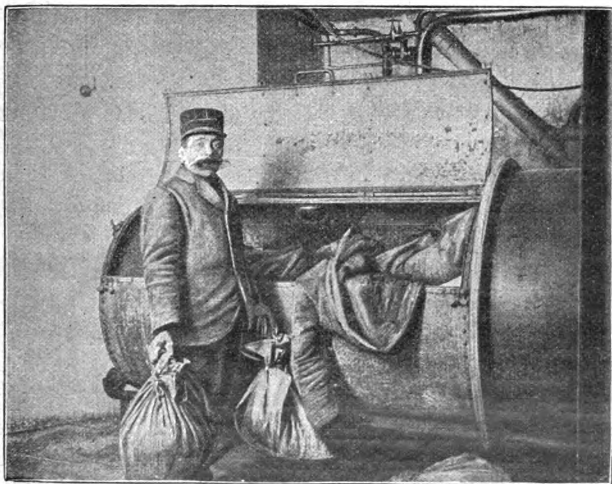
Das Duschbad.

Lösung dieser Aufgabe ist nicht ganz so einfach, als sie wohl auf den ersten Blick erscheinen mag.

Es liegt ja nahe, sie als eine unabweisbare Pflicht der staatlichen oder städtischen Behörden zu betrachten und ihnen die Einrichtung von Asylen für Obdachlose zu überlassen. Aber der dadurch bedingte, sehr erhebliche Kostenaufwand ist nicht das einzige Bedenken, das einer obrigkeitlichen Betätigung auf diesem Gebiete der Armenfürsorge entgegensteht.

Eine Behörde, der in allererster Linie die Pflicht obliegt, für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit zu sorgen, kann — wenigstens nach den

gegenwärtig herrschenden Anschauungen — nicht darauf verzichten, Individuen, die ohne Erwerb und festen Wohnsitz sind, auf ihre etwaige Gefährlichkeit für die Allgemeinheit hin zu kontrollieren. Ihr muß jeder Obdachlose von vornherein als einigermaßen verdächtig erscheinen, und sie wird darum immer geneigt sein, sich eingehend um seine persönlichen Verhältnisse zu kümmern. Ein Asyl aber, dessen Gastfreundschaft mit dem Bestehen einer derartigen Prüfung erkauft werden müßte, würde für die überwiegende Mehrzahl jener Unglücklichen so gut wie nicht vorhanden sein, und zwar nicht bloß für jene, denen ein schlechtes Ge-



Phot. E. Servant-Duchenne.

Desinfektion der Kleidungsstücke.

wissen gebietet, jeder Berührung mit der Polizei nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, sondern ganz besonders auch für die, in denen das Ehrgefühl der

„verschämten Armut" noch nicht ganz erstorben ist. Und ihrer sind gerade unter den vorübergehend Obdachlosen sehr viele.

Der professionsmäßige Landstreicher oder gar der Verbrecher kommt überhaupt selten in die Lage, die Gastlichkeit einer solchen Zufluchtsstätte in Anspruch nehmen zu müssen. Ihn hat die Erfahrung gelehrt, sich selbst im Notfall noch andere und angenehmere Hilfsquellen zu erschließen. Der durch Alter oder Krankheit erwerbsunfähig gewordene Arbeiter, der beschäftigungslose Handwerker oder Kaufmannsgehilfe, der Dienstbote männlichen oder weiblichen Geschlechts, dem es nicht gelungen ist, eine Stellung zu finden, der aus einer kleinen Provinzstadt oder vom platten Lande Eingewanderte, den seine Unbekanntschaft mit den großstädtischen Verhältnissen in eine hilflose Lage gebracht hat, sie bilden erfahrungsgemäß die Mehrheit derer, die sich Abends vor den Türen der Asyle einzufinden pflegen. Sie alle schämen sich in der frischen Erinnerung an bessere Zeiten wie in der Hoffnung auf künftige glücklichere Tage ihrer Notlage viel zu sehr, als daß sie vor einem scharf und mißtrauisch forschenden Beamten ihren Namen und ihre persönlichen Verhältnisse preisgeben möchten.

Gerade darauf aber, Leuten dieser Art schonend über ihre momentane Bedrängnis hinwegzuhelfen, mußte es in erster Linie ankommen, und es leuchtet ein, daß nur ein durch private Wohltätigkeit geschaffenes und ohne behördliche Mitwirkung geleitetes Asyl solcher Anforderung in vollkommener Weise Genüge tun kann. Daß die Kosten einer Einrichtung, die nicht wie eine Arbeiterkolonie oder ähnliche Wohlfahrtseinrichtungen die Betriebsausgaben wenigstens zu einem kleinen Teile wieder aufbringen kann, sehr erheblich sein müssen,

liegt auf der Hand, und die großen finanziellen Schwierigkeiten, mit denen die so eminent wohltätigen Asylvereine überall zu kämpfen haben, erklären es hinlänglich, daß man in vielen Großstädten den Zufluchtshäusern für Obdachlose noch nicht jene Gestaltung und Aus-



Phot. E. Servant-Duchenne.

Reinigen der Fußbekleidung.

dehnung hat geben können, die dem vorhandenen Bedürfnis voll entspräche.

Ist es doch mit der Beistellung geeigneter Räumlichkeiten noch nicht getan. Wenn man die Asyle nicht geradezu zu Ansteckungsherden und zu einer Gefahr für die Allgemeinheit machen will, muß man zugleich auf Vorsichtsmaßregeln bedacht sein, durch die einer Übertragung von Krankheitskeimen unter den oft arg verwahrlosten Nachtgästen nach Menschenkräften vorgebeugt wird. Das ist, auch wenn auf das ängstlichste

jeder überflüssige Luxus vermieden wird, eine immer recht kostspielige Sache.

Auch die Nachtasyle der französischen Hauptstadt, in deren eines wir den Leser heute führen wollen, sind bestrebt, vor allem in dieser Hinsicht das mögliche zu leisten. Anderseits aber verlangen sie von dem Eintretenden gewisse Auskünfte über seine Person und seine Verhältnisse, die man aus den oben angeführten, wohlerwogenen Gründen in Berlin zum Beispiel nicht von ihm verlangt. Im übrigen aber ist die Behandlung der Zufluchtsuchenden und die Durchführung der gebotenen humanitären Maßnahmen ungefähr die gleiche.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit werden die Tore der Asyle — es gibt deren mehrere in den äußeren Stadtteilen von Paris — für die Obdachheischenden aufgetan. Sie haben sich vor einem Beamten, der ihre Namen in sein Buch einträgt, durch irgend ein Ausweispapier zu legitimieren und treten nach Erledigung dieser Förmlichkeit in einen größeren, mit einer Anzahl halboffener Seitenverschläge ausgestatteten Raum, in dem sie sich zunächst vollständig entkleiden müssen, um ihren Körper einer ausgiebigen Reinigung und ihre Kleidungsstücke einer gründlichen Desinfektion unterziehen zu lassen. Nach der glaubhaften Versicherung der Angestellten des Asyls ist die so durchaus notwendige Prozedur des Duschbades, von der unter keinen Umständen abgesehen wird, für die meisten Besucher eine noch viel größere Unannehmlichkeit als das immerhin sehr nachsichtige Examen vor dem Aufnahmebeamten. Beinahe alle, die von ihrem Schicksal hierher geführt werden, leiden unter einer stark ausgeprägten Scheu vor der äußerlichen Anwendung des Wassers und haben wenig Neigung, die Wohltat an-

zuerkennen, die ihnen mit der Verabreichung des Zwangsbades erwiesen wird. Aber sie müssen sich mit der unfreiwilligen Abspülung ebenso abfinden wie mit der Notwendigkeit, nach dem Verlassen der „Badekabine“ statt ihrer abgelegten Anzüge Kleidungsstücke vorzufinden, die ihnen als Eigentum der Anstalt leih-



Phot. E. Servant-Duchenne.

Im Unterhaltungsraum.

weise für die Dauer ihres kurzen Aufenthalts überlassen werden.

Die ihrigen sind nämlich inzwischen bereits in die große eiserne Desinfektionstrommel gewandert, wo sie für eine geraume Zeit der keimtötenden Wirkung strömenden und stark erhitzten Wasserdampfes ausgesetzt werden. Ein ausgiebiges Schütteln der meist recht fragwürdigen nassen Wäsche- und Kleidungsstücke folgt dem Desinfektionsprozeß, und über Nacht werden

sie durch geeignete Vorrichtungen so vollständig getrocknet, daß sie am Morgen von den Gästen des Asyls wieder angelegt werden können.

In dem für die Vornahme der ebenfalls pflicht-



Phot. E. Servant-Duchenne.

Brotverteilung.

mäßigen Morgenwäsche eingerichteten Raume befindet sich ein bankartiges Gestell, an dem nach beendetem Bade die Säuberung der Fußbekleidung vorzunehmen ist. Mannigfache üble Erfahrungen haben dahin geführt, daß die Wichsbürsten den Gästen nicht mehr zu beliebigem „freihändigen“ Gebrauch überlassen werden, sondern mit Ketten an der Wand befestigt sind. Selbst ein Gegenstand von so geringfügigem Werte, wie ihn eine abgebrauchte Stiefelbürste darstellt, schien nämlich dem einen oder dem anderen immer noch des Mitnehmens wert, so daß die Ausgaben für diesen Artikel

in dem knapp zugeschnittenen Etat der Asyle schließlich eine recht beträchtliche Höhe erreichten.

Nachdem auf solche Art alle Pflichten des Obdachsuchenden erfüllt sind, darf er sich endlich ganz den „Annehmlichkeiten" der ihm gewährten Gastfreundschaft hingeben. Er darf seinen ausgehungerten und für die Kälte darum doppelt empfindlichen Körper nach Behagen an dem großen eisernen Ofen inmitten des Unterhaltungsraumes durchwärmen, darf sich an der Lektüre der immer vorhandenen Zeitungen und Zeitschriften geistig erquicken oder seinem Unterhaltungs-



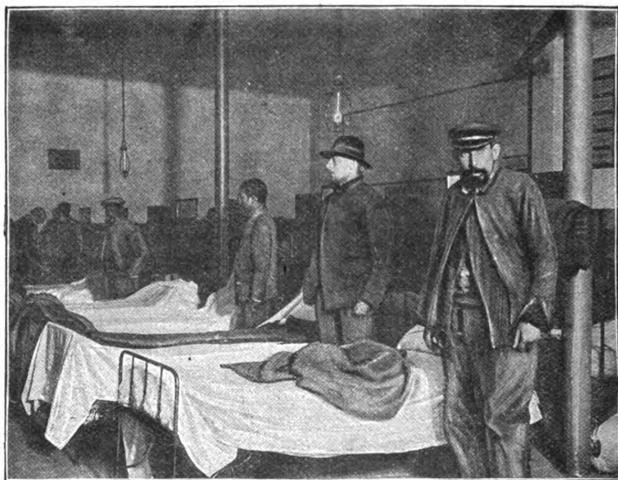
Phot. E. Servant-Duchenne.

Das Abendgebet.

bedürfnis im Gespräch mit den Schicksalsgenossen, unter denen sich regelmäßig auch gebildete und wohlerzogene Leute befinden, Genüge tun.

Eine für die meisten sehr erfreuliche Unterbrechung

dieses Plauderstündchens vor dem Schlafengehen bildet die durch einen Angestellten des Asyls bewirkte Brotverteilung, bei der niemand bevorzugt und



Phot. E. Servant-Duchenne.

Im Schlafraum.

niemand benachteiligt wird, denn jeder erhält die gleiche Abendmahlzeit in Gestalt von dreihundertdreiunddreißig Gramm eines sehr guten und wohlschmeckenden Brotes.

Der Hausvater oder „Direktor" (die Gäste des Asyls pflegen ihn allerdings mit „mon capitaine" anzureden) erscheint, um die Hausordnung zu verlesen, die jedem unter Androhung sofortiger Entfernung und strengen Ausschlusses der Wiederkehr ein anständiges und gesittetes Betragen einschärft, und in einigen Asylen schließt sich an diese Verlesung ein von dem Hausvater gesprochenes kurzes Abendgebet, in das gar mancher dieser Unglücklichen voll inbrünstiger Andacht und heißen Flehens einstimmt.

Dem einen oder dem anderen, dem sein erfahrenes Auge ansieht, daß er noch nicht unter die hoffnungslos Verlorenen zu zählen ist, wendet der Hausvater wohl auch seine besondere Aufmerksamkeit zu und läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, das ihn nicht nur aufrichten soll, sondern oft auch praktische humanitäre Zwecke verfolgt, denn unter den Gönnern der Asyle gibt es immer einige Menschenfreunde, denen es innige Genugtuung gewährt, einem von guten Absichten beseelten Gestürzten durch wirksamere Mittel zu helfen als durch die Gewährung eines Obdaches für wenige Nächte. Die von heißer Dankbarkeit überströmenden Briefe



Phot. E. Servant-Duchenne.

In der Abteilung für obdachlose Frauen.

früherer Asylgäste, deren jeder Hausvater eine hübsche Anzahl vorlegen könnte, sind schöne Beweise für den Erfolg, mit dem derartige Bemühungen oftmals ge-

krönt sind, und es hat sogar Fälle gegeben, in denen man einem bis zur Obdachlosigkeit Verarmten durch diskrete und tatkräftige Unterstützung eine anscheinend hoffnungslos verlorene gute gesellschaftliche Stellung hat zurückgewinnen können.

Um neun Uhr werden die Tore des Asyls geschlossen, und Obdachsuchende, die diesen Zeitpunkt versäumt haben, finden keinen Einlaß mehr. Die Aufgenommenen aber müssen jetzt den Schlafraum aufsuchen, in dem sie saubere und hinlänglich bequeme Lagerstätten vorfinden. Man schläft im Asyl zwar nicht auf Eiderdaunen, aber für manchen bedeutet das einfache eiserne Bettgestell mit der warmen wollenen Decke doch eine wahrhaft himmlische Ruhestatt nach all den harten Holzbänken oder den noch härteren Pflastersteinen, mit denen er sich vielleicht seit Wochen statt einer Matratze hat begnügen müssen.

Einigen Asylen ist eine besondere Abteilung für weibliche Obdachlose angegliedert. Sie wird naturgemäß bedeutend schwächer besucht als die Männerabteilung, und es sind fast durchweg ältere Mädchen und Frauen, die sich gezwungen sehen, diese letzte und traurigste Zufluchtsstätte aufzusuchen. Man wendet ihnen eine besondere Teilnahme zu und bemüht sich nach Kräften, ihnen, soweit es sich nicht etwa um Gewohnheitstrinkerinnen oder durch andere Laster zu Grunde gerichtete Geschöpfe handelt, Beschäftigung und bessere Unterkunft zu verschaffen.

Um sechs Uhr Morgens wird das Zeichen zum Aufstehen gegeben. Die Gäste der Pariser Asyle müssen leider auf die wärmende und kräftigende Morgensuppe verzichten, mit denen man sie anderorts für das meist recht harte Martyrium des beginnenden Tages mit einiger Widerstandsfähigkeit auszurüsten sucht. Auch

wird ihnen nicht gestattet, länger als es für ihre einfache Toilette unumgänglich nötig ist, in den Räumen des Asyls zu verweilen.

Erst mit Einbruch der Dunkelheit dürfen sie wiederkommen, sofern sie nicht etwa die Gastfreundschaft des Obdachs schon dreimal hintereinander in Anspruch genommen haben. Bei einem vierten Erscheinen soll ihnen im Interesse derjenigen, die fast allabendlich wegen Überfüllung zurückgewiesen werden müssen, nach den geltenden Bestimmungen der Eintritt verweigert werden. Wenn es sich aber um alte, gebrechliche oder aus anderen Gründen besonders mitleidswürdige Personen handelt, drückt der Aufnahmebeamte wohl auch ein Auge zu und erheuchelt eine Gedächtnisschwäche, für die ihm die Elendesten unter den Armen von Herzen dankbar sind.





Reginas.

Humoreske von Carry Brachvogel.

▭ ▭

Seit etwa acht Tagen flammte an allen Anschlagtafeln der Stadt ein blaurotes Plakat, gleich einem Fanal. Und aus dem glühenden Farbenspiel des Fanals heraus tanzten gigantische weiße Buchstaben, schrieen, als ob sie eine Königin verkündeten, das eine einzige Wort: Reginas!

Wer vorüberkam, blieb wohl einen Augenblick stehen, las die jubelnden Lettern, dachte eine Sekunde lang nach und ging dann weiter an seine Arbeit, denn es war eine Stadt der Arbeit, in der das Fanal flammte, und auch der königlichste Name konnte die Gedanken nicht lange abziehen vom Gerassel des fronenden, schwitzenden Tages. Doch ohne daß er's gewahr wurde, liefen die fremden, rätselhaften Laute manch einem nach, in Gedanken und Tagwerk hinein. Sie schlüpften über das holperige Pflaster der engen alten Gassen, wirbelten hinauf in den graugelben Rauch der Fabrikschlote, glitten wie ein Lichtschein in die schweren, schläfrigen Laute der heimischen Mundart. Gleich einer Spiegelung des Südens leuchteten sie durch den feinen Staubdunst, der um die Zierkrone der hochgegiebelten Häuser spann.

„Reginas!"

Auch Herr Matthias Sponholz, Chef der Firma Sponholz, Herting & Komp., mechanische Trikotweberei,

las ihn jeden Morgen, wenn er ins Kontor ging, und jeden Morgen zog ein kleiner verächtlicher Ärger über sein Gesicht.

„Reginas! — weiß der Kuckuck, was das wieder für ein Teufelszeug sein wird! Natürlich eine Tänzerin! Natürlich eine spanische Tänzerin, die sind ja jetzt Mode! Zieht selbst möglichst wenig an, dafür aber junge Leute gründlichst aus — gründlichst! Wir kennen das — leider!"

Die Erfahrungen, die Herr Matthias Sponholz mit spanischen Tänzerinnen gemacht hatte, waren nun allerdings betrüblicher Art. Sein Sohn Martin, der etliche Jahre die Handelshochschule in Berlin besucht hatte, war in gewissem Sinn, oder richtiger nach seiner und seiner Umgebung Auffassung, ein vollkommener Weltstädter geworden. Er besaß nämlich nicht nur ein Monokel, sondern auch Haar-, Gesichts- und andere Wasser und einen Nägelpolierer, außerdem verliebte er sich widerstandslos in jeden Stern, den die frivole Muse des Brettls oder des Tingeltangels über der nüchternen Arbeitsstadt aufgehen ließ. Zwischen Sponholz senior und Sponholz junior hatten sich ob dieses Interesses für Sternkunde schon heftige dramatische Szenen abgespielt, denn wenn Herr Matthias trotz seiner langjährigen Witwerschaft auch weder theoretisch noch praktisch etwas gegen Liebe im allgemeinen einzuwenden hatte, so vertrat er doch die Ansicht, daß sie nicht zu viel kosten dürfe. Eine Ansicht, die sowohl vom Standpunkt eines Vaters, als von dem der mechanischen Trikotweberei aus nur billig erscheinen kann.

— — — — — — — — — — — —

Der Weltstädter mit dem Monokel, den Schönheitswassern und dem Nägelpolierer sah natürlich

gleichfalls, wie die gigantischen weißen Lettern aus dem blauroten Fanal heraustanzten und den königlichen Namen „Reginas“ schrieen. Wenn Sponholz senior ärgerlich an ihnen vorüberging, so zögerte Sponholz junior um so lieber vor ihnen, und ein unbestimmter, sehnsüchtiger Traum zog durch sein junges mechanisches Trikotherz. Reginas! — wie das klang! Man sah ordentlich dunkle Augen glühen, feuerrote Granatblüten in schwarzen Haaren locken, kleine Hände schwingen, purpurne Lippen verheißend lächeln, man hörte seidene Röckchen rauschen und das Klappern der Kastagnetten.

Seufzend schritt Martin Sponholz nach dem Kontor, auf dem er stets später eintraf als sein Vater. „Reginas!“ Wenn man nicht von Zeit zu Zeit solch einen Lichtblick, solch eine süße Erwartung und noch süßere Gewißheit gehabt hätte, wäre einem Weltstädter mit Monokel, Schönheitswassern und Nägelpolierer in diesem Nest ohnehin nichts geblieben als Suff oder Selbstmord.

In Gedanken versunken ließ er sich auf seinen Arbeitssessel nieder und begann die Korrespondenzen durchzusehen, die der Vater schon für ihn bereitgelegt hatte. Er arbeitete nach bestem Willen und eifrig, hätte aber doch beinahe an den Chef der Berliner Niederlage statt „Geehrter Herr“ geschrieben „Geehrte Reginas“. —

Häufig kreisten nun die Gedanken der Sponholze um die königliche Reginas. Sponholz senior überlegte, wie er den Sohn und insbesondere den Geldbeutel vor dem noch unbekannten spanischen Vampir schützen könne. Sponholz junior träumte davon, sich und insbesondere Papas Geldbeutel zu den Füßchen der noch unbekannten spanischen Sylphide niederzulegen. Sponholz seniors Miene wurde immer verdrießlicher, und Sponholz juniors Gesicht immer vergnügter; zuweilen nur wechselten sie für kurze Zeit die Rollen, und dann

sah der Vater vergnügt aus, während über des Sohnes Antlitz ein Schatten zog.

Sponholz senior suchte sich in solchen Augenblicken einzureden, daß Reginas vielleicht gar kein Kabarettstern, sondern eine Abnormität sei, vielleicht eine Dame mit Löwentatzen oder einem Vollbart.

Es ist wohl zu begreifen, daß solche Vorstellung ihn heiter stimmte.

Sponholz junior dagegen gab sich keinen zynischen, sondern nur elegischen Gedankenassoziationen hin: er fürchtete nämlich mitunter, daß die holde Reginas ihren Kontrakt noch im letzten Moment lösen und ihm also niemals erscheinen könnte.

Es ist wohl zu begreifen, daß solche Vorstellungen ihn trübe stimmten.

Zu diesem Zweifel war er aber nicht etwa aus angeborenem Pessimismus gelangt; er hatte sich nur bei dem Besitzer der „Apollosäle" unter der Hand nach „Reginas" erkundigen wollen, Herr Apollo aber, wie er allgemein genannt wurde, hatte erklärt, daß er nichts von ihr wisse, daß kein Agent je mit ihm über ihr Auftreten verhandelt hätte.

Das konnte natürlich nur ein Kniff Herrn Apollos sein, um die Aufmerksamkeit noch mehr zu stacheln, es konnte aber auch sein, daß er noch mit dem Agenten feilschte und am Ende nicht zahlen wollte, was die königliche Reginas mit Fug und Recht beanspruchen durfte.

Doch siehe! Eines Morgens mußten die Zweifel der beiden Sponholze schwinden wie Spreu im Wind. Kein Gedanke durfte mehr aufkommen an Löwentatzen, Vollbart oder apollinische Knauserigkeit.

Ein neues blaurotes Fanal flammte von allen Anschlagtafeln, und die gigantischen weißen Lettern

schrieen jetzt nicht mehr verkündigend nur einen Namen, sondern eine ganze frohe Botschaft: „Reginas kommt!“ Und — o seliges Wunder! — im Querfeld links unten war sie selber zu schauen, ganz oder doch fast so, wie Sponholz junior sie in seinen Träumen ersehnt hatte: im ebenholzschwarzen Haar leuchteten Granatblüten, verheißungsvoll lächelten die roten Lippen, aus den dunklen Augen sprühte es von Heiterkeit, Temperament, Glut. Das kinderschlanke Figürchen schien zu versinken in einem Gewoge von gelbem Atlas und weißen Spitzen; nur die Kastagnetten und die Tanzgeste fehlten. Reginas reckte nicht mimisch die Arme und machte keinerlei Anstalten zu Seguidilla oder Habanera. Vielmehr führte sie mit einer anmutigen Bewegung einen feinen Glaskelch an die Lippen, von dem weißer Schaum abperlte.

Sponholz junior geriet in Begeisterung, nicht nur ob Reginas' Schönheit, sondern fast mehr noch ob der reizenden Idee, sich mit dem Sektglas aufnehmen zu lassen.

„Endlich mal was anderes!“ dachte er. „Schick! Geschmackvoll! Damenhaft! Mit der Pirouette lassen sich alle photographieren, aber so, so einfach und zugleich so bedeutungsvoll — so — so — na mit einem Wort fabelhaft schick! Kolossales Weib, diese Reginas! Spießbürger hier werden Kopf stehen, ich aber —“

Und wiederum versank er in Träume, in denen Reginas' Füßchen und Papas Geldbörse überaus innige Beziehungen anknüpften. —

Herr Sponholz senior sah das Plakat gleichfalls und war wütend.

„Natürlich,“ dachte er, „nicht nur Tänzerin, sondern auch noch Alkoholikerin. Gibt's gleich schwarz auf weiß, damit kein Irrtum möglich ist. Läßt sich mit 'nem

Schwips plakatieren. Schamlos! Ein Jammer, daß die Polizei so etwas nicht verbietet!"

— — — — — — — — — — — —

Bei Tisch entspann sich an diesem Tage folgendes Gespräch zwischen den Sponholzen.

„Martin, hast du Fräulein Anna Johannsen lange nicht gesehen?"

„Lange nicht, Papa. Das letzte Mal glaube ich vor sechs Wochen, als wir beide bei Johannsens eingeladen waren."

„So! Ich dachte, du hättest noch das eine oder andere Mal Besuch dort gemacht."

„Wozu?"

„Johannsens sehen doch viele junge Leute bei sich."

„So?"

„Junge Mädchen vor allem —"

„So?"

„Und Anna Johannsen ist —"

„Eine gute Partie, ich weiß das, Papa."

„Dann würde es mich freuen, wenn du deine Folgerungen daraus zögest."

„Fällt mir nicht ein."

„Weshalb nicht?"

„Weil sie mir viel zu spießbürgerlich ist. Genau so spießbürgerlich wie die anderen jungen Mädchen, die bei Johannsens verkehren."

In Herrn Sponholz senior begann es zu kochen. Er beherrschte sich aber noch und fragte mit einem katzenfreundlichen Versuch, väterlich zu scherzen: „Schlingel, dir sind wohl andere Mädchen angenehmer?"

„Natürlich, Papa! Wenn man jahrelang in Berlin gelebt hat, kann man sich doch an den Kleinstadtkram hier nicht gewöhnen."

„Nun, Tugend und gute Sitte möchte ich nicht gerade Kleinstadtkram nennen."

Der Sohn antwortete nicht.

Da hub der Vater nach einer Weile wieder an: „Was Anna Johannsen betrifft, so —"

„Werde ich mich nie um sie bemühen!"

„Natürlich nicht!" höhnte Sponholz senior. „Du mußt was Besseres haben, was Weltstädtisches."

„Ich freue mich, daß du das einsiehst, lieber Papa."

„Nun, du hast mir ja schon reichlich Gelegenheit gegeben, deine weltstädtischen Passionen kennen zu lernen. Ich erinnere nur an die ‚Mouche d'or', an ‚Miß Lissy Balmerson,' an die andalusische —"

„Bitte, Papa, lassen wir die Vergangenheit ruhen!"

„Jawohl, beschäftigen wir uns mit der Gegenwart! Also, Junge, das sag' ich dir, wenn mit dieser Reginas dieselben Dummheiten wieder losgehen —"

„Reginas?!" wiederholte Sponholz junior, Erstaunen und Verständnislosigkeit heuchelnd.

„Ach, tu doch nicht so! Du weißt sehr gut, wen ich meine: das schamlose Frauenzimmer mit dem Sektglas, das an allen Straßenecken zu sehen ist. — Also, wie gesagt, wenn mit ihr dieselben Geschichten wieder losgehen wie mit den anderen, dann —"

„Dann?"

„Dann zahle ich keinen Pfennig Schulden für dich und enterbe dich!"

„Lieber Vater," entgegnete Sponholz junior äußerst würdevoll, „ich lasse dem Zug meines Herzens nun und nimmer durch schnödes Geld Einhalt gebieten!"

„Das heißt also wohl, du willst wieder haufenweise Geld zum Fenster hinauswerfen, weil noch nicht genug von dir hinausgeworfen worden ist! Oder vielleicht fällt's dir gar ein, so eine zu heiraten?!"

„Wenn ich sie liebe — selbstverständlich!“

„Da soll doch ein Gewitter dreinschlagen!“ schrie Sponholz senior und schlug, in momentaner Ermanglung des Donnerwetters, mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser erschrocken in die Höhe hüpften.

Nun wurde auch der Sohn heftig.

„Ja glaubst du denn wirklich, ich werde die langweilige Anna Johannsen heiraten, die — mit ihrem Blondscheitel und ihren roten Küchenhänden?! Nein, meine Frau muß schick sein, elegant und —“

„Mit dem Schnapsglas an jeder Straßenecke zu sehen!“

„Nun sag doch gleich, daß sie in ein Sanatorium gehört!“

„Wo sie hingehört, ist mir gleich!“ schrie Sponholz senior. „In mein Haus aber kommt so was nicht! Und wenn du wirklich verrückt genug sein solltest, um so ein Fräulein Reginas anzuhalten, dann sind wir geschiedene Leute!“

„Und ich heirate die Frau, die ich liebe!“ —

Ähnliche Szenen wiederholten sich häufig im Hause Sponholz. Schon jetzt, noch ehe sie erschienen, schürte Reginas den Streit zwischen Vater und Sohn, hetzte die beiden Männer immer verbissener gegeneinander, daß schließlich kaum mehr ein anderes Gespräch zwischen ihnen in Gang kam, als eines, das sichtbar oder unsichtbar „Reginas“ hieß. Denn sie waren beide hartnäckige Köpfe und ließen nicht bald von einer Idee, die sich einmal festgenistet hatte.

In ihren Gedanken spielte „Reginas“ natürlich erst recht eine Rolle. In schlaflosen Nächten erwog Sponholz senior die Schande, die eine solche Heirat oder die Verstoßung des Sohnes über die mechanische Trikotwebereifirma bringen mußte. Sponholz junior dagegen

war, wie es seinen Jahren und seinem Gefühlsleben zukam, romantisch bewegt. Er träumte nur noch von Entführung, hartem Vaterfluch und treuer Liebe, und in seine Träume hinein rauschten seidene Röcke, klapperten die Kastagnetten, und eine schöne Spanierin trank ihm aus perlendem Sektglas zu.

Schließlich konnte er seine Ungeduld nicht länger zügeln. Er begab sich deshalb zum zweiten Male nach den Apollosälen, um sich nach dem ersten Auftreten von Fräulein Reginas zu erkundigen.

Herr Apollo zog jedoch die Schultern in die Höhe und erklärte wie schon früher, daß er von dieser Dame nicht das geringste wisse.

Eine Sekunde lang blieb Sponholz junior betroffen, dann aber fiel ihm ein, daß Fräulein Reginas wohl gar nicht die Absicht habe, in den banalen Apollosälen aufzutreten, sondern wahrscheinlich die „Russische Krone“ gewählt hatte, den ersten Gasthof der Stadt, in dessen Konzertsaal die wirklichen Stars aller Künste sich zu zeigen liebten. Auch die Saharet hatte in der „Russischen Krone“ getanzt und nicht in den Apollosälen. Es war also eigentlich nur selbstverständlich, daß Fräulein Reginas ebenfalls die „Russische Krone“ bevorzugte.

Er schlug unverzüglich den Weg nach dem Gasthof ein.

Zu seiner peinlichen Überraschung fand er den Besitzer im sogenannten Trinkstübel gemütlich mit Herrn Sponholz senior vor einer bräunlich überhauchten Flasche Nuits sitzen. Die „Russische Krone“ war bekannt ob ihres trefflichen Burgunders, und die alten Herren der Stadt hielten hier nicht ungern einen kleinen, verschwiegenen Frühschoppen ab.

Im Augenblick saß niemand da als Sponholz senior

und der Besitzer. Wohl oder übel mußte Sponholz junior freundlich an den Tisch treten und im Handumdrehen eine Ausrede finden, die sein Erscheinen begründete. Er gab sich gar keine besondere Mühe, denn er wußte, daß man ihm doch nicht glauben würde.

„Setz dich nur, Junge, und trinke ein Glas mit uns!“

Widerwillig nur kam Sponholz junior der väterlichen Aufforderung nach. Gleich darauf wurde der Wirt vom Oberkellner abgerufen, und Vater und Sohn saßen sich allein gegenüber.

Fragend tauchten ihre Blicke ineinander. Sponholz junior konnte den Gedanken nicht los werden, daß sein Vater keinenfalls um des Frühschoppens willen gekommen war, sondern nur, um nach Reginas zu forschen, um ein Komplott mit dem Wirt zu schmieden, ihr Auftreten zu verhindern, sie ihm, dem ungeduldig Harrenden, ewig fernzuhalten. Diese väterliche Heimtücke erbitterte ihn sehr.

„Wie kommst du,“ fragte der alte Herr, „eigentlich zu einem Frühschoppen hierher?“

„Ich wollte gar keinen Frühschoppen nehmen, ich wollte mich nur erkundigen, ob Fräulein Reginas hier auftritt und wann.“

Nun fing der alte Streit von neuem an, doch hitziger noch als sonst, weil nicht nur die spanische Tänzerin, sondern auch der französische Wein ihn schürte und die Köpfe heiß machte, daß sie bräunlichrot zu glühen begannen, wie die Flasche selbst, die Nuits' Glut barg. Kaum daß sie sich beherrschen konnten, als der Wirt wieder zu ihnen trat und die Flamme in ihren Gesichtern sah.

Er deutete sie natürlich nach seiner Art.

„Ja — ja — so ein Weinchen! Das geht ins Blut.

Das macht so schön warm, als säße man in Andalusiens Orangenhainen."

„Wirklich, er steigt etwas zu Kopf," versuchte Sponholz senior zu bekräftigen.

„Vielleicht eine Flasche Mineralwasser gefällig? — Das kühlt und macht Appetit."

Sponholz senior nickte zustimmend.

„Selterswasser oder Biliner?" fragte der Wirt verbindlich.

„Lassen Sie uns irgend etwas bringen, es ist ja ganz egal was. Nur etwas Frisches, das ein bißchen mussiert —"

Der Wirt rieb sich vergnügt die Hände. „Da haben wir gerade gestern was Famoses bekommen! Ganz neu! FF! Übertrifft alle anderen Mineralwässer an Wohlgeschmack und Verdaulichkeit!" Er neigte sich flüsternd zum Ohr des Herrn Sponholz senior. „Soll sogar Tafelgetränk am kaiserlichen Hoflager werden!"

„Also, dann her mit dem Teufelszeug!"

„Sofort — sofort! — He, Jean, bringen Sie den Herren mal mit Eilzugsgeschwindigkeit eine Reginas!"

„Waaaas?" schrieen die Sponholze wie aus einem Munde.

Der Wirt entgegnete erstaunt und gelassen: „Eine Flasche Reginas — das neueste Mineralwasser!"

„Reginas!" stöhnte Sponholz junior. „Reginas ist ein Mineralwasser?"

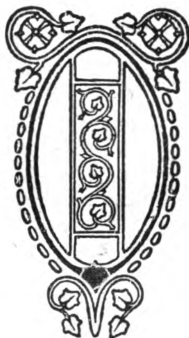
Sponholz senior dagegen frohlockte: „Nun sieh mal an, ein Mineralwasser ist's!"

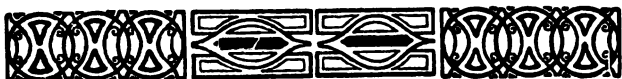
Der Oberkellner brachte die Flasche. Auf der Etikette stand in großen Buchstaben „Reginas", in der Ecke links oben war das Bild des Plakates verkleinert zu sehen: ein kinderschlankes Figürchen, versinkend in einem Gewoge von gelbem Atlas und weißen Spitzen,

das mit einer anmutigen Bewegung einen feinen Glaskelch an die Lippen führte, von dem weißer Schaum abperlte.

Als sie dies Bild sahen, schwand aller Groll aus dem Herzen der Sponholze. Ob sie wollten oder nicht — sie mußten lachen. Sie lachten sich allen Groll vom Herzen und saßen schließlich sehr vergnügt bei einer neuen Flasche Burgunder.

Reginas' weißer Schaum versummte leise. Fern und immer ferner klang in Sponholz juniors Ohren Seidenrauschen und Kastagnettenschlag. Sponholz senior aber sah im ahnungsvollen Geiste Anna Johannsen mit sittsamem Blondscheitel und sanft errötenden Händen ruhig und bestimmt auf sein Haus zuschreiten.





Der Elefantenfang im Korral.

Jagdbilder aus Ostindien von K. Tesdorff.

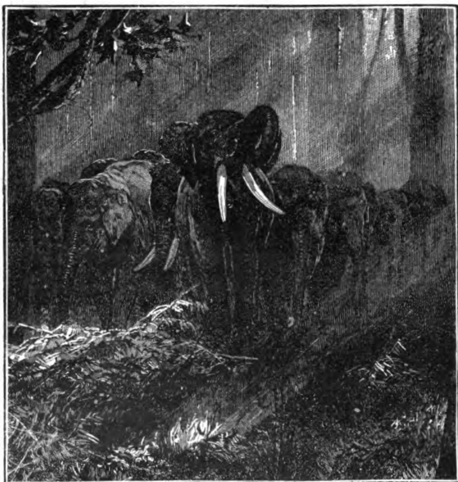
Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wer sich von klein auf in unseren zoologischen Gärten an das zahme, urgemütliche Wesen der Elefanten gewöhnt hat, die ihren Rüssel kaum zu etwas anderem gebrauchen, als um ihrem Munde Speise und Trank zuzuführen, der kann sich nur schwer diese „Riesen unter den Säugetieren" in wildem Zustand vorstellen, und was die Geschichte von ihnen berichtet, von den afrikanischen, wie von den indischen Elefanten, läßt sie gleich den Pferden als von alters her den Menschen dienstbar erscheinen. Wie vielfach ist die bewunderns-werte Leistungsfähigkeit der großen, starken, ihren Wärtern so gehorsamen Rüsseltieren mit allem ver-knüpft, was das Kulturleben der Inder in seiner Besonderheit kennzeichnet!

Gezähmte Elefanten wurden in Indien schon im Altertum nicht nur zum Tragen von bewaffneten Kriegern und Jägern, sondern auch als wertvolle Kampfgenossen wider den Feind in der Feldschlacht verwendet; aller öffentliche Pomp ist dort ohne den Aufzug kostbar geschmückter, feierlich einherschreitender oder fest auf Posten stehender Elefanten nicht denkbar; alles, was bei uns Pferde und Rinder als Last- und Zugtiere verrichten, hat man in jenen Breiten des fernen Ostens den Elefanten schon in grauer Vorzeit beigebracht. Ja, mit ihrem so überaus geschmeidigen

und kraftvollen Rüssel vermögen sie beim Lichten der Wälder, beim Bau von Häusern Hilfeleistungen zu verrichten, die bei uns die geschulte Arbeitskraft von vielen Holzfällern und Bauhandwerkern erfordern.

Dennoch ist es auch in Indien nicht gelungen, das so brauchbare und gelehrige riesenstarke Tier als Haustier zu züchten. Jeder noch so zahme Elefant war ur-



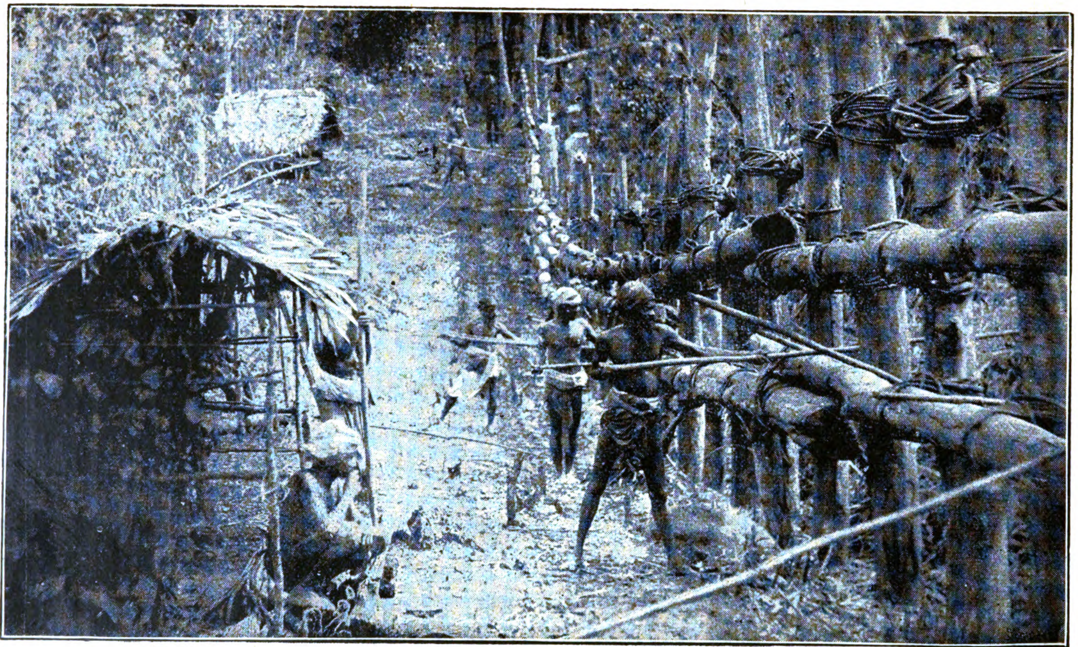
Elefantenherde frühmorgens im Walde.

sprünglich wild und wurde erst in der Gefangenschaft zum Dienst der Menschen erzogen. Auch heute noch muß in Indien der fortlaufende Bedarf an zahmen Elefanten durch eingefangene wilde gedeckt werden. Leider hat durch das Überhandnehmen der Jagd auf die männlichen Tiere, deren große Stoßzähne der Industrie das kostbare Elfenbein liefern, der Bestand an Elefantenherden auch in Indien bereits große Einbuße erlitten. Doch gibt es in vielen Gebieten von Vorder-

und Hinterindien und auf Zeylon noch Wälder genug, in denen sich zahlreiche Herden wilder Elefanten tummeln.

Die große wirtschaftliche Bedeutung des Elefantenfangs haben sich die Engländer, während sie die Herrschaft über Indien errangen, nicht entgehen lassen; sie fanden in den verschiedenen Landstrichen verschiedene altherkömmliche Verfahren dafür vor, gaben aber ihrerseits der ganz eigentümlichen Treibjagd den Vorzug, bei der es gilt, gleich eine ganze Herde wilder Elefanten oder gar mehrere, vorher zusammengetriebene Herden durch das Eintreiben in eine für diesen Zweck hergerichtete Umzäunung, den Korral, in Gefangenschaft zu bringen. Die englische Regierung weiß aus dem Elefantenfang doppelten Nutzen zu ziehen, indem sie ihn nach gutorganisiertem System selbst ausübt und von Fremden, auch den indischen Fürsten der Vasallenstaaten, nur gegen eine erhebliche Steuer ausüben läßt. Sie selbst gebraucht viele Elefanten für mancherlei Zwecke, zum Beispiel zum Transport von Kanonen und anderem Kriegsmaterial durch unwegsame Gegenden, zumal in den Gebirgen. Jeder konzessionierte Elefantenfänger ist verpflichtet, die Hälfte aller gefangenen Tiere, die eine Schulterhöhe von 6 bis 8½ englische Fuß haben, der Regierung zu überlassen.

Für junge weibliche Tiere ist der niedrigste Marktpreis jetzt 3000 Mark. Ausgewachsene weibliche Arbeitselefanten kosten das Doppelte. Viel höhere Preise werden für hochgewachsene männliche Elefanten mit schönen Stoßzähnen, wie man sie für die Festaufzüge der indischen Fürsten und gewisser Heiligtümer nötig hat, bezahlt. Die Liebhaberpreise für besonders stattliche Tiere übersteigen leicht 20,000 Mark, und für



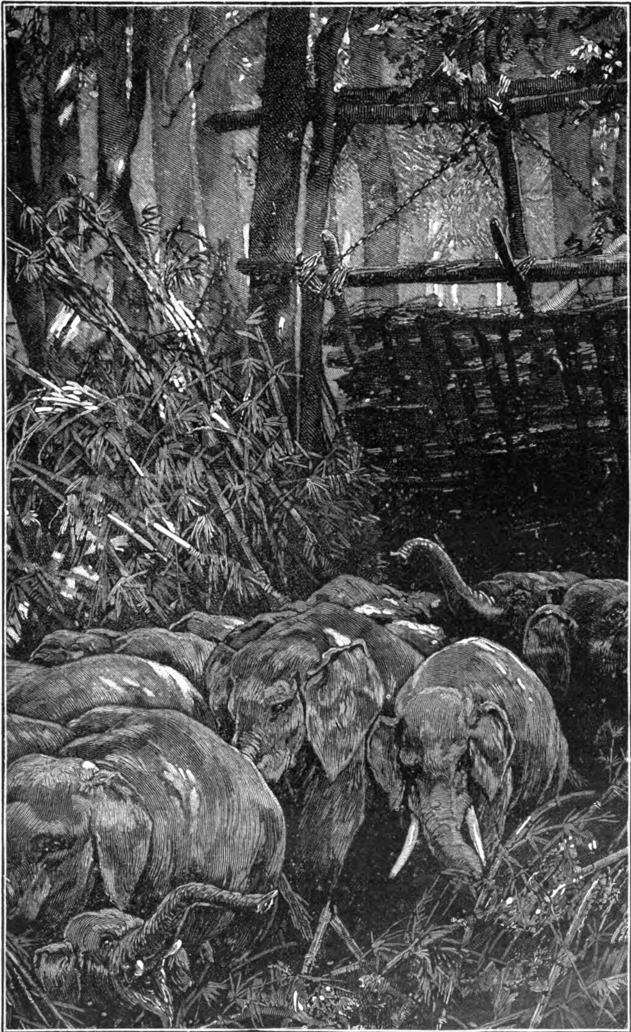
Korraleinfriedigung von außen, mit Wächtern umstellt.

Prachtexemplare der besten Rasse sind, nach Bolau, auch schon 40,000 Mark gezahlt worden. Man muß zum Verständnis dieser Preise in Betracht ziehen, daß ein gesunder Elefant leicht über hundert Jahre alt werden kann.

Die britische Regierung besitzt zwei Zentralstationen für den Elefantenfang, die eine in Dacca am Ganges in Ostbengalen, die andere in Maisur in Vorderindien. Der Hauptmarkt für die in allen Teilen Indiens gefangenen Elefanten findet alljährlich im Spätherbst zu Sonepur am Ganges statt; der Handel ist vornehmlich in den Händen von Kabulen.

Die großartigen Jagdveranstaltungen zum Fang ganzer Elefantenherden, deren Charakter durch unsere Illustrationen sehr lebensvoll veranschaulicht wird, beruhen auf einer uralten Tradition, an welcher der moderne Betrieb wenig geändert hat. Die Vorbereitung zu einem solchen Treiben, dessen letzte Aktion stets vor hohen britischen und indischen Würdenträgern und anderen Zuschauern stattfindet, nimmt meist zwei bis drei Monate in Anspruch. Das ganze Verfahren gründet sich auf der genauesten Kenntnis des Lebens und Charakters der wilden Elefanten und auf der Bereitwilligkeit der bereits gezähmten, sich als Helfer beim Einfangen und Bändigen der wilden Kameraden benützen zu lassen.

Der Elefant ist, wie fast alle Dickhäuter, mehr Nacht- als Tagtier. Das helle Sonnenlicht scheint seinen Augen unangenehm, deshalb bringt er den Tag in den dichtesten Gehegen des Waldes zu und benützt die kühle dunkle Nacht zu seinen Ausflügen. Eine Bedingung muß der von ihm gewählte Aufenthaltsort stets erfüllen: an Wasser darf es nicht fehlen. Von einem Bache zum anderen, von diesem Sumpfe oder



Eingefangen.

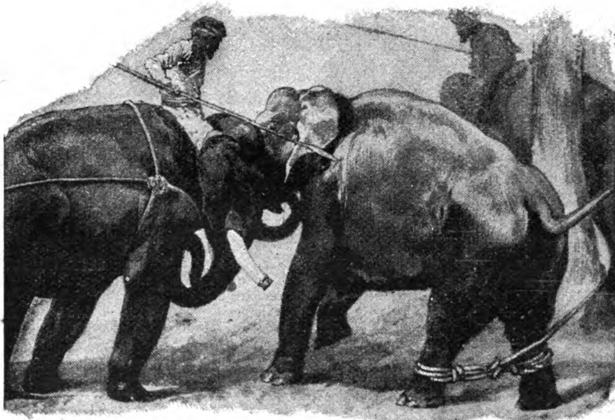
Pfuhle zum nächsten führen die Wechsel, und jede Lache unterwegs bildet einen Ort der Ruhe, der Erquickung, weil sie stets benützt wird, die Haut durch Bäder oder wenigstens durch Überspritzen mittels des Rüssels zu nässen, zu säubern und von Kerbtieren zu reinigen.

Auch im wilden Zustand ist der Elefant, nach Brehm, äußerst friedliebend. Ungereizt greift er niemals an. Jedes Raubtier aber hütet sich, das riesige Tier anzugreifen. Nur der Mensch wurde ihm zum Verfolger, und wohl in jeder Elefantenherde gibt es Mitglieder, die in dem Menschen aus Erfahrung ihren Feind kennen. Dies läßt die ängstliche Scheu der Tiere begreiflich erscheinen und erklärt es, daß der Elefant sofort flüchtet, wenn er die Nähe seines furchtbaren Verfolgers auch nur ahnt.

Wittert einer Unrat, so hebt er, laut Heuglin, den Rüssel hoch, „windet" und legt, indem er den Kopf seitlich umbiegt oder hoch aufrichtet, ein Ohr zurück, um sich genau zu überzeugen, woher die Gefahr naht, stößt, sobald er diese erkannt hat, einen dröhnenden Warnungslaut aus und gibt damit das Zeichen zur Flucht, auf welcher alle Glieder des Rudels ihm folgen.

Jede Elefantenherde ist eine große Familie und umgekehrt, jede Familie bildet ihre eigene Herde. Die Anzahl der in einer solchen vereinigten Tiere kann sehr verschieden sein. Es sind Herden von nur zehn, fünfzehn, zwanzig Stück und solche von Hunderten beobachtet und auch gefangen worden. In allen Herden überwiegen die Weibchen. Durchschnittlich kommen auf ein männliches Tier sechs bis acht weibliche. Die Vermehrung ist eine geringe, da die Tragzeit für ein Junges über zwanzig Monate dauert. Einer jeden Herde steht ein besonders kluger älterer Elefant

vor. Sein Amt ist es, die anderen zu führen, auf alle drohenden Gefahren zu achten, die Gegend, in die man zieht, auszukundschaften, kurz für die Sicherheit der Herde Sorge zu tragen. Er ist für diese fast ununterbrochen in Tätigkeit, aber dafür leisten ihm die übrigen auch unbedingten Gehorsam. Er geht in allem voran, und alle folgen ihm auf das gegebene Zeichen ohne



Erste Fesselung.

Zögern nach, und sei es ins Verderben. Während der Leitelefant auf Kundschaft ist, harrt seiner die Herde auf dem letzten Rastplatz in großer Stille. Kehrt er zurück, und gibt er das Zeichen zum Aufbruch, so ist sie wie elektrisiert. Die Herde fühlt sich nun ganz sicher, jedes einzelne Tier ist wie von einem Bann erlöst. Wird man daher aus guter Deckung zum Beispiel Zeuge von einem Bad, das wilde Elefanten gemeinsam in einem vorher vom Leitelefanten mit großer Sorgfalt ausgewählten Gewässer nehmen, so bietet sich seinen

Augen ein Bild höchster Lebenslust. Die gemeinsame Mahlzeit einer Herde nach beendeter Wanderung ist von einem wahren Höllenlärm begleitet. Das Knicken der Zweige, so schildert Heuglin ein solches Schauspiel, das Krachen der oft mit vereinigten Kräften niedergebrochenen Äste oder Stämme, das Kauen, Atmen, Misten, das Patschen der schweren Füße im Moraste, das Überspritzen des Leibes mittels des Rüssels, das Klatschen der mächtigen Ohren, die oft wie Sonnenschirme ausgebreitet werden, das Reiben der massigen Leiber an dicken Baumstämmen und das dazwischen gellende, tiefe, schmetternde Brüllen der Tiere vereinigt sich zu einem ohrenbetäubenden Ganzen. Entsprechend diesem Lärm ist die jeder Beschreibung spottende Verwüstung.

Daß sich die Glieder einer solchen Elefantenherde so willenlos der Führung des einen Leitelefanten anvertrauen, erleichtert natürlich ungemein die sonst gewiß unlösbare Aufgabe, sie durch ein Treibjagen in eine Umzäunung zu drängen. Natürlich ist der Korral, der auch „Kheddah“ genannt wird, von alters her mit Jägerschlauheit so angelegt, um das Nachdrängen der Herde, wenn der Leitelefant glücklich zum Eindringen durch die Pforte gebracht ist, noch weiter zu erleichtern.

Der Umfang eines solchen Elefantenpferchs, der stets in einer Waldgegend angelegt wird, durch die der Wechsel einer ausgekundschafteten Herde führt, ist etwa 500 Meter, bisweilen aber auch mehr. Der Zaun besteht aus tief in die Erde eingerammten, 20 bis 30 Zentimeter dicken Pfählen, die 4 bis 5 Meter hoch aufragen. Zwischen jedem Paar Pfählen bleibt Raum genug, daß ein Mann hindurchschlüpfen kann. Querbalken sind mit biegsamen Schlingpflanzen oder mit Rohr

an die Pfähle befestigt; Streben dienen außen dem Pfahlwerk als Stütze.

Diese Umzäunung hat die Gestalt eines Pferdehufes; die stark verengte Öffnung an der Stelle, auf die von den Treibern die Herde zugetrieben wird, mißt etwa 5 Meter. Von den Ecken des Eingangs ziehen sich, sorgfältig von Bäumen und Strauchwerk verdeckt, zwei Linien desselben starken Pfahlwerks rechts und links in schräger Richtung nach außen, so daß die dem herangetriebenen Führer folgende Herde verhindert ist, abzuirren. Früher wurde der Eingang, sobald die Herde im Korral war, bloß durch Schiebebalken gesperrt; jetzt ist die Falltoreinrichtung üblich, wie sie unser Bild auf Seite 187 veranschaulicht.

Für die Gäste des Jagdveranstalters sind auf großen Bäumen und einer Lichtung Schaubühnen und Unterkunftshäuser errichtet. Für die nach Hunderten zählenden Treiber und Wächter befinden sich außen vom Korral rings um denselben Hütten (siehe das Bild Seite 185).

Wenn der Korral fertig ist, beginnen die Treiber ihr Werk. Sie haben oft einen Umfang von vielen Meilen zu umstellen, damit die Herde nicht scheu wird, und bedürfen zu ihrem Unternehmen mehrere Wochen, bis der Zweck erreicht ist. Wird der Argwohn des Leitelefanten rege, so ergreift man schärfere Maßregeln. Alle zehn Schritte wird rings um den Plan, auf dem man die Tiere schon zusammen hat, ein Feuer angezündet und Tag und Nacht unterhalten. Die Treiber sind unter ihren Führern lückenlos so verteilt, daß jeder Versuch eines Elefanten, durchzubrechen, sogleich abgewiesen werden kann. Endlich werden die Tiere so dicht an die Einzäunung getrieben, daß sich der Treibergürtel an beiden Flügeln an das Ende des Korrals anlehnt.

Was nun folgt, hat der Naturforscher Tennent, der beste Kenner des Elefantenlebens in Indien, mit unübertrefflicher Lebendigkeit auf Grund der Eindrücke, die er von einem Elefantenfang in Bengalen als Gast des Statthalters empfing, geschildert.

Plötzlich wurde das Zeichen gegeben, und die Stille des Waldes von den Rufen der Wachen, dem Rasseln der Trommeln und dem Knattern der Gewehre unterbrochen. Man begann an dem entferntesten Punkte und trieb so die Elefanten immer näher dem Eingange des Korrals zu. Die Treiber entlang der Linie waren nur so lange still, bis die Herde an ihnen vorüber war, dann stimmten auch sie in das allgemeine Geschrei der anderen hinter ihnen nach Herzenslust ein. So wuchs das Getöse mit jedem Schritte der Herde. Diese suchte wiederholt die Linie zu durchbrechen, wurde aber durch Kreischen, Trommeln und Kleingewehrfeuer immer wieder zurückgeschlagen.

Endlich zeigte das Knacken der Zweige und das Prasseln des Unterholzes die Näherkunft der Elefanten an. Ihr Führer brach aus dem Dschangel heraus und stürzte wild vorwärts bis auf dreißig Meter Entfernung vom Eingange des Korrals. Die ganze Herde folgte ihm: noch einen Augenblick und alle wären in die offene Tür hineingestürzt, als sie plötzlich rechts umschwenkten und trotz der Jäger und Treiber ihrem früheren Platz im Dschangel wieder zueilten. Ein plötzlich sich aufrichtendes Wildschwein hatte das Leittier scheu gemacht.

Nach Sonnenuntergang wurde der Schauplatz außerordentlich fesselnd. Die niedrigen Feuer, welche im Sonnenlichte nur gedampft hatten, glühten düster in der Dunkelheit und warfen ihren Schein über die Gruppen. Wirbelnd stieg der Rauch durch das reiche Laubwerk der Bäume. Die Scharen der Zuschauer



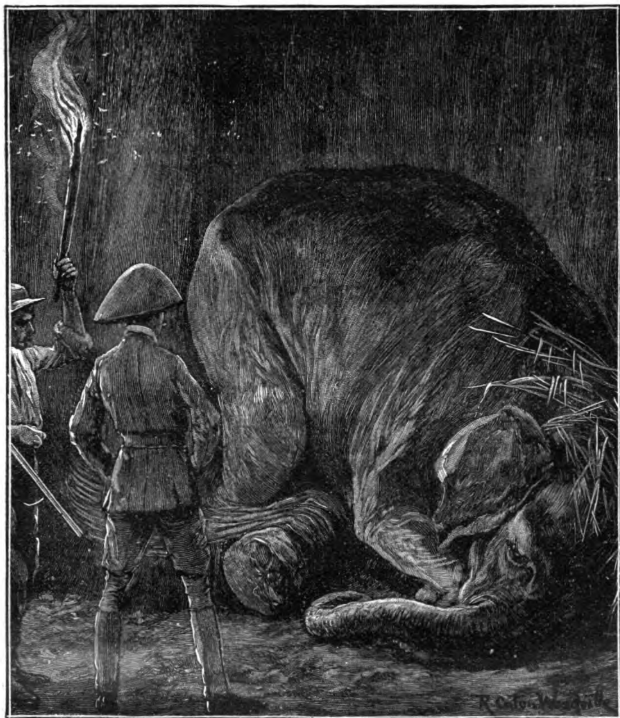
Die letzten Anstrengungen.

beobachteten tiefe Stille. Kein Laut war hörbar als das Summen der Kerbtiere. Auf einmal erscholl wiederum das Rasseln einer Trommel und gleich darauf knatterte Gewehrfeuer. Dies war das Zeichen für den erneuten Angriff. Rufend und lärmend betraten die Jäger den Kreis. Trockene Blätter und Reiser wurden auf die Wachtfeuer geworfen, bis sie emporloderten und ringsum eine Flammenlinie bildeten; nur nach dem Korral zu wußte man aufs sorgfältigste die Dunkelheit zu bewahren.

Dorthin begaben sich, durch das Getöse und das Gellen ihrer Verfolger hinter sich erschreckt, die Elefanten. Sie näherten sich mit rasender Eile, das Unterholz niedertretend und die trockenen Zweige zerknickend. Das leitende Tier erschien dem Korral gegenüber, hielt einen Augenblick inne, starrte wild um sich, stürzte dann aber durch das offene Tor, und die ganze Herde folgte ihm nach. Der gesamte Umfang des Korral, welcher bis zu diesem Augenblicke in tiefste Dunkelheit gehüllt gewesen war, strahlte nun wie durch Zauberei plötzlich von tausend Lichtern wider. Denn in dem Augenblicke, als die Elefanten eingetreten waren, rannte jeder Jäger mit einer Fackel herbei, welche er am nächsten Wachtfeuer angezündet hatte.

Zuerst stürmten die Elefanten bis zum äußersten Ende der Einpfählung, stießen hier auf Widerstand, prallten zurück, um das Tor wieder zu erreichen, fanden es aber verschlossen. Ihr Schrecken war maßlos. Sie rasten rings im Korral umher, sahen ihn aber überall von Feuern umringt. Sie versuchten das Pfahlwerk zu durchbrechen, wurden jedoch mit Speeren und Fackeln zurückgetrieben: überall, wo sie sich näherten, schreckte sie Geschrei und Gewehrgeknatter zurück. Jetzt sammelten sie sich zu einer einzigen Gruppe, standen

einen Augenblick in offenbarer Bestürzung still und rückten dann in einer anderen Richtung vor, als ob ihnen plötzlich eine Stelle eingefallen wäre, welche sie vorher



Gefangener Elefant in Verzweiflung.

übersehen gehabt hätten. Immer wieder abgewiesen, kehrten sie langsam zu ihrem einsamen Sammelplatze inmitten des Korral zurück.

Ein sehr anschauliches Bild hat Tennent von der Hilfeleistung der zahmen Elefanten im Korral beim

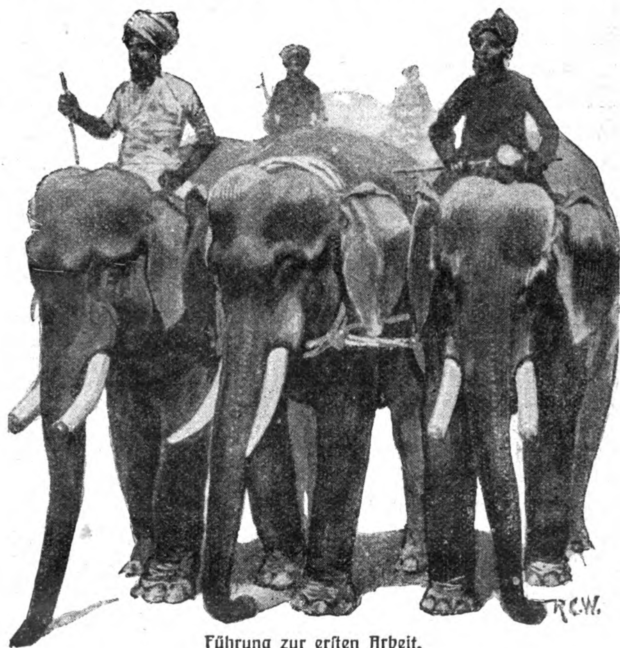
Fesseln der gefangenen entworfen. Die Fesselung jedes der Gefangenen, soweit sie ausgewachsen sind, ist das gemeinsame Werk von vier Leuten und zwei der zahmen Elefanten, die sämtlich in der Nähe des Zuschauerplatzes dem Schauspiel des Einfriebs mit beiwohnen. Zunächst läßt man gewöhnlich nur zwei an die Arbeit gehen.

Tennent erzählt: Man öffnete behutsam den Eingang, und zwei abgerichtete Elefanten gingen leise hinein, jeder von seinem Führer und einem Diener geritten und mit einem starken Halsbande versehen, von welchem herab auf beiden Seiten Stricke aus Antilopenhaut mit einer Schlinge hingen. Zugleich mit ihnen und hinter ihnen verborgen kam der Führer der Schlingenmänner hereingekrochen, begierig, die Ehre sich zu sichern, den ersten Elefanten festzumachen. Es war ein behender kleiner Mann, ungefähr siebzig Jahre alt, welcher sich in solchen Diensten bereits zwei silberne Spangen als Ehrenzeichen erworben hatte. Er war von seinem Sohne, der auch bereits in dem Fache ein berühmter Mann war, begleitet.

Der eine unserer zahmen Elefanten war über hundert Jahre alt und hatte schon unter der holländischen Kolonialregierung gedient. Der andere, namens Siribeddi, war etwa fünfzig Jahre alt und durch sanftes und gelehriges Wesen ausgezeichnet. Geräuschlos betraten sie den Korral und gingen mit schlauem Blick, aber anscheinend sehr gleichgültig langsam vorwärts. Gemütlich schlenderten sie in der Richtung nach den Gefangenen hin und blieben hin und wieder stehen, um ein wenig Gras oder einige Blätter im Vorbeigehen zu pflücken. Als sie sich ihnen näherten, kamen einige der Gefangenen ihnen entgegen, und ihr Anführer strich ihnen sanft mit seinem Rüssel über den Kopf, wandte

sich dann um und ging langsam zu seinen niedergeschlagenen Gefährten zurück.

Siribeddi folgte ihm mit demselben gleichgültigen Schritte und stellte sich dicht hinter ihm auf, so daß der Schlingenfänger hinter ihn hinkriechen und seine



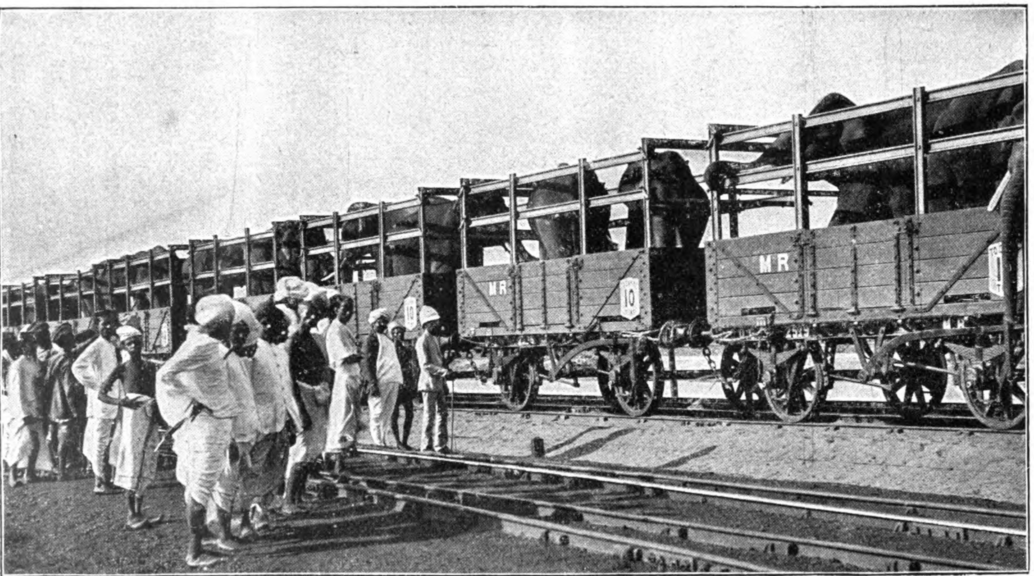
Führung zur ersten Arbeit.

Schlinge um den Hinterfuß des wilden Elefanten gleiten lassen konnte. Derselbe bemerkte augenblicklich die Gefahr, schüttelte das Seil ab und wandte sich zum Angriffe gegen den Bedränger. Dieser würde auch seine Keckheit schwer gebüßt haben, hätte nicht Siribeddi ihn mit seinem Rüssel beschützt und den Angreifer in die Mitte der Herde getrieben. Der

Alte war nur leicht verwundet und verließ den Korral, während sein Sohn Raughani seine Stelle einnahm.

Die Herde stellte sich wieder in einen Kreis, die Köpfe nach der Mitte gerichtet. Die zwei zahmen Elefanten drängten sich keck zwischen sie und zwar so, daß sie das größte Männchen zwischen sich nahmen. Dieses leistete keinen Widerstand, zeigte aber doch sein Unbehagen dadurch an, daß es fortwährend einen Fuß um den anderen hob. Raughani kroch jetzt herbei, hielt die Schleife, deren anderes Ende an das Halsband Siribeddis befestigt war, mit beiden Händen offen und lauerte nun den Augenblick ab, in welchem der wilde Elefant seinen Hinterfuß erhob. Endlich gelang es ihm, die Schlinge über das Bein zu bringen. Er zog sie sofort an und floh rückwärts. Die beiden zahmen Elefanten wichen augenblicklich zurück. Siribeddi aber spannte das Seil zur vollen Länge an, und während er den Gefangenen so von der Herde abzog, stellte sich der andere zwischen ihn und die Herde, um jede Einmischung zu verhindern.

Nun aber war der Gefangene an einen Baum zu fesseln und mußte deswegen dreißig oder vierzig Meter weit zurückgezogen werden, während er doch wütend widerstand, unablässig voll Entsetzen brüllte, nach allen Seiten sprang und die kleineren Bäume wie Schilf zertrat. Siribeddi zog ihn stetig nach sich und wand das Seil, welches er fortwährend in Spannung erhielt, um den geeigneten Baum. Schließlich schritt er behutsam über das Seil hinweg, um es ein zweites Mal um den Stamm zu wickeln, wobei er zwischen dem Baume und dem Elefanten durchzugehen hatte. Der zweite Elefant kam zu Hilfe, und Schulter an Schulter, Kopf an Kopf drängten sie nun den Gefangenen rückwärts,



Ein Transportzug mit Elefanten.

während Siribeddi zugleich bei jedem seiner Schritte das schlaffgewordene Seil anzog, bis der Gefangene richtig am Fuße des Baumes feststand.

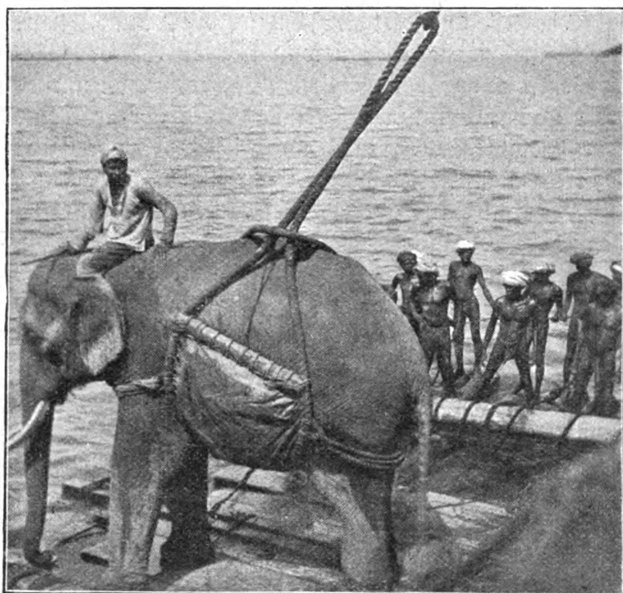
Nun wurde der Gefangene von dem Fänger festgemacht, hierauf eine zweite Schlinge um das andere Hinterbein gelegt und wie die erste am Baume befestigt. Endlich wurden beide Beine mit geschmeidigeren Stricken zusammengefesselt, um Wunden und Eiterungen möglichst zu verhüten.

Wieder stellten sich nun die beiden Fängerelefanten wie zuvor neben den Wildling, so daß Raughani unter ihrem Leibe hervor seine Schlingen auch um dessen beide Vorderfüße befestigen konnte. Nachdem er dann auch diese Seile an einen hervorstehenden Baum gebunden hatte, war der Fang vollständig, und die zahmen Elefanten wie die Wärter verließen ihr Opfer, um es mit einem anderen Gliede der Herde zu versuchen.

Solange die beiden zahmen neben ihm gestanden hatten, blieb der Gefangene verhältnismäßig ruhig und fast widerstandslos stehen; in dem Augenblicke, als sie weggingen, und er ganz allein gelassen war, begann er die erstaunlichsten Anstrengungen, um sich freizumachen. Er befühlte die Stricke mit seinem Rüssel und versuchte die unzähligen Knoten aufzuknüpfen; er zog nach hinten, um seine Vorderfüße zu befreien; er lehnte sich vorwärts, um die Hinterbeine los zu bekommen, so daß jeder Ast des großen Baumes erzitterte, er kreischte in seiner Angst und hob den Rüssel hoch in die Luft; er legte sich seitwärts mit dem Kopfe auf den Boden und preßte seinen zusammengezogenen Rüssel, als ob er ihn in die Erde stoßen wollte; er sprang plötzlich wieder auf und erhob sich auf Kopf und Hinterbeinen frei in die Höhe.

Es dauerte mehrere Stunden, bis er die Anstrengungen hoffnungslos aufgab und sich verzweifelt zu Boden warf.

Während der Fesselung ihres Führers ist die Herde in größter Unruhe. Erneute Angriffe auf das Pfahl-



Einschiffung eines Elefanten.

werk erfolgen, die aber von den Wächtern immer zurückgewiesen werden. Diese sind nur mit weißen Stäben bewaffnet, aber schon der Anblick dieser Stäbe zwingt die von Furcht beherrschten Tiere zum Rückzug. Höchst merkwürdig ist auch, daß die wilden Elefanten keinen Versuch wagen, die Reiter auf den zahmen Tieren anzugreifen. Wie groß ihre Teilnahme für die

aus ihrer Mitte geraubten Gefährten ist, so macht doch keiner den Versuch, einen der bereits gefesselten zu befreien. Am meisten Mut entfalten noch die Jungen. Entführt man einem die Mutter, so springt es ihr nach und macht während ihrer Fesselung die eifrigsten Versuche, dieselbe zu verhindern.

Der Fesselung folgt die Zähmung an Ort und Stelle. Jedes gefangene Tier bekommt zwei Wärter zugewiesen, die ihm sein Lieblingsfutter vorwerfen und es reichlich mit Wasser versorgen. Auf das Wasserbedürfnis der Elefanten wird natürlich bei der Anlage jedes Korrals Rücksicht genommen; nur in der Nähe eines Flusses wird ein solcher angelegt. Ein Bad im Fluß unter dem Geleit der zahmen Tiere, die ihn bändigten, wird dem Gefangenen gewährt, sobald er ordentlich zu fressen anfängt. Vorher schon hat er ein starkes Palmenfasernhalsband, wie es die zahmen Elefanten tragen, bekommen, und seine Fesseln sind gelockert worden. Sehr besänftigend wirkt leise Flötenmusik auf ihn. Zornanfälle werden streng mit Schlägen mittels Eisenstangen auf den Rüssel bestraft. Vorhandene Wunden werden behandelt und geheilt. In etwa drei Wochen bringt man das Tier meist so weit, daß es sich vor der drohenden Eisenstange im Wasser niederlegt.

Später helfen die zahmen Elefanten, seine Erziehung weiterführen. Im allgemeinen wird nach zwei Monaten auf diese Hilfe verzichtet. Der Wärter wird zum Kornak, zum Reiter seines Tieres. Nach drei bis vier Monaten läßt es sich zur Arbeit verwenden. Doch kommt es vor, daß beim ersten Anschirren sich ein Elefant von edler Art niederlegt und, wie die Inder sagen, „an gebrochenem Herzen“ verendet.

In der Herbeischaffung schwerer Baustoffe, Balken

und Steine, bringt es ein gelehriges Tier zu erstaunlicher Selbständigkeit. Auch unter den Arbeitselefanten sind die männlichen höher geschätzt als die weiblichen und zwar aus dem Grunde, weil letztere, wegen der ihnen mangelnden Stoßzähne, nur zum Ziehen, erstere dagegen auch zum Heben und Fortstoßen schwerer Lasten gebraucht werden können.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Die Fassung macht es! — Im eleganten Wohnzimmer saß ein junges Paar beieinander. „Glaube mir, Ella," sagte mit innigem Ausdruck seiner weichen Stimme der schöne, noch junge Mann, „die Liebe ist nicht nur der holdeste Traum des Daseins, echte Liebe ist auch Freundschaft fürs ganze Leben."

Beglückt sah ihm das junge Mädchen in die Augen.

„Noch immer fasse ich mein Glück nicht," flüsterte Franz Welker, „daß ich gerade dich finden mußte, dich, die mir vom ersten Augenblicke an als die Holdeste, die Lieblichste erschien."

Innig umarmte er seine Braut, in seligem Kuß fanden sich ihre Lippen. Als der junge Mann zurücktrat, hatte sich seine Krawatte in Ellas Diamantbrosche verfangen.

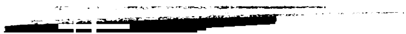
Lachend löste er sich, wobei er ihr die Brosche abnahm. „Schade für das wertvolle Stück," meinte er; „wieviel besser würde es wirken, wäre es moderner gefaßt! Auch dein Halsband zeigt diesen Fehler. Glaube mir, nur die Fassung macht es! Mit einer geringen Änderung ist da viel zu bessern."

Man kam überein, die Brosche und das Halsband ändern zu lassen, und Franz erbot sich, es zu einem ihm bekannten Juwelier mitzunehmen. „Vertraust du mir aber auch deinen Schmuck gern an?" scherzte er.

„Aber Franz!"

„Nun, du wirst mir," fuhr er lächelnd fort, „später ja noch viel mehr anvertrauen müssen — dein Lebensglück. Das Höchste in der Liebe ist der Glaube aneinander, nur so hält sie fürs ganze Leben aus." —

Nach einigen Tagen brachte Franz die Schmuckstücke zurück, und in der Tat, er hatte recht — sie hatten entschieden an Schönheit



gewonnen; die Brillanten waren weit vorteilhafter angeordnet und kamen in der neuen Fassung viel besser zur Geltung.

„Siehst du, die Fassung macht es!" sagte Franz, als er die bewundernden Blicke seiner Braut sah. „So ist es auch mit dem Menschen. Wahre Liebe veredelt ihn, er ist derselbe und wird doch ein anderer. Auch ich fühle mich durch dich, durch deine Liebe geläutert."

Ella war beglückt. Zwar war die Verlobung noch nicht veröffentlicht — der zartfühlende Bräutigam hatte darum gebeten, da man ihn doch erst kennen lernen, erst prüfen müsse, ob er auch wirklich der Mann sei, der Ella für das Leben glücklich machen könne.

Wie überrascht war da die glückliche Braut, als sie eines Tages einen Brief erhielt, in dem der geliebte Franz ihr mitteilte, unglückliche Verhältnisse zwängen ihn, ihr das Wort zurückzugeben. Sie sei wieder frei und könne sich glücklich schätzen, nicht an einen Mann, dessen Seele von Schmerz zerrissen und gebeugt sei, gekettet zu sein. Selbstverständlich werde er über alles, was zwischen ihnen beiden vorgegangen sei, strenges Schweigen bewahren, um das er auch sie bitte.

Ella konnte sich von der Erinnerung an ihren zerstörten Liebestraum lange nicht losreißen. Sie hegte immer noch die Hoffnung, daß eine persönliche Begegnung alles wieder gutmachen werde. Was konnte es denn nur sein, das ihren Franz so unglücklich machte?

Von dieser Hoffnung beseelt, wußte es Ella so einzurichten, daß sie bei ihren Gängen in die Stadt stets an Welkers Geschäftslokal vorüberkam. Oftmals blickte sie dann zu den Fenstern hinauf, hinter denen er weilte.

Da bemerkte sie, daß sie häufig einigen Damen begegnete, die ebenfalls zu jenen Fenstern hinaufblickten. Sollte Franz jenen auch Hoffnungen gemacht haben, sollten sie in derselben Lage sein?

Ella war zu zurückhaltend, um eines der anderen jungen Mädchen anzureden, da wurde sie eines Tages selbst von einer der Damen angesprochen. Beide entdeckten, was sie geahnt hatten: auch mit der Anfragenden hatte sich Franz heimlich verlobt gehabt.

Rätselhaft war den jungen Damen, daß er sich nicht dauernd gebunden hatte, beide waren liebenswürdig und hübsch, beide entstammten vermögenden Häusern. Welchen Zweck verfolgte er also, wenn er beide mied und ebenso die anderen? —

Eines Morgens ließ sich bei Ella ein Rentier März melden.

„Gnädiges Fräulein," begann der Besucher, „wie mir meine Tochter erzählte, hat ein gewisser Welker auch bei Ihnen verkehrt."

„Allerdings," erwiderte die junge Dame etwas betroffen.

„Nun hören Sie," fuhr der Rentier lebhaft fort, „meine Tochter besuchte kürzlich einen Ball und verlor dabei eine Brosche. Ein Kellner fand diese und lieferte sie dem Vorstand ab. Einige Herren besichtigten sie, und einer meinte, die Steine seien nicht echt. Ein in der Gesellschaft anwesender Juwelier bestätigte das. Jetzt besann ich mich, daß jener Herr Welker die Brosche einmal mitnahm, um die Steine geschmackvoller fassen zu lassen —"

„Ach!" rief Ella erschreckt. „Wie sagen Sie?"

„Hat er bei Ihnen vielleicht dasselbe Manöver gemacht?" fragte März mit Spannung.

„Einen Augenblick!" rief Ella und holte das Halsband und die Brosche herbei.

In der Begleitung des Rentiers suchte sie nun einen Juwelier auf, und dieser erklärte zu ihrem Schrecken die Steine für unecht.

„Jetzt schnell zur Polizei!" sagte März.

Das so wunderlich zusammengeführte Paar fuhr zur Polizei, und ein Kommissar, sowie ein Detektiv begleiteten sie zu Welkers Bureau.

Der Gesuchte war nicht anwesend, und sein Angestellter wußte nicht, wann er zurückkehren würde.

In diesem Moment trat Franz Welker in die Tür. Als er März und Ella erblickte, erschrak er einen Augenblick, dann grüßte er aber höflich.

„Sie sagten neulich," redete März ihn an, „als Sie die Brosche meiner Tochter umändern ließen: ‚Nur die Fassung macht es!'"

„Allerdings," erwiderte Welker mit kecker Miene und kehrte um, um den Ausgang zu gewinnen.

„Nun, an Fassung fehlt's Ihnen nicht, die bewahren Sie wirklich gut!" rief März, der ihm in den Weg trat.

Auch die Polizisten kamen jetzt näher.

„Hier ist Franz Welker!" rief ihnen März entgegen, und der mehrfache Exbräutigam war im Nu „gefaßt".

Wie sich bei der Gerichtsverhandlung herausstellte, hatte man gerade noch im richtigen Momente zugegriffen, denn Welker, der in zahlreichen Familien als heimlicher Bräutigam die Schmuckstücke hatte „geschmackvoller fassen lassen", war der Boden zu heiß geworden, und er hatte schon alle Vorkehrungen zur Flucht getroffen. Für mehrere hunderttausend Mark echte Edelsteine fand man in seinem Besitz. A. Th.

Etwas von der Sonne. — Keines lebenden Wesens Fuß hat jemals das flammende Tagesgestirn betreten, das für alle Menschen Licht und Leben spendet, und kein Erdenbewohner wird jemals sich rühmen können, dem leuchtenden Sonnenball nahe zu kommen. Als ein Häuflein Asche würde er, noch ehe er den Sonnenball betritt, in der Unendlichkeit des Weltalls herumgewirbelt werden, selbst wenn es ihm gelingen sollte, die Schwierigkeiten zu überwinden, die in räumlicher Beziehung der Erreichung seines Zieles entgegenstehen. Denn Sekunde um Sekunde strahlt die Sonne von jedem Quadratmeter ihrer Oberfläche so viel Wärme aus, als der Leistung von 75,200 Pferdekräften entspricht, und Versuche hinsichtlich der Temperatur der Oberfläche haben zwar kein endgültiges Ergebnis gehabt, aber doch wenigstens so viel festgestellt, daß ihre untere Grenze eher über als unter 28,000 Grad zu suchen ist.

Freilich wird, wie einstmals unsere Erde völlig in Eis erstarren wird, so auch für die Sonne dereinst die Zeit kommen, wo sie ihre Leucht- und Wärmekraft verliert. Es steht wissenschaftlich fest, daß die Sonne von Jahr zu Jahr mehr abkühlt, daß ihr Durchmesser, der zurzeit eine Länge von 1,391,000 Kilometer hat, täglich um fast 23 Zentimeter, in jedem Jahrhundert um etwas mehr als 8 Kilometer sich verkürzt. Man kann danach berechnen, daß, wenn die Abkühlung gleichmäßig fortschreitet, die Sonne in 172,500 Jahrhunderten sich darstellen wird als eine feste, dunkle und kalte Kugel, die der Mensch wohl betreten könnte, wenn anders er die notwendigen organischen Lebensbedingungen dorthin mitbrächte. Allerdings müßte er aber dann auch die Schranken niedergerissen haben, die heute noch Zeit und Raum einem Ausfluge auf die

Sonne entgegenstellen, denn die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde beträgt 148,600,000 Kilometer oder rund 20 Millionen geographische Meilen.

Aber wenn es nun auch dem Menschen niemals gelingen wird, seinen Fuß auf den Sonnenball zu setzen, so gibt ihm doch die Wissenschaft die Mittel an die Hand, um sich ein Bild von der Größe, der Beschaffenheit und dem Aussehen des Sonnenkörpers zu machen. Es ist schon gesagt worden, daß der Durchmesser der Sonne 1,391,000 Kilometer beträgt. Er übertrifft mithin den der Erde etwa 108mal. Die äußere Sonnenfläche ist rund 12,000mal so groß wie die Erdoberfläche, und ihr Rauminhalt 1,300,000mal größer als der der Erde. Ihr Gewicht übertrifft das der Erde 324,439mal; man müßte also, könnte man den Sonnenball auf die eine Schale einer Riesenwage legen, die andere Schale mit 324,439 Erdkugeln belasten, um der Sonne das Gleichgewicht zu halten. In Kilogrammen ausgedrückt, beträgt dieses Gewicht eine Quintillion und 879,000 Quadrillionen Kilogramm

Natürlich sind die Gewichtsverhältnisse infolge der großen Anziehungskraft, die sie ausübt, auf der Sonne von denen auf der Erde gänzlich verschieden; derselbe Körper, der auf der Erde 1 Kilogramm wiegt, nimmt auf der Sonne sofort ein Gewicht von 27 Kilogramm an. Würde ein Mensch mit dem durchschnittlichen Körpergewicht von 75 Kilogramm auf die Oberfläche der Sonne versetzt, so bekäme er auf einmal das enorme Gewicht von 2025 Kilogramm, das heißt, er könnte sich nicht mehr aufrechthalten und fortbewegen, sondern er würde von seiner eigenen Last am Boden festgehalten werden.

Die Sonne ist ein brennender Riesenball, ein unermeßliches Meer von Feuer, ein siedender, zischender, rasender See voller Metalldämpfe und glühenden Wasserstoffgases, dessen feuerrote Wellen nicht bloß haushoch, wie auf den Meeren der Erde, sondern zu Höhen hinaufgepeitscht werden, die den Durchmesser der Erde manchmal um das Zwanzigfache übertreffen. Am 7. Oktober 1880 wurde eine Protuberanz, wie man diese feurigen Wellen nennt, beobachtet, die in einer Stunde bis zu einer Höhe von 560,000 Kilometer stieg, um sodann in sich zusammenzusinken und zu verschwinden. Diese Wasserstoffsäulen, mit Calciumgasen gemischt,

schießen zuweilen mit einer Wucht in die Höhe, daß der Gischt, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, zum Teil außerhalb des Bereiches der Sonnenanziehung gerät und in den Weltenraum hinausgeschleudert wird. Die zurückfallenden Wasserstoffmassen beginnen aber ihren Wirbeltanz von neuem, sobald sie auf der kochenden, stets erregten Wasserstoffhülle wieder angelangt sind. Die menschliche Phantasie versagt ihren Dienst, wenn es gilt, die Großartigkeit der Vorgänge auf der Sonne uns anschaulich zu machen. Wir nennen es schon einen Orkan, wenn die Windsbraut mit einer Schnelligkeit von 160 Kilometer in der Stunde einherfährt. Und doch, was sind unsere heftigsten Orkane im Vergleiche zu diesen stürmischen Vorgängen auf der Sonne, zu diesen Wasserstoffstürmen, die die gleiche Geschwindigkeit wie unsere Erdorkane schon in der Sekunde annehmen!

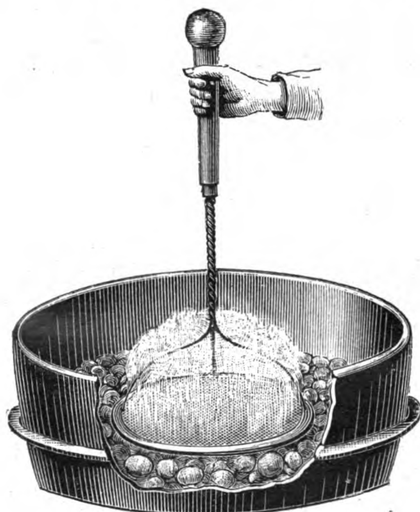
Neben den Protuberanzen ist es noch eine andere Erscheinung, die uns über die Natur der Sonne Aufschluß gibt. Es sind dies die sogenannten Sonnenflecken, schwarze, oft sehr große Stellen, die die Lichtmaterie der Sonne unterbrechen, während in ihrer Nähe stets hellere Stellen, die man als Sonnenfackeln bezeichnet, sichtbar sind. Oftmals schlagen die Fackeln eine Brücke über einen Flecken und sehen dann im Fernrohr aus wie eine Hängebrücke, die sich in hohem Bogen über einen tiefgähnenden Abgrund spannt. Oft zeigen sich die Flecken tage- und monatelang, manchmal verschwinden sie unter den Augen des Beobachters, entstehen aber auch ebenso rasch wieder. Daraus folgt, daß sie entweder wolkenartige dunklere Gebilde oder vielleicht auch Höhlungen sind, durch die eine leuchtende, wolkenartige Schicht zeitweilig durchbrochen und aufgerissen wird. Zudem zeigen die Flecken eine fast gleichförmige, gleichgerichtete Bewegung auf der Sonnenfläche, woraus zu schließen ist, daß die Sonne nicht ruht, sondern sich, wie alle Planeten, um ihre eigene Achse dreht, und zwar in etwa 25 Tagen.

Die Sonnenflecken dienen ebenso wie die Protuberanzen zum Beweise dafür, daß die Sonne ein brodelndes Meer von glühenden Dämpfen und Gasen ist. Doch bleibt sehr wohl die Möglichkeit einer späteren Lebensentfaltung auf dem Sonnenballe offen, denn auch unsere Erde war einst eine glühende Gaskugel, die nur langsam erkaltete. Langsam nur, aber unaufhörlich schreitet, wie wir gesehen

haben, auch die Zusammenziehung des Sonnendurchmessers fort, und im selben Maße vergrößert sich auch die Sonnendichtigkeit. Mit dieser Verdichtung gehen aber auch die Dämpfe und Gase allmählich in den Flüssigkeitszustand über, und ist dies einmal geschehen, so nimmt die Erkaltung und Erstarrung einen schnellen Fortgang. Infolge des mit der Erstarrung der Sonnenoberfläche verbundenen Versiegens von Licht und Wärme muß dann das Leben auf den Planeten aussterben, die von der Sonne Licht und Wärme erhalten. In demselben Maße aber wie die Planeten als kalte, verödete Kugeln, wie zum Beispiel der Mond, durch die Finsternis des Weltalls rollend, entvölkert werden, ersteht auf dem inzwischen vielleicht bewohnbar gewordenen dunklen Sonnenkörper, der von seiner eigenen inneren Hitze wieder Millionen von Jahren zu zehren vermag, ein neues Geschlecht, das den abgerissenen Lebensfaden im Planetensystem wieder aufnimmt und so lange weiterspinnt, bis auch ihm der unausbleibliche Erstarrungstod das gleiche Los bereitet wie uns. W. Engel.

Neue Erfindungen. I. Kartoffelstampfer. — Zu den täglichen Gerichten im bürgerlichen Haushalte findet die Kartoffel überall eine ausgedehnte Verwendung, ja sie ist fast unentbehrlich, da Fleischspeisen, Braten, Gemüse die Zugabe von Kartoffelgerichten notwendig machen, nicht nur des Wohlgeschmackes wegen, sondern auch als Nahrungsmittel. Denn für eine Mark erhält man in Kartoffeln 4788 Nährwerteinheiten, wogegen Hammel- beziehungsweise Ochsenfleisch im Durchschnitt für eine Mark nur 1208 beziehungsweise 983 Nährwerteinheiten liefern. Die Verwendung der Kartoffeln ist daher eine sehr reichhaltige: als Kartoffeln in der Schale, als Schälkartoffeln, pommes frites, gebackene, geröstete, gedämpfte Kartoffeln und als Quetschkartoffeln oder Kartoffelbrei. Dieses ausgezeichnete Kartoffelgericht ist eines der beliebtesten. Die gargekochten Kartoffeln werden unter Zutat von Milch und Butter durch ein Sieb geschlagen, welches je nach dem Grade der Feinheit dem fertigen Brei einen besonders feinen Geschmack verleiht. Für größere Quantitäten ist nun das Durchschlagen der Kartoffeln eine sehr beschwerliche Arbeit; wir geben deshalb in unserer Abbildung ein neues Küchengerät wieder, einen Kartoffelstampfer der Firma Gebr. Arndt in Quedlinburg, welcher diese

Arbeit außerordentlich erleichtert, ja zu einem Vergnügen macht. Durch Eindrücken dieses Stampfers in die im Topfe befindlichen gekochten Kartoffeln erhält man in überraschend kurzer Zeit das feinste Puree, welches noch durch ein feines Sieb geschlagen werden



Kartoffelstampfer für Rührkartoffeln.

kann, um diesem leckeren Kartoffelgerichte die höchste Vollkommenheit zu verleihen.

II. Der Selbstbinder „Parallel". — Angenehm und nützlich ist es immer, wenn man seine Bücher selbst binden kann, namentlich wird dies gelten für Zeitschriften, Zeitungen, Akten, Musikalien, Modejournale u. s. w., während die feineren Bücher, bei denen es sich um guten Bucheinband und feineres Aussehen handelt, natürlich dem eigentlichen Buchbinder zum Einbinden übergeben werden müssen. Die umstehend abgebildete Vorrichtung der Firma Gustav Furch in Stuttgart, Johannesstraße 74, stellt in Fig. 1 und 2 einen kleinen Apparat dar, der, „Selbstbinder Parallel" genannt, es tatsächlich ermöglicht, Zeitungen, Hefte u. s. w. auf

die einfachste Weise einzubinden. Die Vorrichtung besteht aus einer aus Metall gestanzten rinnenförmigen Rüscheneinlage, in welcher sich zwei Querlöcher befinden, durch die Nadeln gesteckt werden



Fig. 1.

können. Auf einfachste Weise werden so Zeitungen, Noten, Journale u. s. w. durch einige Handgriffe zu einem Buche gebunden, welches sich ebenso leicht und schön auflegt wie ein vom Buchbinder gebundenes.

Bei „Parallel" kann Blatt für Blatt eingeheftet werden,

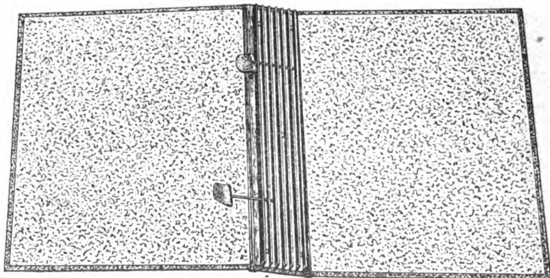


Fig. 2.

während bei anderen, unpraktischen und minderwertigen Systemen nur das ganze Buch auf einmal festgemacht werden kann. Die Entleerung des „Parallel" kann auf ähnliche Weise erfolgen wie die Füllung. Die praktische und leicht handliche Konstruktion dieser Vorrichtung wird überall Anklang finden, besonders da „Parallel"

in allen gewünschten Größen, in einfachster und feiner Ausführung angefertigt wird. P. R.

Rossinis Gedächtnis. — Im Jahre 1833 schlenderte Rossini auf den Pariser Boulevards herum, als ihm ein Landsmann namens Fabiani begegnete, der recht dürftig aussah. Rossini hatte den Unglücklichen in Neapel gekannt, als er dort zweiter Tenor war.

„Lieber Freund," sprach Fabiani zu ihm, „erbarme dich meiner: ich habe keinen Sou mehr und kann nicht nach Italien zurück."

„Natürlich — du liederlicher Strick! — Und deine Stimme?"

„Verloren, fort auf immer!"

„Die Folge des Trinkens. Wer singen will, muß mäßig leben und Wasser trinken. Wieviel brauchst du, um nach Hause zu reisen?"

„Fünfhundert Franken."

„Na, wir werden sehen," sagte Rossini. „Komm morgen früh in meine Wohnung."

Der Sänger entfernte sich freudig, während Rossini nachdenklich in den Laden seines Verlegers eintrat.

„Herr Rossini," sprach dieser zu ihm, „ich muß Sie um etwas bitten. Ich brauche zwölf Romanzen. Wollen Sie wohl die Güte haben, Sie mir zu schreiben?"

„Zwölf Romanzen, Teuerster," erwiderte Rossini, „das ist ja ein ganzes Album voll. Ich arbeite gegenwärtig nicht, ich will auch gar nicht arbeiten."

„Für Sie ist das keine Arbeit," versetzte der Verleger, „Sie brauchen ja nur das erste beste niederzuschreiben, was Ihnen gerade durch den Kopf geht."

„Wir werden sehen, wir werden sehen," sagte Rossini.

„Nur noch ein Wort," meinte der Verleger, „ich zahle Ihnen auf der Stelle für Ihre Romanzen zwölftausend Franken."

„Es gilt, zwölftausend Franken, der Handel ist abgemacht!"

Rossini nahm seinen Hut und schritt hinaus. Einige Schritte von dem Laden entfernt begegnete ihm Lablache.

„Guten Tag, Maestro," sagte der berühmte Bassist. „Wohin soll's gehen?"

„Guten Tag, Lablache, kommen Sie mit mir ins italienische Theater?"

„Sehr gern.“

Beide Freunde setzten ihren Weg miteinander fort. Als sie in den Salon des Herrn Severini traten, der damals Direktor der italienischen Oper war, fand Rossini auf dem Tisch ein Album, in welches er einst eine Romanze geschrieben hatte.

„Maestro,“ fragte Lablache, „warum haben Sie diese Romanze nicht herausgegeben?“

„Ich hatte sie der Malibran geschenkt. Das Album gehört ihr, und ich habe nicht mehr an das Lied gedacht. Aber Sie geben mir eine Idee. Mein Verleger verlangt zwölf Romanzen von mir. Wie, wenn ich ihm alle die gebe, die ich für die Albums meiner Freunde geschrieben habe?“

„Daran würden Sie wohl tun, aber es wird schwer sein, die zerstreuten Manuskripte zu sammeln.“

„Wieso zerstreut?“ fragte Rossini.

„Nun, in Deutschland, England, in Italien, an allen Orten, denn Sie haben ja Freunde in allen Teilen der Welt.“

Da erwiderte Rossini lächelnd: „Ich brauche die Manuskripte nicht. Was ich geschrieben, habe ich noch alles im Kopf. Sie sollen sehen.“

Er nahm ein Blatt Notenpapier und fing an, im Beisein des staunenden Sängers die zwölf Romanzen hintereinander aufzuschreiben, die unter dem Titel „Soirées musicales“ noch jetzt allgemein bekannt sind.

Am selben Abend zahlte der überglückliche Verleger dem Komponisten zwölftausend Franken, und am anderen Tage schon erzählte der Sänger Fabiani im Postwagen, der nach Marseille fuhr, einer seiner Landsleute habe ihm eine bedeutende Summe zur Heimkehr geschenkt. Als ihn einer der Reisenden nach dem Namen des Wohltäters fragte, antwortete der ehemalige Tenor ganz naiv: „Ich darf's nicht sagen, Rossini hat mir's verboten.“ —

Ein anderes Beispiel von dem außerordentlichen Gedächtnis Rossinis ist folgendes. Bei einer musikalischen Abendunterhaltung wollte man das Trio aus der „Esule di Roma“ von Donizetti singen lassen, doch war die Partitur nirgends aufzutreiben. Man beriet gerade, ob man die Nummer vom Programm absetzen sollte, als Rossini hinzutrat.

„Ich habe das Trio schon einmal gehört. Warten Sie einen Augenblick."

Er ergriff eine Feder und schrieb das Trio nieder. Als man später das Manuskript mit Donizettis Partitur verglich, fand sich, daß in den beiden Kopien auch nicht eine einzige Note verschieden war. v. B.

Heiratschwierigkeiten. — Ferdinand Pfister, Kommissionär in Rottweil, und seine Verlobte Genoveva Rüble, Putz- und Haubenmacherin in Neufra, hatten alle Instanzenwege um die Erlaubnis zu ihrer Verheiratung vergeblich angerufen. Die Behörden verweigerten dem Paare die erbetene Erlaubnis der „Nichtsicherung des Nahrungstandes wegen". In seiner Not richtete Pfister in Gemeinschaft mit seiner Verlobten am 4. August 1852 ein Gesuch an die Ständekammer um Vermittlung zur Erlaubnis ihrer ehelichen Verbindung. Die noch vorhandene Bittschrift hat folgenden Wortlaut:

„Wir beide Bittsteller wenden uns an die Hohe Kammer der Abgeordneten, als den gesetzgebenden Körper und als die Vertreterin der Untertanen in ihren allgemeinen und speziellen Angelegenheiten, und bringen in hohem Vertrauen auf deren Gerechtigkeit und Billigkeit zu hochgeneigter Beachtung und tiefer Beherzigung folgende physische und moralische, materielle und politische Punkte zur Erzweckung unserer ehelichen Verbindung vor:

1. zählt Bittsteller zur Zeit zweiundvierzig und Bittstellerin zweiunddreißig Jahre und sind beide ledigen Standes. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei — ich will ihm deshalb eine Gehilfin schaffen," spricht der Herr;

2. erfreuen wir uns eines heiteren Geistes, frohen Mutes und besonders eines gesunden, aber nicht zu jeder Arbeit fähigen Körpers, leben genügsam und zufrieden. „Zufriedenheit macht reich";

3. finden wir in diesen unseren benannten Geschäftsbetrieben — einesteils in Kommissions- und Schreibgeschäften, anderenteils in Näh- und Putzmacherei — unsere zureichende Nahrungsquelle zur Erhaltung einer Familie, ohne je jemandem lästig zu werden. „Wer arbeitet, hat Brot";

4. bringt uns aber dieses getrennte Leben in Wohnung, Kost und Erwerb, da jeder Teil auf eigene Rechnung von seinem je-

weiligen Geschäftsbetriebe leben muß und daher ein vereinzeltes Hauswesen zu führen hat, wie dies bei Verehelichung in Friede und Ordnung nicht der Fall ist, statt zu allmählicher Anerwerbung eines Vermögens bei diesen zersplitterten Verausgabungen zu unserem Lebens- und Leibesbedarf zu keinem erfreulichen materiellen Zustande. „Nur vereinte Kraft macht stark“;

5. ist der Zweck unserer Verehelichung, da wir beiderseits kein Vermögen außer unseren gesunden Geistes- und Körperkräften besitzen, ein rein moralischer und deshalb umsoweniger ein verwerflicher. „Was Gott vereint, soll der Mensch nicht trennen“;

6. sind wir beide Kinder eingeborener und ehrlicher Eltern, welche der Kinder viele haben, und deren Versorgung in der Ehe sie herzlich wünschen. „Das Gesetz gibt jedem gleich, sei er arm oder reich“;

7. unterlag keines von uns beiden bisher je einer entehrenden, die Ehe hindernden Strafe. „Ehrlich währt am längsten“;

8. wäre dem Bittsteller schon, wenn verehelicht, die Stelle eines Ortsvorstehers zubedacht worden. „Das Mittel führt zum Zweck und heiligt ihn“;

9. sehen wir uns nach allen Richtungen und Beziehungen in allen unseren An- und Aufstrebungen durch fernere Eheverweigerung gehemmt und zurückgesetzt, gedrückt und mißachtet, in physischen und materiellen, in moralischen und politischen Rücksichten dem Krebsgange ausgesetzt und dem allmählichen Verderben preisgegeben. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und hilf ihm, wo und wenn du kannst.“

Wir stellen daher die dringende und untertänigste Bitte um hohe Vermittlung zur Erlaubnis unserer Verehelichung und verharren in aller Ehrfurcht

Hochansehnlicher Ständekammer
untertänigste Bittsteller
Ferdinand Pfister und Genoveva Rüble.“

Wer hätte nicht mit Vergnügen dem tapferen Pfister und seiner Genoveva einen guten Erfolg gewünscht, aber leider ging die Ständekammer am 20. August über diesen Gegenstand zur Tagesordnung über. C. T.

Die Korinthe. — Das jahrhundertelang betriebene Aussaugungsystem durch die Türkei, die mannigfachen großen Kriege und

Revolutionen und die hieraus hervorgegangene gänzliche Vernachlässigung aller Interessen der Land- und Forstwirtschaft haben die Physiognomie Griechenlands seit der Zeit des klassischen Altertums derart verwandelt, daß das heutige Vegetationsbild ein gänzlich anderes ist als früher. Durch das Ausroden der Wälder und die Vernachlässigung jener kunstvollen Bewässerungsanlagen, welche das Altertum einst geschaffen hat, ist in früher gesegneten Länderstrichen der Ackerbau fast vollständig zurückgedrängt. Seitdem Griechenland aber wieder anfängt, sich von den Wirren vergangener Zeiten zu erholen, hat man dort die Kultur einiger besonderen Pflanzen gepflegt, welche dem alten Griechenland noch gar nicht bekannt waren. Unter diesen nimmt die Korinthe den ersten Platz ein, die, im Altertum wie im Mittelalter in Griechenland noch nicht bekannt, heute mit ihren Pflanzungen über 180 Quadratkilometer bedeckt und deren Absatz die Hälfte der Gesamtausfuhr des Königreiches darstellt.

Korinthen sind die getrockneten roten oder blauen Beeren einer kernlosen und kleinfruchtigen Spielart des Weinstocks, deren Herkunft unbekannt ist; wahrscheinlich handelt es sich um ein Zuchtprodukt. Außer den angegebenen Eigenschaften unterscheidet sich die Korinthe vom gewöhnlichen Weinstock noch durch die Gestalt der Rebe. Diese bildet einen Stamm, der bei hohem Alter und ansehnlicher Stärke die Höhe von zwei Fuß erreicht und sich oben in zwei kurze, horizontale Äste teilt, die ihrerseits wiederum vielfache Zweige aussenden. Den Namen hat ihnen die Stadt Korinth gegeben, aus der diese kleine Rosine früher hauptsächlich verschickt wurde.

Die Korinthenrebe hat eine verhältnismäßig beschränkte Verbreitung, da sie, an ganz bestimmte klimatische Bedingungen gebunden, hauptsächlich nur in gewissen Teilen Griechenlands gedeiht. Von Mitte März bis Mitte April wird der Boden der Korinthenpflanzungen tief aufgegraben und so angehäuft, daß ein jeder Stock in einer Vertiefung steht, damit sich in dieser die Feuchtigkeit sammelt. Zugleich werden die Reben beschnitten. In den Monaten Mai und Juni sind zeitweise fallende Regen dem Gedeihen der Frucht günstig, dagegen verlangt die Zeit der Reife, Juli und August, völlige Trockenheit und Hitze. Ungewöhnlicher-

weise in dieser Zeit eintretende Regengüsse können die Ernte völlig verderben. Vom Umgraben bis zur Ernte verlangt die Korinthe fast gar keine Arbeit, ebensowenig im Winter. Dieser Umstand sichert der Korinthe ein gutes Fortkommen, denn viele Arbeit und Mühe ist gerade nicht die Leidenschaft der Griechen.

Die Ernte beginnt gewöhnlich im September und endet im Oktober. Große Exporthäuser kaufen die Früchte teils getrocknet, teils ungetrocknet. Die gelesenen Früchte werden auf sorgfältig hergerichteten Tennen ausgebreitet und hier unter öfterem Umwenden an der Sonne getrocknet. Bei günstiger Witterung ist dies nach acht bis zehn Tagen geschehen. Sodann werden die Beeren mittels hölzerner Gabeln von den Kämmen abgestreift und in große gemauerte Behälter eingestampft, aus denen sie als eine kompakte Masse, in Holzkistchen verpackt, zum Versand gelangen.

Die sich von Jahr zu Jahr steigernde Nachfrage, besonders von Frankreich aus, wo die Korinthe zur Weinfabrikation benutzt wird, macht deren Anbau zu einem sehr lohnenden, daher hat die Korinthe dort, wo sie gedeiht, fast alle anderen Fruchtarten verdrängt. D. C.

Das Verhältnis der verschiedenen Geschlechter. — Es ist eine bekannte und unleugbare Tatsache, daß im Verkehr der Menschen untereinander die verschiedenen Geschlechter am besten miteinander fertig werden: der Vater mit der Tochter, die Mutter mit dem Sohn, daß der Bruder mit der Schwester im allgemeinen in einem freundschaftlicheren Verhältnis steht als zwei Schwestern oder auch zwei Brüder miteinander, daß Schwiegertochter und Schwiegervater ganz gut zusammen auszukommen pflegen und so weiter. Nur Schwiegermutter und Schwiegersohn machen gewöhnlich eine Ausnahme, aber auch nicht immer. Es gibt viele Schwiegermütter, die mit dem Schwiegersohn auf weit friedlicherem Fuße stehen als mit der eigenen Tochter.

Nicht so bekannt ist es, daß dieses Verhältnis sich auch zwischen Mensch und Tier geltend macht. Ein weiblicher Papagei lernt entschieden leichter von einem Manne sprechen und pfeifen, ein männlicher von der Frau. Eine Äffin läßt sich willfähriger von einem männlichen Wesen zähmen, ein Affe von einem weiblichen. Auch Hunde und Pferde zeigen diese Eigentümlichkeit, und sogar die

wilden Tiere einer Menagerie gehorchen, wenn sie männlich sind. besser der Tierbändigerin, wenn sie weiblich sind, dem Tierbändiger.

Noch weniger allgemein bekannt und dennoch eine Tatsache, mit der Landleute, Viehhändler und Pferdebesitzer zu rechnen wissen, ist, daß Hengste, die wegen ihrer Wildheit nicht mit anderen Hengsten zusammen eingespannt werden können, sich mit einer Stute friedfertig zusammen vor den Wagen oder unter das gleiche Joch spannen lassen. Kampflustige Hengste, die keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihresgleichen anzugreifen, vergessen diese Streitlust Stuten gegenüber.

Förmlich ritterlich aber beweist sich, wie Förster und Jäger versichern, der Hund gegen die Hündin. Bis auf verschwindende Ausnahmen wird kein Hund eine Hündin beißen, er müßte sich denn in der dringendsten Notwehr befinden. Merkwürdigerweise sind Hündinnen den männlichen Hunden gegenüber durchaus nicht so voll zarter Schonung, sondern zerren, schütteln und beißen sie ganz energisch, wenn sie sich ihnen an Größe und Kraft überlegen fühlen. Der Hund dagegen treibt diese Ritterlichkeit gegen „Damen" so weit, daß er sie sogar auf seine Basen aus dem Wolfsgeschlecht ausdehnt. Bei Wolfsjagden sträubt er sich, eine Wölfin anzugreifen oder ihre Spur zu verfolgen, mag er sich auch den Wölfen gegenüber noch so wild und unnachgiebig beweisen. C. D.

Der jüngste Ritter des Goldenen Vlieses. — Der kleine Prinz von Asturien, der Sohn König Alfons' XIII. und der Königin Viktoria von Spanien, der kürzlich erst ein neues Brüderchen erhalten hat, wächst, wie es scheint, zu einem kräftigen Bürschchen heran. Er hat sich im ersten Jahre seines Lebens körperlich recht gut entwickelt und in seinen Gesichtszügen große Ähnlichkeit mit der Mutter; nur die habsburgische Unterlippe erinnert an den Vater. Zu seinem ersten Geburtstage hatte nun die Königin den glücklichen Einfall, für ihn die Uniform eines Soldaten von des Königs Leibregiment anfertigen zu lassen. Rock, Hosen, Koppel und Seitengewehr waren genau nach der militärischen Vorschrift gearbeitet, so daß dieser jüngste Soldat der spanischen Armee in Anzug und Ausrüstung genau den erwachsenen Kameraden des Regiments glich. Nur der hohe Orden vom Goldenen Vlies, der dem Prinzen bereits verliehen wurde, wies auf seinen hohen Rang

hin. König Alfons wußte von dem Vorhaben seiner Gemahlin nichts. Umso größer war die freudige Überraschung, als ihm die



König Alfons XIII. mit dem Prinzen von Asturien.

Königin den Sohn am Geburtstage in der schmucken Uniform vorführte. Th. S.

Ein Philosoph. — Auf einer Station nahe bei Paris stieg ein Herr ein, der einen schon im Abteil befindlichen anderen Herrn mit den Worten begrüßte: „Ah, sieh da, mein lieber Herr Grodard!

Es freut mich überaus, Sie wiederzusehen! Wie geht es Ihnen und wie ist es Ihnen in der langen Zeit, seit wir uns nicht gesehen haben, ergangen?"

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Péchoin, es geht mir sehr gut. Ich habe mich inzwischen verheiratet."

„Verheiratet? In der Tat, das ist sehr gut!"

„Doch nicht so sehr gut, lieber Freund, denn meine Frau ist launisch und leider auch sehr verschwenderisch."

„Armer Freund — das ist allerdings sehr schlimm!"

„Nun, so sehr schlimm ist es wohl auch nicht, denn sie brachte mir eine Mitgift von 300,000 Franken zu."

„Sie sind ein Glückspilz, Grodard! Ich gratuliere Ihnen zu diesem wirklich sehr großen Glücksfall!"

„Langsam, lieber Freund! Ich gebe zu, daß ich Glück hatte, aber so einfach und schön, wie Sie sich die Sache vorstellen, war sie doch auch nicht. Ich legte die ganze Summe in einigen gewagten Spekulationen an und —"

„Und verloren sie?" unterbrach ihn der andere atemlos. „Armer, armer Freund, mein herzlichstes Beileid! Das ist allerdings sehr schlimm und betrübend."

„Na, so gar betrübend war die Sache nicht, mein lieber Freund, denn wenn Sie mich hätten ausreden lassen, so hätten Sie gehört, daß ich bei den Spekulationen noch verdiente."

„Alle Wetter — das ist sehr gut!"

„Na, darüber ließe sich streiten, lieber Péchoin, denn der Bankier, dem ich mein Vermögen anvertraute, ist damit durchgegangen!"

„Ach, Sie Ärmster, das ist natürlich ein harter Schlag!"

„Nun, wie man's nehmen will, lieber Freund. So schlimm, wie Sie meinen, ist die Geschichte jedenfalls nicht, denn der Bankier hat auch meine Frau mitgenommen." W. St.

Die Trinkbücher von Ambras. — Im Schlosse Ambras in Tirol werden noch heute die „Trinkbücher" aufbewahrt, die dem im Jahre 1595 verstorbenen Erzherzog Ferdinand gehörten. Sie bestehen aus zwei Bänden, welche die eigenhändig eingetragenen Namenszüge der Herren und Damen enthalten, die bei dem Besuch des Schlosses Ambras den vorgeschriebenen Willkommtrunk getan haben.

Am Anfang des ersten Bandes finden wir folgende Inschrift: „Im 1567 Jar den letzten tag Januarii ist in dem Schloß zue Ambras von wegen erzaigung guetter freundschafft guetwilligkeit und gesellschafft aufgericht worden, das ain yeder, so In gemelt schloß Ambraß kombt, ain glaß wie ain väßlein gestalt, mit vier geschmelzten raiflein mit wein In ainem trunckh austrinkhen soll und seinen Namen zuer gedechtnus In dieses Buech schreiben; welcher aber solches in ainem trunkh nit endet sonder absetzet, dem soll es wiederumb voll eingeschenket werden auch aus dem schloß nit weichen, bis er solchen trunkh wie obgemelt vollendet hat, das solle also dieses schloß und glaß gerechtigkeit sein und bleiben. Deßgleichen und obgemelter maßen solle auch ain yede fraw und Junkfraw ain Cristallin glaß wie ain schiff In ainem trunkh auszuetrinkhen verbunden und verpflicht sein."

Der erste Band enthält die Unterschriften aus den Jahren 1567 bis 1577, der zweite Band reicht bis zum Jahre 1595 und enthält auch noch in einem Nachtrag einige weitere Unterschriften aus den folgenden Jahren bis 1640. Im ersten Band sind zuerst auf zwanzig Blättern die Unterschriften der Männer, rückwärts auf drei Blättern die Unterschriften der Frauen verzeichnet. Die Reihe der ersteren eröffnet Ferdinand selbst, und als erste Frau hat sich seine Gattin, die berühmte Philippine Welser, eingetragen mit den Worten: „1567 ich hoff zu Gott. Ph. W." — Unter den übrigen Unterschriften der Herren bemerkt man: Ferdinand, Herzog in Baiern, 1568: „traw, schaw, whem"; den Erzherzog Karl von Steiermark, Ferdinands Bruder: „Carolus 1568. W. G. W."; Valentin, Kurfürst zu Köln 1576: „Allein mein Hoffnung zu Gott"; Albrecht und Wilhelm, Herzoge von Bayern 1568; Karl Welser 1567: J. F. G. C. H. — Franz Welser 1567: „nosce te ipsum" — und viele Grafen, Freiherren und Herren von großen und bekannten Geschlechtern, wie Waldburg, Lobkowitz, Welsperg und andere, deren die meisten irgend einen Sinnspruch ihren Namen beigefügt haben.

Unter den Frauen sieht man: Rebeka Welspergerin 1567: „Hergot, nach deinem willen"; Genefra Cristina Freiin zu wolckhenstain 1567; Virginia von Loxan; Sofia Haidenreichin und andere.

Erzherzog Ferdinand von Österreich war Kaiser Ferdinands I.

zweiter Sohn, wurde 1529 in dem Jahre, als das türkische Heer unter Soliman Wien hart belagerte, in Linz geboren. Die erste Erziehung erhielt er in Prag. Schon als neunzehnjährigen Jüngling sandte ihn sein Vater während des Schmalkaldischen Krieges mit einigen böhmischen Regimentern zu seinem Oheim Kaiser Karl, mit welchem er der berühmten Schlacht bei Mühlberg 1547 beiwohnte. Als nach dem Rücktritt Kaiser Karls V. sein Vater Kaiser geworden, wurde er Statthalter von Böhmen. Im Jahre 1556 nötigte er als kaiserlicher General die Türken, die Belagerung von Szigeth aufzugeben. Sein vorurteilsfreier Sinn setzte sich bei der Wahl einer Gattin über die strengen Formen der Standesgleichheit und Ebenbürtigkeit hinweg. Er vermählte sich mit der schönen Philippine, einer Tochter des Patriziers Franz Welser zu Augsburg, der, nach erfolgter Aussöhnung des Erzherzogs mit seinem Vater, in den Freiherrnstand mit dem Prädikate von Zinnenberg erhoben wurde. Als Philippine am 13. April 1580 starb, hinterließ sie dem Erzherzog zwei Söhne, Andreas und Karl, die zufolge der Aussöhnungsakte nicht den erzherzoglichen Titel, sondern nur den Namen von Österreich führen durften, wogegen der Kaiser die Ehe Ferdinands mit Philippine als rechtsgültig anerkannte. Ferdinands letzte Sorge galt seinen Sammlungen auf Schloß Ambras und noch kurz vor seinem am 24. Januar 1595 erfolgten Tode ermahnte er seine Söhne und Räte, den Glanz der von ihm angelegten Sammlungen zu halten und zu erhöhen. v. B.

Ein amerikanisches Duell. — Der berühmte Romanschriftsteller Alexander Dumas geriet einst nach einem Festessen, bei welchem sich die Köpfe stark erhitzt hatten, mit einem Kavallerieoffizier in einen heftigen Wortwechsel, der damit endete, daß der Offizier den Schriftsteller auf Pistolen forderte. Da beide nun als gleich treffliche Schützen galten, machte man ihnen den Vorschlag, lieber das Duell auf amerikanische Art zum Austrag zu bringen, indem man das Los entscheiden lasse. Der Verlierende sollte sich alsdann selbst durch einen Schuß aus der Welt schaffen.

Der Vorschlag fand die Billigung beider Gegner. Die Lose wurden angefertigt, Dumas zog zuerst und — verlor.

Ohne eine Miene zu verziehen, erhob er sich von seinem Platze, nahm von allen Freunden und Bekannten, die ihm jetzt — rasch

ernüchtert — das Unsinnige seines Vorhabens klarzumachen suchten, tiefbewegten Abschied und schüttelte auch seinem Gegner voll Rührung die Hand. Dann trat er festen Schrittes in ein Nebenzimmer und schloß die Tür hinter sich.

Einige Minuten herrschte unter den Zurückbleibenden banges, atembeklemmendes Schweigen. Das bevorstehende Drama hatte alle mächtig ergriffen, und mit bleichen Gesichtern lauschte die Versammlung auf jedes aus dem Nebenzimmer dringende Geräusch.

Plötzlich fiel drinnen ein Schuß. Zwei der besten Freunde des Dichters sprangen mit einem Wehruf empor, um ins Nebenzimmer zu eilen. Aber schon wurde die Tür aufgerissen, und in ihrem Rahmen erschien ernsten Antlitzes Alexander Dumas, die noch rauchende Pistole in der Hand.

„Denken Sie sich das Unglück, meine Herren," rief er aus, „ich habe mich nicht getroffen!"

Einen Augenblick blieb alles still, dann aber brach ein grenzenloser Jubel aus, lachend umringte man den Romandichter und selbst sein Duellgegner konnte nicht umhin, ihm um den Hals zu fallen und ihn für den „vernünftigsten Kerl" zu erklären, der je gelebt habe. O. L.

Der Polizeihund „Pan", der Sieger von Vittel. — Haben auch die Polizeihunde nicht alle die überschwenglichen Erwartungen erfüllt, die man in der ersten Zeit auf sie gesetzt hat, so haben sie sich doch immerhin in vielen Fällen als durchaus brauchbar und nützlich bewährt. Aus diesem Grunde geht man jetzt auch in Frankreich zur Anschaffung von Polizeihunden über. Nach verschiedenen Wettbewerben in Nancy, Lyon und Rouen, an der sich nur französische Hunde beteiligten, ist kürzlich in Vittel, im Departement Vogesen, eine internationale Ausstellung für Polizeihunde veranstaltet worden, auf der die erreichte Ausbildung der vorgeführten Tiere geprüft werden sollte. Es waren dazu zweiunddreißig Hunde angemeldet, deutsche Schäferhunde, belgische Schäferhunde, Neufundländer und elsässische Wolfshunde, die Deutschen, Belgiern, Schweizern und Franzosen gehörten.

Unter diesen Hunden ist der deutsche Schäferhund „Pan", der von seinem Besitzer Heinrich Osthaus selbst dressiert worden ist, aus dem Wettbewerb als Sieger hervorgegangen. Im Angriff auf einen

Menschen zeigte er sich mutig und feurig, ließ aber gleichwohl gehorsam von ihm ab, sobald ihn sein Herr zu sich zurückrief. Mit einer Sicherheit ohnegleichen übersprang er Hindernisse, holte verlorene Gegenstände herbei, verfolgte Flüchtige, lief den Spuren von Personen nach, die Verbrecher darstellten, und überbrachte geschriebene Meldungen, so daß seine Klugheit allgemein bewundert wurde.



»Pan« erklettert das Dach eines Schuppens auf einer Leiter.

Als ein Glanzstück seiner Dressur ist die Ersteigung eines Schuppens auf einer Leiter zu betrachten. Der Hund kletterte nicht nur auf der Leiter auf das Dach des Schuppens hinauf, um dort die Spur eines flüchtigen Verbrechers ausfindig zu machen, sondern er stieg auch, was für Hunde besonders schwierig ist, auf demselben Wege wieder auf den Erdboden herab. Auch im Zirkus werden ja derartige Produktionen vorgeführt, aber dort liegen die Verhältnisse doch bei weitem günstiger. Die Hunde benützen im Zirkus stets nur eine bestimmte, für sie eigens hergerichtete Leiter und sind zugleich in der Manege vor Ablenkungen und Störungen geschützt. „Pan"

dagegen benützte eine gewöhnliche, ihm gänzlich fremde Leiter, und dazu kam noch, daß die Preisrichter und Zuschauer in nächster Nähe um ihn herumstanden.

Auch die übrigen ausgestellten Hunde waren im allgemeinen vortrefflich. Jedoch wurden bei ihnen diese oder jene kleinen Mängel festgestellt, so daß die Erteilung des ersten Preises an „Pan" allerseits mit Befriedigung aufgenommen wurde. Dieser Erfolg in dem internationalen Wettbewerb von Vittel spricht nicht nur für die geistige Begabung des Siegers, sondern ehrt auch zugleich die Tüchtigkeit und Ausdauer seines Besitzers und Lehrers. Th. S.

Bestrafte Schmeichelei. — Der berühmte englische Schauspieler Irving ließ zur Hauptprobe einer von ihm in Szene gesetzten Shakespeareaufführung einen Tapezierer kommen, um bei ihm einige Dekorationen zu bestellen, die er als nötig erachtete.

„Ich möchte dort grüne Plüschvorhänge anbringen lassen," sagte er zu ihm.

„Ein wundervoller Gedanke," erklärte der Mann. „Grün wird außerordentlich wirksam sein."

Indem er sich anschickte, die Maße zu nehmen, rief Irving: „Hören Sie, wenn ich mir's genauer überlege, sollte es doch etwas Dunkleres sein als grüner Plüsch. Plüsch mag's ja bleiben, aber sagen wir dunkelblauer."

„Da stimme ich ganz mit Ihnen überein, Sir Henry," erklärte jetzt der Handwerker. „Sie besitzen einen wunderbaren Geschmack. Dunkelblau wird den Teint der auftretenden Damen besonders heben."

Noch war er damit beschäftigt, die Umbestellung in seinem Notizbuch zu vermerken, als er sich nochmals von Irving angerufen hörte. Willfährig sprang er herbei.

„Mir scheint, als dürfte Dunkelblau doch etwas zu schwer wirken. Ich möchte es lieber mit rein weißem Plüsch versuchen."

„Bewundernswürdig!" rief der Geschmeidige. „Wie wird das die edlen Verhältnisse der Bühne zur Geltung bringen!"

Henry Irving war kein Mann, der der Schmeichelei abhold gewesen wäre. In diesem Falle aber wurde ihm denn doch diese unbedingte Bewunderung seiner sich stets widersprechenden An-

ordnungen etwas zu stark und er sagte ärgerlich: „Bei reiferer Überlegung komme ich zu der Meinung, daß die Vorhänge recht überflüssig sind, ich werde sie also ganz weglassen."

Und es war ihm, wie er später selbst äußerte, eine Genugtuung, daß wenigstens diesmal der allzu entgegenkommende Geschäftsmann darauf verzichtete, seinen Geschmack bewundernswürdig zu finden. C. D.

Ein moderner Bücherschwindel. — Im meistgelesenen Lokalblatt einer größeren Provinzialstadt findet sich folgendes Inserat: „50 Prozent und mehr Verzinsung erzielt man für kleine Kapitalien. Besonders günstig für Witwen, Rentner ꝛc. Keinerlei Fachkenntnisse erforderlich! Offerten an die Geschäftstelle dieses Blattes."

Was Wunder, daß auf ein solches Inserat eine Menge Angebote einlaufen. Der anonyme Inserent hat also die Auswahl unter den sich anbietenden Gimpeln.

Da ist nun eine Frau Lehmann, eine Sekretärswitwe, die mit ihrer achtzehnjährigen Tochter von einer schmalen Pension und den Zinsen eines Kapitals von etwas über 5000 Mark knapp durchkommt. Wenn die Zinsen nur nicht gar so dürftig wären! Nicht einmal die Miete läßt sich ganz damit bezahlen, und Frau Lehmann quält sich schon lange mit dem Gedanken ab, das Kapital zu irgend einer Erwerbstätigkeit zu benützen. Sie weiß nur nicht, was sie anfangen soll, denn sie hat ja kein Geschäft gelernt. Da erscheint ihr das obige Inserat wie ein Wink des Schicksals, und flugs setzt sie sich hin und schreibt dem unbekannten Inserenten, daß sie sich gerne betätigen wolle und deshalb um nähere Auskünfte bitte.

Nach wenigen Tagen stellt sich ein liebenswürdiger, anscheinend unverheirateter Herr ein; er trägt keinen Ehering und stellt sich als Aufgeber des Inserates vor; er entschuldigt sich, nicht früher gekommen zu sein, aber die große Zahl der eingelaufenen Angebote mache eine gewissenhafte Prüfung nötig. Man könne ja nicht alle berücksichtigen, denn nur eine wirklich würdige Person könne der Ehre und des Glückes teilhaftig werden, dieses in jeder Beziehung angenehme Geschäft zu machen. Er glaube hier an die richtige Adresse gekommen zu sein, fügt er mit gewinnendem Lächeln hinzu und dabei schielt er auf die anwesende Tochter, die sich errötend abwendet. Frau Lehmann fühlt sich geehrt ob dieser Auszeichnung,

der Herr hat ein so vornehmes Benehmen, ledig ist er auch — doch nein, Frau Lehmann will keine Luftschlösser bauen, aber man kann ja nicht wissen! Sie fragt endlich, worin das Geschäft bestehen soll, das so glänzende Erträge abwerfe.

Der liebenswürdige Besucher öffnet nun ein Paket, das er mitgebracht hatte. Ein glänzend eingebundenes Buch entpuppt sich, und auch an schönen Illustrationen fehlt es nicht. Anerkennungschreiben sind auch vorhanden, und Frau Lehmann harrt nun der Dinge, die da kommen sollen.

Der Besucher stellt sich vor als ein Herr Junker, Verlagsbuchhändler. Sein Verlagswerk hier werde in allen Ländern mit großem Erfolge vertrieben. Das Buch werde spielend leicht für 20 Mark verkauft. Frau Lehmann könne aber, wenn sie einige hundert Exemplare des Buches nehme, das Stück schon für 8 Mark erhalten; sie könne also ein glänzendes Geschäft machen.

So klug ist nun Frau Lehmann auch, um zu begreifen, daß es ein glänzendes Geschäft ist, einige hundert Exemplare eines Buches, das man für 8 Mark eingekauft hat, für 20 Mark wieder zu verkaufen. Aber die Geschichte hat vielleicht doch einen Haken.

„Ich verstehe zu wenig vom Buchhandel, wie soll ich da die Bücher anbringen?" antwortet sie.

Auf diesen Einwand ist Herr Junker ganz besonders vorbereitet, und sein Herz hüpft vor Freude, wenn er ihn hört. Würde Frau Lehmann einfach erklären, sie verzichte, da sie solche Geschäfte nicht machen könne, so hätte er gewiß einen viel schwereren Stand. Sie entschuldigt sich aber gewissermaßen mit ihrer mangelnden Fachkenntnis, und da ist Herr Junker genügend Menschenfreund, um ihrem Wissen auf die Beine zu helfen.

„Gnädige Frau," entgegnet er mit einem Seitenblick auf die Tochter, „ich weiß Ihren Einwand vollauf zu würdigen, denn niemand kann ein Geschäft betreiben, das er nicht versteht. Ich würde es als eine Gewissenlosigkeit betrachten, Ihnen eine Partie dieses Werkes aufzuschwatzen, wenn ich nicht die Sicherheit hätte, daß Sie in der Tat ein glänzendes Geschäft damit machen. Ich will das Geschäft einige Tage hier in Ihrer Wohnung betreiben, Sie sollen sehen, wie es gemacht wird, aber keinerlei Risiko oder Verpflichtung haben. Wenn Sie dann die Sache weiterführen wollen,

wie ich Sie Ihnen eingerichtet habe, so können Sie es tun; wenn Sie nicht wollen, ist es mir auch recht, denn es gibt genug andere Leute, die sich der Sache annehmen wollen."

So ganz locker lassen will Frau Lehmann den Goldvogel auch nicht, und sie ist daher gern bereit, ohne jede Verpflichtung ihrerseits einen Kursus im Büchervertrieb durchzumachen.

Herr Junker hat nun zufällig einen Bücherreisenden zur Hand, mit dem gleich am anderen Morgen die Arbeit beginnt. Dieser Reisende erklärt sich bereit, für Frau Lehmann zu arbeiten, und die Sache beginnt dann folgendermaßen: Herr Junker instruiert in Gegenwart der Frau Lehmann den Reisenden; dieser erhält einen Musterband des Werkes und soll damit zahlungsfähige Leute aufsuchen und ihnen das Werk zum Kaufe anbieten. Wer gewillt ist, ein solches Werk zu kaufen, muß einen Bestellzettel ausfüllen. Um 5 oder um 6 Uhr Abends muß der Reisende wiederkommen, über seine Tätigkeit Bericht erstatten und die erlangten Aufträge abgeben. Prospekte mit Bestellzettel sind in Massen vorrätig gedruckt, so daß der Reisende seine Tätigkeit sofort beginnen kann. Für jedes abgesetzte Exemplar erhält der Reisende eine Provision von 4 Mark. Da nun das Werk 8 Mark im Einkauf kostet, wozu noch 4 Mark Provision für den Reisenden kommen, so bleibt bei einem Verkaufspreise von 20 Mark immer noch ein Reingewinn von 8 Mark. Am anderen Tage brauchen nur die Exemplare geliefert zu werden, die Tags vorher bestellt worden sind.

Nachdem der Reisende sich mit Musterband und Prospekten entfernt hat, verabschiedet sich auch Herr Junker und verspricht am Spätnachmittag wiederzukommen, um zu sehen, was der Reisende ausgerichtet habe.

Das ist doch auf alle Fälle ein bequemes Geschäft, bei dem man den Tag über nichts zu tun hat und nur des Abends wenige Minuten braucht, um die Aufträge in Empfang zu nehmen!

Der Reisende stellt sich auch pünktlich um 5 Uhr Nachmittags ein und legt Bestellzettel auf zwei Exemplare des Werkes vor. 16 Mark sind mühelos verdient worden. Frau Lehmann und ihrer Tochter gehen Augen und Ohren über, denn sie hätten nie gedacht, daß man mit Büchern so viel Geld verdienen kann.

Am anderen Tage wiederholt sich das Spiel, und der Reisende

bringt des Abends Aufträge auf drei Exemplare — Gewinn 24 Mark. Der dritte Tag ist ein schlechter Tag, es wird nur ein einziges Exemplar verkauft, aber 8 Mark täglich zu verdienen, ist auch nicht zu verachten. Für diesen geringen Verdienst des dritten Tages entschädigt der vierte Tag, an dem der Reisende Bestellungen auf vier Exemplare bringt, was einem Gewinn von 32 Mark entspricht.

Jetzt gibt es kein Überlegen mehr, und Herr Junker, der keine Zeit mehr hat, länger am Orte zu bleiben, findet williges Gehör bei Frau Lehmann, die nun bereit ist, eine größere Partie des Werkes zu nehmen. Es sind ja noch Einzelheiten vorhanden, die der Erledigung harren, aber Herr Junker besiegt alle Schwierigkeiten.

Da er weiß, daß Frau Lehmann etwas über 5000 Mark Vermögen hat, so gibt er unter 600 Exemplaren des goldbringenden Werkes nicht ab. Naturgemäß ist Frau Lehmann ängstlich, ihr ganzes Vermögen auf einmal hinzugeben, denn sie meint in ihrer Unschuld, sie könne sich ja wöchentlich so viele Exemplare kommen lassen, als sie braucht; aber darauf kann Herr Junker nicht eingehen, denn unter 600 Stück gegen bare Zahlung kann er nicht abgeben; aber der liebenswürdige Herr ist bereit, auch Staatspapiere nach dem Kurswert anzunehmen, so daß Frau Lehmann auch noch die Spesen beim Bankhaus spart. Um ihr das Geschäft noch leichter zu machen, gibt er ihr den Alleinvertrieb für den Ort und die nächste Umgebung.

Da kann dann die gute Frau nicht länger widerstehen. Sie gibt ihre treugehüteten Staatspapiere, erhält darauf noch eine kleine Summe zurück, und anderen Tages sind sechs große Bücherkisten mit je 100 Exemplaren in ihrer Wohnung.

Herr Junker nimmt von Frau Lehmann und ihrer Tochter herzlichen Abschied und verspricht, sobald es seine Geschäfte irgend gestatten, wieder zurückzukommen, da ihn ja tausend Fäden hierherziehen. Das junge Mädchen senkt errötend die Blicke zu Boden, und bevor es noch zu antworten vermag, ist Junker verschwunden.

Mit froher Hoffnung sehen die beiden Damen den folgenden Tagen entgegen. Aber seltsam: am nächsten Tage nach der Abreise des Herrn Junker bringt der Reisende nur noch eine Bestellung; am übernächsten Tage geht es ebenso. Frau Lehmann wird ängstlich, aber sie kann nichts tun, und am dritten Tage bleiben die Bestellungen

ganz aus. Am vierten Tage kommt der Reisende überhaupt nicht und läßt sich von nun an nicht mehr blicken.

Es vergehen kaum acht Tage, und die Frau merkt, daß sie schwer betrogen ist. Aber noch hat sie eine Hoffnung, ihr kleines Vermögen zu retten, sie geht mit einem Exemplar des Buches in eine Buchhandlung und bietet ihre ganze Partie zum Verkaufe an. Sie will den Posten billig lassen, der Buchhändler wird doch wenigstens die Hälfte des Ladenpreises zahlen können, also 10 Mark pro Stück.

Der Mann lacht sie aus. Wohin soll er in der kleinen Stadt mit 600 Exemplaren, zumal die wenigen Leute, die in Frage kommen konnten, durch den Reisenden schon versehen worden sind!

Für Frau Lehmann gibt es keine Rettung.

Dies ist das Schwindelrezept, nach welchem gewöhnlich gearbeitet wird. Der Unternehmer wie der zuerst so erfolgreiche Reisende verschwinden, sobald das Geschäft abgeschlossen ist. F. Streißler.

Etwas von der Blutbuche. — Eine interessante Spielart unserer gewöhnlichen Waldbuche ist die Blutbuche, deren dunkelpurpurne Blätter jenen eigenartigen Schmuck bilden, der in unseren Anlagen zur Herstellung herrlicher Schattierungen im Baumschlag so gern verwendet wird. Trotz ihrer schönen landschaftlichen Wirkung ist die Blutbuche verhältnismäßig spärlich in Deutschland verbreitet, und im Wald ist sie nur in ganz wenigen Exemplaren vertreten.

Die berühmteste Blutbuche Deutschlands ist die in dem Hainleiterevier Oberspier bei Sondershausen befindliche, deren Alter auf über zweihundert Jahre zu schätzen ist. Dieser selbstverständlich sorgsam gehegte, im Jahre 1772 erstmals erwähnte Baum hat bei 27 Meter Höhe einen Durchmesser von 102 Zentimeter in Brusthöhe, während der Kronendurchmesser 23 Meter beträgt; die Buche bedeckt somit die stattliche Fläche von etwa 500 Quadratmeter. Von besonderem Interesse ist die Tatsache, daß der Same dieser Blutbuche, die Bucheckern, bei der Aussaat nur etwa zur Hälfte blutlaubige Pflänzchen ergibt, die andere Hälfte schlägt stets in die grünlaubige Stammart zurück.

Dieser „Sondershauser Blutbuche", wie der Baum gewöhnlich genannt wird, wurde bis in die jüngste Zeit nachgerühmt, daß sie die Stammutter aller in Gärten und Anlagen Deutschlands und der Schweiz vorkommenden Blutbuchen sei. Dagegen ist nun

aber neuerdings durch Professor Jäggi in Zürich festgestellt, daß in Südtirol und in der Schweiz schon in den Jahren 1680 und 1706 auf Blutbuchen aufmerksam gemacht worden ist. Von drei beim Dorfe Buch im Kanton Zürich beieinander gestandenen ist noch eine am Leben. Auch bei Manderscheid in der Eifel befindet sich eine auf fast zweihundert Jahre geschätzte Blutbuche. Von diesen Blutbuchen stammt sicherlich keine von dem Thüringer Baume ab, sondern nach allen vorliegenden Erfahrungen entsteht die einzelne Blutbuche durch ein Samenkorn, dem, wenn schon von einer grünlaubigen Buche stammend, die Neigung innewohnt, eine rotblätterige Pflanze hervorzubringen, eine Abweichung von der Art, wie sie in der Natur mehrfach beobachtet werden kann.

Nicht ohne Interesse dürfte sein, daß an im Walde vorgenommenen Veredelungen sich nach kaum zehn Jahren das Blutlaub der Pfropfreiser wieder völlig in Grünlaub verwandelt; dagegen hält sich die rote Laubfarbe an aus Kernpflanzen gezogenen Bäumen. C. B.

Ein geschichtlicher Druckfehler. — Wie oft ist schon die Frage aufgeworfen worden, wie es denn nur kam, daß auf Napoleon I. in der Reihe der Napoleoniden gleich ein Napoleon III. folgte, und warum Louis Napoleon nicht als der Zweite bezeichnet wird. Nach Aussage des englischen Geschichtsforschers Kinglake war diese Numerierung nur einem merkwürdigen Druckfehler zu verdanken.

Unmittelbar vor dem Staatsstreich war der damalige französische Minister des Innern eifrigst damit beschäftigt, die bevorstehende Veränderung nach jeder Richtung hin in die Wege zu leiten und dem Volke schmackhaft zu machen. Er schrieb eine Proklamation für das amtliche Organ, das die öffentliche Stimmung in Paris machte, und schloß ihn mit den Worten: „Und so sei denn unser Losungswort: Es lebe Napoleon!!!“ Denn für Annahme des alleinigen Namens Napoleon unter Weglassung seines ersten Namens Louis hatte der damalige Präsident sich bereits entschieden, um die Anhänglichkeit des Volkes an seinen großen Oheim möglichst zu seinen Gunsten auszunützen. Die drei Ausrufungszeichen hinter dem Namen Napoleon mögen nun aber dem Minister in der großen Hast nicht allzu korrekt gelungen sein, jedenfalls las der Setzer,

der das Manuskript absetzen mußte, aus ihnen keine Ausrufungszeichen heraus, sondern die römische Ziffer III, und als am anderen Morgen der Verfasser des Artikels, der sich für den Staatsstreich rüstende Präsident und die übrigen Eingeweihten das Blatt in die Hand bekamen, da sahen sie zu ihrer Überraschung, daß es schwarz auf weiß den Satz brachte: „Es lebe Napoleon III.!"

Zeit zu einem Widerruf oder einer Erklärung fand sich im Drange der Ereignisse nicht, die Proklamation wurde für übereinstimmend mit den Absichten des neuen Kaisers aufgefaßt, als solche von der gesamten Presse nachgedruckt, auch in Volksversammlungen angewendet und so populär gemacht.

Da ergab sich der Held des Tages in sein Schicksal, wie es vom Setzer gestaltet worden war, und nahm den Namen Napoleon III. an.

Die Auslegung, als sei des ersten Napoleons einziger Sohn, der Herzog von Reichstadt, als Napoleon II. in der Liste der Franzosenherrscher zu führen, weil 1815 sein Vater zu Gunsten dieses Sohnes der Regierung entsagt habe, ist nach Kinglake nur spätere Unterschiebung. C. D.

Gesetze gegen die Übervölkerung Londons. — Die Sorge und die Klagen über die drohende Übervölkerung großer Städte sind keineswegs, wie man glauben sollte, neueren Ursprungs. Schon aus den Zeiten der Stuarts liegen Beweise vor, daß man seitens der Regierung solche Besorgnisse hegte. Allerdings war es weniger die Furcht vor einer Übervölkerung, als vielmehr die Besorgnis, daß London gar zu arg von armen Leuten aus der Provinz überschwemmt werden könnte. Nach der Art der damaligen Gesetzgebung suchte man einer solchen Möglichkeit mit Gewaltmitteln vorzubeugen. Bereits im Jahre 1592 erließ das Parlament eine Verordnung, wonach das Erbauen neuer Häuser in den beiden Städten London und Westminster und drei Meilen im Umkreise nur gestattet war, wenn — solche für Einwohner der besseren Klassen eingerichtet würden. Karl I. veröffentlichte 1630 einen Erlaß, um die fortschreitende Vergrößerung von London aufzuhalten, aus Furcht, wie es darin heißt, „daß die Einwohner zu einer solchen alles Maß übersteigenden Anzahl heranwachsen würden, daß man sie weder ernähren noch regieren könnte".

Diese Verordnungen, so gut sie gemeint waren, scheinen aber

selbst zu Zeiten ihrer Herausgeber nicht allzu strenge gehandhabt worden zu sein, denn 1680 klagte Rapie in seiner Geschichte Englands, daß man die bestehenden Gesetze gegen die weitere Ausdehnung der Hauptstadt so wenig beachte, „London sei jetzt in Wahrheit nichts weiter als der ungestaltet große Kopf eines kleinen Kindes". Und dabei zählte London damals kaum ein Zwanzigstel seiner heutigen Einwohnerzahl. O. Th. St.

Die Donaulöcher. — Etwa 7 Kilometer oberhalb der württembergischen Oberamtstadt Tuttlingen, zwischen den badischen

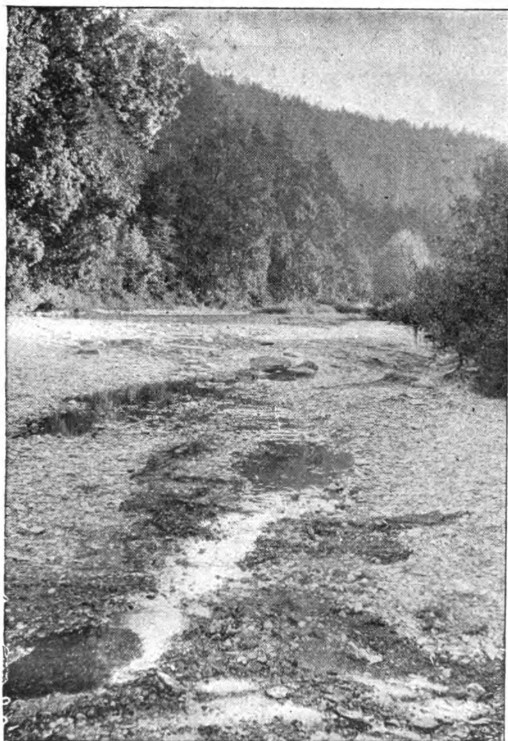


A. Haug in Vaihingen phot.

Die Donaulöcher bei Möhringen: Die Versickerungsstelle.

Orten Möhringen und Immendingen an der Bahnstrecke Donaueschingen-Sigmaringen, passiert die Donau einen Streifen Kalksteintuff, der in seinen Klüften das Wasser des Flusses bei niederem Wasserstand ganz, bei mittlerem großenteils verschluckt. Es ist eine Naturerscheinung, die ihresgleichen nur noch an einem Punkt der Erde, am Orinoko in Südamerika hat. Dieses Donau-

wasser tritt 12 Kilometer weiter südöstlich bei dem Städtchen Aach als Quelle der zum Bodensee fließenden Aach wieder zu Tage. Zu ändern ist der Zustand, der besonders im gewerblichen Leben



Das trockene Donaubett bei Möhringen.

Tuttlingens als Nachteil empfunden wird, in diesem Grenzgebiet von Baden und Württemberg einstweilen nicht, da für eine Verständigung ein einheitliches Wasserrecht fehlt. Unsere Bilder zeigen die Versickerungstelle und das ausgetrocknete Donaubett bei Möhringen während der Hochsommerzeit. Mitten durch das

Donaubett zieht sich aufwärts eine Grasbarre, die einen Teil des Flusses am linken Ufer entlang über undurchlässigen Boden leitet und so noch ein Stück weiter gelangen läßt; aber auch dieser Flußarm erreicht bald den Kalktuffgrund und verschwindet im Boden. Geht man aber weiter aufwärts, so sieht man den Hauptfluß, das ganze Bett füllend, auf sich zuströmen. Kurz darauf aber versinkt er zwischen dem Geröll in die geheimnisvolle Tiefe. Ein dumpfes Rauschen im Boden läßt die Richtung ahnen, die das Wasser einschlägt. B. H.

Spitzbubenstreiche. — Die Kaltblütigkeit und Findigkeit moderner Spitzbuben, wie sie manchmal in Romanen und Novellen geschildert wird, ist keineswegs bloß erdichtet, sie läßt sich im Gegenteil durch die mannigfachsten Vorkommnisse im alltäglichen Leben durchaus beweisen. So stieg vor ganz kurzer Zeit ein Einbrecher bei hellichtem Tage durch ein offenes Fenster eines Landhauses. In aller Ruhe räumte er den sehr wertvollen Inhalt des Silberschrankes aus und brachte alle Sachen, die nicht allzu umfangreich waren, in seinen zu diesem Zweck besonders weit gearbeiteten Taschen unter.

Da betritt plötzlich eine der Dienerinnen des Hauses das Zimmer und bleibt, wie sie den Eindringling bemerkt, starr und stumm vor Schrecken an der Tür stehen. Diese Gelegenheit benützt der Dieb geschickt und schwingt sich mit einem Satz wieder aus dem Fenster hinaus. Mit langen Schritten eilt er über den freien Rasenplatz vor dem Hause, zwängt sich durch eine Lücke in der Hecke, die den Garten umgibt, und eilt die Straße entlang, wo wenige hundert Schritt weiter das hohe Gitter eines Tennisplatzes aufragt. Hier mäßigt er seine Eile auf einmal und betritt den Spielplatz. Eine kleine Weile schaut er interessiert den Tennisspielern zu, dann schlendert er ruhig weiter, um endlich das kleine Häuschen zu betreten, wo die Spieler ihre Garderobe abzulegen pflegen.

In der Meinung, der Fremde sei mit einem der Spieler befreundet, läßt der Aufseher ihn ruhig gewähren, und der Spitzbube wäscht sich gemütlich die Hände, ordnet seinen Anzug vor dem Spiegel und verläßt dann langsam und unauffällig wieder das Haus.

Inzwischen war die wilde Jagd der durch das Dienstmädchen alarmierten Dienerschaft, mit einem schleunigst herbeigeholten

Schutzmann an der Spitze, vorbeigerast, um den Einbrecher noch einzuholen.

Ein anderer Fall. Vor dem Hause eines reichen Pariser Geschäftsmannes, das dieser in einer der vornehmen Vorstädte bewohnte, hielt eines Morgens, als der Herr sich im Geschäft in der Stadt befand, und auch die Dame des Hauses ausgegangen war, ein Rollwagen. Zwei Arbeiter, die den Kutscher begleiteten, hoben einen prachtvollen Diwan herab und trugen ihn ins Haus. Das von der Hausmeisterin herbeigerufene Dienstmädchen meinte zwar, hier müsse wohl ein Mißverständnis obwalten, denn die Herrschaft habe ihr nichts darüber mitgeteilt, daß ein Möbelstück gebracht werden würde, aber sie ließ es schließlich dennoch geschehen, daß der Diwan in die Wohnung gebracht wurde, als einer der Leute sagte, es sollte eine Überraschung für die Dame des Hauses sein. Schon eine Stunde später erschienen die Arbeiter mit ihrem Wagen wieder. Sie hätten sich geirrt, der Diwan sei doch für ein anderes Haus bestimmt, erklärten sie und unter vielmaligen höflichen Entschuldigungen trugen sie das Möbelstück wieder hinunter und fuhren ab.

Als kurz darauf die Hausfrau von ihrem Ausgang zurückkehrte, machte sie die sehr schmerzliche Entdeckung, daß ihre Juwelentruhe vollständig geplündert, und alle übrigen Gegenstände von Wert, die sich in dem Zimmer befunden hatten, spurlos verschwunden waren. In dem Diwan hatte ein Dieb sein Versteck gehabt, der sich auf diese Weise in die Wohnungen reicher Leute tragen ließ, gemächlich alles Mitnehmenswerte einpackte, um sich und seine Beute eine Stunde später von seinen Helfershelfern wieder abholen zu lassen.

Ein noch frecheres Stückchen vollführten vor einiger Zeit einige Wiener Spitzbuben. Um die neuerbaute Villa eines reichen Großindustriellen in Hietzing hatten Arbeiter ein ebenso kunstvolles wie kostbares schmiedeeisernes Gitter mit schweren Kupferzieraten angebracht, als eines Abends, wenige Tage nach Fertigstellung der Arbeit, ein Lastwagen vorfuhr, dem mehrere Arbeiter, anscheinend Schlosser, entstiegen. Es war bereits Feierabend, und die Handwerker, die noch in dem Hause beschäftigt waren, hatten den Neubau verlassen. Nur der Wächter war anwesend.

Sie hätten den Auftrag, das Gitter mitsamt dem Tor wieder abzuholen, sagte einer der Leute. Es sei eine Schinderei, sich noch nach Feierabend mit einer solch schweren Arbeit plagen zu müssen, und er bäte den Wächter, doch ein wenig mit Hand anzulegen, damit sie schneller fertig würden.

Dem Wächter kam die Sache ein wenig verdächtig vor; er mochte sich jedoch keine Blöße geben und ging unter dem Vorwande, einen anderen Rock anziehen zu wollen, nach dem Hause, um im Architekturbureau telephonisch anzufragen, ob die Sache seine Richtigkeit habe.

Schon ehe er das Haus betrat, hörte er die schrille Klingel des Apparats läuten. Er eilte hin und nahm den Schalltrichter ab. „Hier Märker, Villa Neuhaus, wer dort?“ fragte er.

„Hier Architekt Sellborn. Na, sind Sie endlich da? Ich klingle schon eine Ewigkeit. Wo haben Sie denn gesteckt? Wohl im Weinhaus drüben an der Ecke — was? — Nicht? — Na, 's ist gut. — Hören Sie, heute abend kommen noch Arbeiter hinaus, um das Eisengitter abzunehmen. Es soll gänzlich umgearbeitet werden, weil es Herrn Neuhaus nicht gefällt. Die Leute werden wohl bald draußen sein. Damit es nicht zu spät wird, helfen Sie ihnen ein wenig, ich mache es morgen, wenn ich hinauskomme, schon recht. — Wie, die Leute sind schon da? Na, um so besser. Schluß!“

Nun war der Wächter vollkommen beruhigt. Fleißig half er den Arbeitern das schwere Gitter loszuschrauben und auf den Wagen zu verladen. Er tat noch ein übriges. In der Aussicht auf das ihm vom Architekten versprochene Trinkgeld spendete er jedem der Arbeiter einen Schoppen Wein und freute sich aufrichtig mit dem Revierschutzmann, der inzwischen auch hinzugekommen war, als die geplagten Leute endlich zwei Stunden vor Mitternacht mit ihrem Gitter abfahren konnten.

Große Augen machte am anderen Morgen der Bauführer, als er das wertvolle Gitter vermißte, noch größere machte der Architekt, als ihm der Wächter die Vorgänge vom Abend vorher erzählte. Und Märker wie der brave Revierpolizist hätten sich am liebsten die Haare ausgerauft, als es ihnen klar wurde, daß sie einer Anzahl von frechen Spitzbuben noch stundenlang behilflich gewesen waren, ihre Beute in Sicherheit zu bringen. W. St.

Der Ahnherr der Seeschlange. — In einer Zeitungsnummer aus dem Jahre 1727 wurde folgender erste Leitartikel gegeben: „Laut den Nachrichten aus Lindos in Griechenland hat man den 3. September 1726 allda einen erschrecklichen Meerfisch gefangen, so in der Größe wie ein Kamelthier war, an welchem folgende seltsame Zeichen mit jedermanns Erstaunen gesehen wurden: dessen Kopff war über die massen groß, aufhabend eine Fontange, an statt der zwey Ohren zwey Gesichter, bey dem rechten Auge ein geharnischtes Angesicht, auf dem Gehirn ein blosses Schwert und Todten-Kopff, beim lincken Auge ein sehr mager oder dürres Weibs-Gesicht. Jedes hatte auf der Stirne einen Buchstaben, der geharnischte Mann hatte ein Y, das Thier-Gesicht ein H, am Todten-Kopff ein P, alle Buchstaben waren roth. Der Rachen obiges Fisches stunde weit offen, seine Zähne waren wie bey einem grossen Wild-Schwein, die Zunge mit drey Spitzen, die Schuppen sehr grausam, der Schlund blau, und grosse rothe Augen, auf der linken Seite eine Todten-Bahr und an der rechten etliche rohte Creutzlein, auf der rechten Seite am Bauch siehet man eine natürliche menschliche Hand und Fuß, am Schweiff eine Standarte, Fahne nebst anderm mehr. Das Volck ist häuffig hiezu gelauffen, dieses ungeheure Meer-Wunder zu betrachten, welches man aber den zehnden Tag, weilen es grausam anfangen zu stincken, zu Aschen verbrandt hat."

Dieser „erschreckliche" Meerfisch kann ohne Zweifel als der Ahnherr der Seeschlange angesehen werden. Th.

Die Geschichte einer Denkmalsinschrift. — Die Kaiserin Katharina II. von Rußland beauftragte eines Tages einen ihr empfohlenen Dichter damit, ihr eine kurze, geistvolle Inschrift für ein Denkmal zu verfassen, welches sie Peter dem Großen zu errichten im Begriffe stand, und dessen Enthüllung in wenigen Tagen stattfinden sollte. Freigebig, wie sie war, behändigte sie dem Poeten schon im voraus ein wahrhaft fürstliches Honorar, schärfte ihm aber ein, ihr die Inschrift bis Abends sechs Uhr zu liefern.

Überglücklich zog der Beauftragte von dannen, um sogleich an die Arbeit zu gehen. Allein zahlreiche Wirtshäuser lockten am Wege, und der durstige Dichter vermochte bei keinem vorüberzugehen.

Vergeblich wartete die Kaiserin am Abend auf die bestellte Inschrift — der Poet ließ sich nicht sehen. Endlich entdeckte ihn der nach ihm ausgesandte Adjutant in einer Wirtschaft in der Nähe des kaiserlichen Palastes, jedoch in einem Zustande, der jede Hoffnung auf Erlangung der betreffenden Arbeit auszuschließen schien. Der Wackere hatte sich nämlich derart bezecht, daß er kaum zu lallen vermochte.

Die barschen Worte des ärgerlichen Offiziers ernüchterten ihn jedoch schließlich ein wenig, und eine Ahnung des erhaltenen Auftrages begann in seinem umnebelten Gehirn emporzudämmern. Mühsam holte er seine Brieftasche hervor, riß ein Stück Papier ab und kritzelte darauf nach kurzem Besinnen mit unsicherer Hand vier Worte: „Da — gebt das der Kaiserin," stieß er hervor und sank alsdann wieder am Tische zusammen.

Kopfschüttelnd nahm der Adjutant den Papierfetzen aus den Fingern des Berauschten und eilte damit zur Kaiserin.

Kaum aber hatte diese einen Blick auf das Papier geworfen, als sie entzückt ausrief: „Wahrlich, die schönsten Verse könnten nicht mehr besagen, als diese knappe, markige Prosa!"

Die Inschrift nämlich, die der bezechte Poet entworfen hatte, und die tatsächlich an dem Denkmal angebracht wurde, lautete kurzweg: „Petro primo Katharina secunda!" (Peter dem Ersten Katharina die Zweite). O. L.

Merkwürdige Angst. — In einem spanischen Dorfe wurde die nach dem Ausspruche des Arztes verstorbene Frau eines Bauern der Landessitte gemäß in ein Bettuch gewickelt und nach dem Leichenhause getragen. Auf dem Wege dorthin kamen die Träger an einer Kaktushecke vorbei, deren Stacheln durch das Leintuch drangen und die Frau so stachen, daß sie aus ihrem Scheintod erwachte.

Einige Jahre später starb sie in Wirklichkeit, und auf dem Wege zum Kirchhof kamen die Träger wiederum an jener Hecke vorbei. Erschreckt rief da der trauernde Ehemann aus, der sie begleitete: „Nicht zu nahe an die Hecke heran, Nachbarn! Nicht zu nahe an die Hecke!" M. N.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

